

Biblioteka Muzeum im. Dzieduszyckich
we Lwowie.

Sz. 14.c N. 102

12-1410

nn

Ein Jahre in Egypten.





**Digital collection of the scientific library of the
State Museum of Natural History
of the National Academy of Sciences of Ukraine**

**Цифрова колекція наукової бібліотеки
Державного природознавчого музею НАНУ**

Hoffmann Carl Zehn Jahre in Egypten. Schilderungen dieses merkwürdigen Landes. Erlebnisse während eines zehnjährigen Aufenthaltes unter den Eingeborenen vom Wittermeer bis zur Visguesse. 2 Th. – Dritte vermehrte Auflage. – Wien: Im Selbstverlag des Verfassers, 1892. – 482S.

Download a copy of the book from the site:

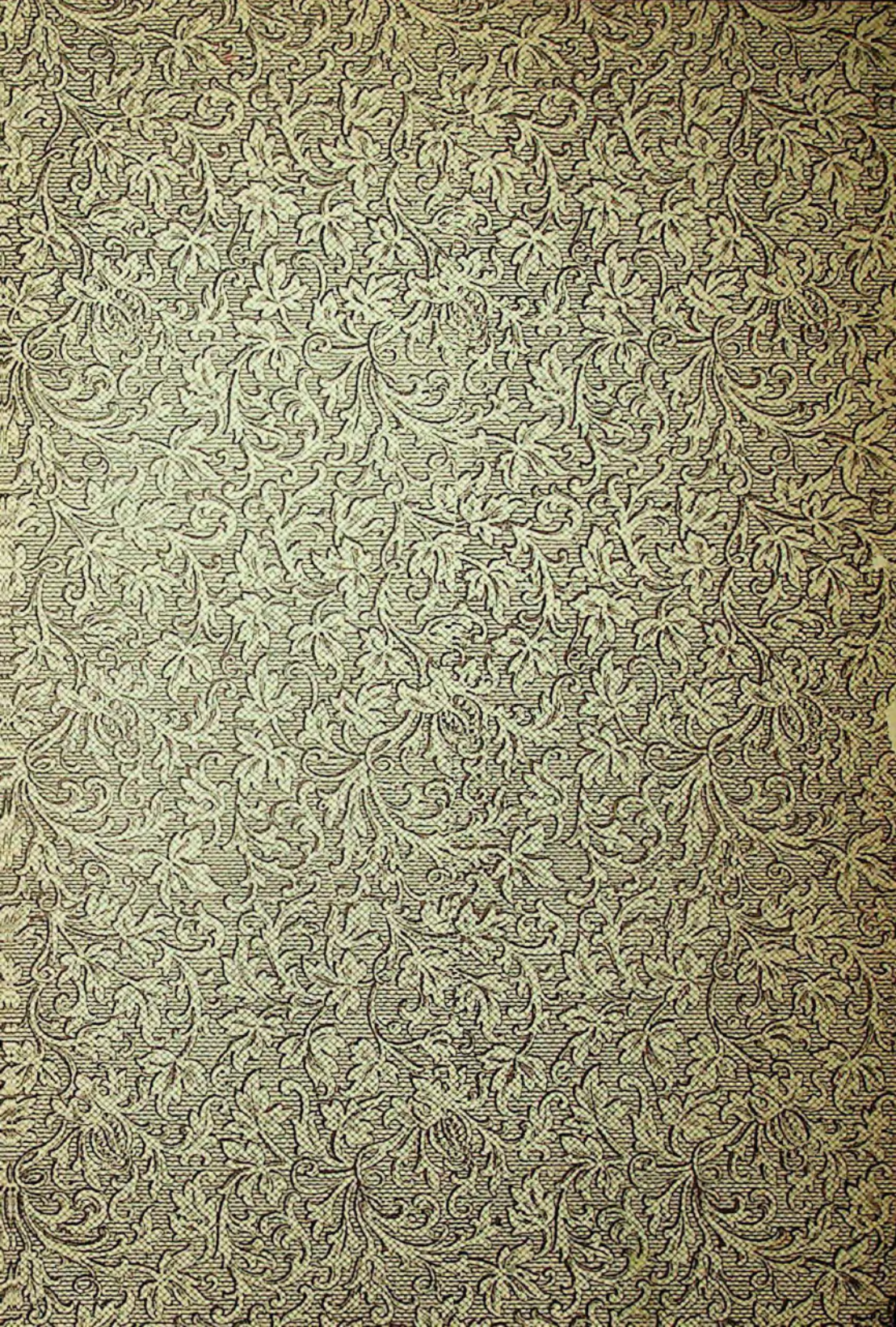
<https://libsmnh.com.ua>

Permanent link to the book page:

https://libsmnh.com.ua/books/carl_hoffmann/zehn_jahre_in_egypten_2th/







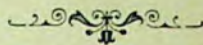
1850

1850

1890 ✓
Für. inv. tarze. 2220

A - 1411

Zehn Jahre in Egypten.



Schilderungen dieses merkwürdigen Landes.

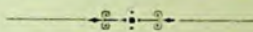
Erlebnisse

während

eines zehnjährigen Aufenthaltes unter den Eingeborenen

vom

Mittelmeer bis zur Nilquelle.



Wahrhaft, treu, humoristisch, freudvoll und leidvoll

erzählt von

L. L. II.

Carl Hoffmann,

früher Maschinist Sr. Ege. Nubar Pascha in Cairo.

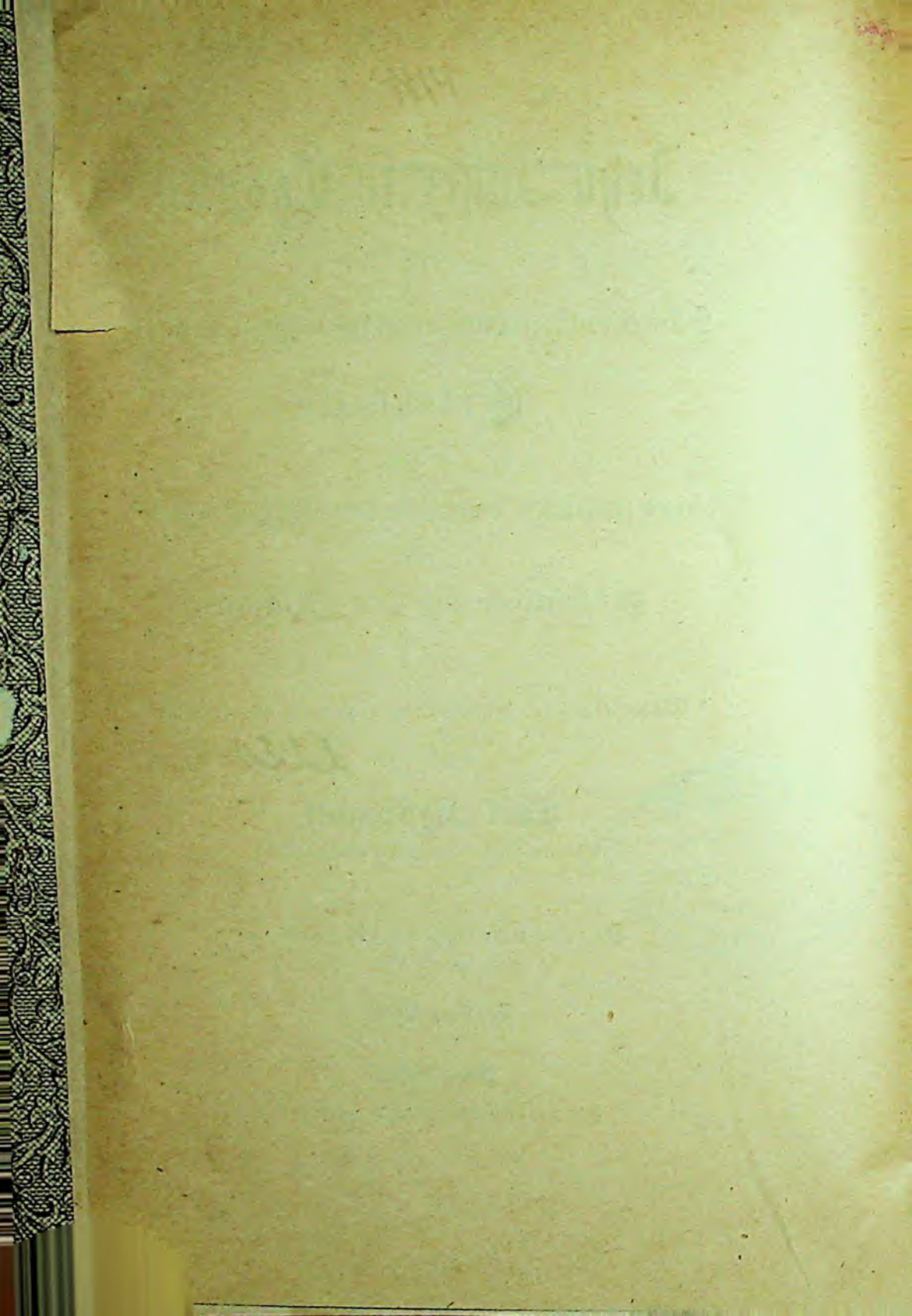
Dritte vermehrte Auflage.

Zweiter Theil.

Wien 1892.

Im Selbstverlag des Verfassers.





Zehn Jahre in Egypten.

Zweiter Theil.

XXV.

Matten, Schlangenschwörer, William's Heim.

Die Zeit war herangerommen, in welcher ich wieder für acht bis neun Monate ins Dorf, nach „Elendsheim“ abreisen mußte! Ja freilich, wenn man das großstädtische Leben mit allen Genüssen, die es bietet, genau gegen das Leben da unten in den Reis- und Maisplantagen, Zuckerrohr- und Baumwollfeldern vergleicht, wenn man ferner die hiesige Einwohnerschaft betrachtet und an die nackten braunen, schwarzen und schmierigen Gestalten denkt, so — bleibt man lieber, viel lieber in der Großstadt. Es kommen mitunter doch Tage, welche vom Meer herüber etwas frischere Luft bringen, außerdem bietet die Hafensstadt an leiblichen Genüssen, an frischem Fleisch, Seefischen, Gebäck &c. tägliche Abwechslung, man könnte in Gesellschaft guter Freunde sogar recht flott leben.

Aber der „Muß“, die „Pflicht“ und wie die Sporen alle heißen, welche den Menschen auf seiner Lebensbahn von links
Zehn Jahre in Egypten. 11.

und rechts anstacheln; sie verlangen, daß Jedermann seine Schuldigkeit thue, ob in Egypten oder anderswo!

Ich kam allerdings inzwischen öfter in Geschäften nach Alexandrien, wo ich dann in meinem Hause wohnen konnte. Wir hatten die obere Etage bezogen und für die Parterreräume einen guten Miether gefunden. Derselbe war ein ältlicher Italiener, sehr vermögend und fungirte nebenbei als höherer Beamter im Departement unsers Paschas.

Er war Witwer, hielt als Bedienung nur einige Araber für die Reithiere und speiste im Hotel. Wie mir der alte Herr mittheilte, so erwartete er mit einem der nächsten Dampfer seine einzige Tochter, welche sich zur Zeit bei Verwandten in Corfu befand.

Er zeigte mir ihr Bild über seinem Schreibtische, nach welchem dieselbe ein sehr schönes, feuriges Mädchen sein mußte. Ich machte ihm mein Compliment über eine so hübsche Tochter. „Oh, das Bild ist noch nicht getren!“ sagte der alte Herr und seine Augen leuchteten freudig auf: „Sie müssen meine Nina sehen und dann urtheilen! Wie schade, daß Sie morgen schon abreisen wollen — meine Tochter kommt erst Ende dieser Woche!“

„Dann soll es mich sehr freuen, das Fräulein später kennen zu lernen!“ sagte ich, indem ich mich und mein Haus dem alten Herrn empfahl. Wir mußten abreisen mit Sack und Pack, Rind und Regel. Die Pflicht rief! Meine Frau reiste mit den Kindern mit, sie hätte mich um keinen Preis so lange allein im Dorf gelassen, das Sumpffieber war uns noch in zu bösem Andenken geblieben!

William begleitete uns bis Mansurah, wo er blieb.

„Sie werden sehr bald von mir hören!“ sagte er beim Abschied zu uns, „ich weiß jetzt, was ich thue!“

„Viel, viel Glück, mein Lieber! Schreiben Sie uns nur öfter!“ sagte ich, ihm herzlich die Hand schüttelnd.

Nach kurzem Aufenthalt bei den Freunden ging es wieder auf die mit dem Nothwendigen versehene Milbarke zur Fahrt stromabwärts in die langweilige, einsame Schlangengegend. Bald wurde das Boot von dem sanftfließenden Strom mitgenommen — in kurzer Zeit war Mansurah mit seinen bunten Häusern schon außer Sicht.

Der Abend bricht herein. Die Barke verfolgt ohne Zuthun der Schiffer ruhig ihren Weg. Ein Schifflein ziehet leise den Strom hin sein Geleise, es schweigen, die drin wandern — Ringsum herrscht über der großen, weiten Wasserfläche tiefes feierliches Schweigen.

Die Araber stehen am Vorderdeck alle nebeneinander; sie beten —. Von den fernen Ufern links und rechts tönt das melancholische Geräusch der Wasserchöpfträder, die von den Büffeln in fortgesetztem, langsamem Kreislauf erhalten werden. Dazwischen hört man aus weiter Ferne den schwermüthigen Gesang anderer vorüberziehender Schiffer; ein eigenthümliches Gefühl bemächtigt sich unser beim Anhören dieser Melodie, welche gar wenig Abwechslung hat, immer wiederholt wird und noch lange nachher in den Ohren klingt!

Für meine geehrten musikalischen Leser habe ich hier eine arabische Melodie aufgesetzt, welche von der Quelle bis zur Mündung des Nils gesungen wird und, wenn sie auch schwermüthig klingt, dennoch einigermaßen Takt und musikalischen Sinn hat.

Ich gebe hierzu gleich eine Uebersetzung des Textes, wie ich ihn mir aus dem Arabischen zusammengestellt habe und welcher natürlich nur dem allgemeinen Sinn des Liedes entspricht.

Die Araber lieben es, daß E i n e r stets den Vorsänger macht, während alle Uebrigen die vorgesungene Strophe wiederholen.

Der Takt ist Vier-Viertel, die einzelnen Strophen sind in Accorden geschrieben:

Erste Zeile des Verses	}	f	f	g	g	a	a	g	g
		e	e	e	e	f	f	e	e
		a	a	e	e	e	e	e	e
		f	f	g	g	f	f	e	e
Zweite Zeile des Verses	}	a	a	g	g	a	a	g	g
		f	f	e	e	f	f	e	e
		e	e	e	e	e	e	e	e
		f	f	e	e	f	f	e	e
Dritte Zeile des Verses	}	f	f	g	g	a-c	a-f	g	g
		e	e	e	e	f	f	e	e
		a	a	e	e	e	e	e	e
		f	f	g	g	f	f	e	e
Vierte Zeile des Verses	}	a	a	g	g	a-c	a-f	g	g
		f	f	e	e	f	f	e	e
		e	e	e	e	e	e	e	e
		f	f	e	e	f	f	e	e

Grüß' Dich Allah, Lotusblume,
 Still verblüht Dein zartes Leben,
 Still und einsam, doch zum Ruhme
 Allah, Allah's der's gegeben.

Deine Blüten farbenprächtig
 Dufsten an des Niles Strande,
 Sie erschließen sich allnächtlich
 Allah Allah's schönstem Lande.

Wenn sich leichte Lüfte heben
 Schilf und Rohr sich flüsternd regen,
 Wenn des Mondes Silberlicht
 Zitternd in den Blüten bricht,

Haus' Du: Allah ist der Höchste
 Mahn' den Gläub'gen zum Gebet:
 Allah! Allah ist der Größte
 Und Mohamed sein Prophet!

Nun sind wir wieder vor dem kleinen Haus angelangt! Die Weinreben haben dasselbe fast übersponnen, so viele neue Ranken und Zweige haben dieselben in der Zwischenzeit getrieben! Die Baumschule, die Baumreihen am Ufer — alles ist dichter und mehr belaubt, das wuchert aus der Erde heraus, ohne unser Zutun.

Unsere zurückgelassene, kleine Wirthschaft fanden wir aber in einem ganz erschrecklichen Zustande vor!

Beim Oeffnen der Hausthür, von welcher ich vor kaum vier Monaten in meiner Fieberkrankheit den Schlüssel abgezogen hatte, entstand ein Geräusch von hunderten von Felldratten, welche sich inzwischen hier eingenistet hatten und nun in alle Ecken huschten, um von dort aus die Friedenstörer ihrer Wohnstätte genauer zu betrachten.

Meine Frau folgte mit den Kindern und Dienerinnen langsam hinter mir, wir alle blieben aber sprachlos vor Erstaunen an der weit geöfneten Thür stehen — so etwas war noch gar nicht da gewesen!!

Sämmtliche zurückgelassene Matratzen, Kissen und Polster lagen mit ihrem Inhalt an Baumwolle in ganz kleine Stücke zerlegt auf dem Fußboden herum! Auf Spinden, Komoden und Kästen waren ordentliche Nester aufgebaut, aus welchen die junge Rattenbrut piepte und quietschte! Dazu lag so viel Roth umher und es verbreitete sich ein so übler Geruch bei den Monate lang verschlossenen Fenstern, daß man drei Ohnmachten bekommen konnte!

Da liegt wieder eine halbe europäische Wirthschaft ruiniert von dem verwünschten Ungeziefer dieses heißen Klima's! Und wenn es auch nicht an Baumwolle fehlte, so waren doch die Ueberzüge total zerlegt!

Nun mußten erst wieder Besen und Schrubber mehrere Tage lang in Gang gehalten werden; der ewige Kampf der deutschen Reinlichkeit gegen den Schmutz der heißen Zone muß

fortgesetzt werden, unermüdblich, sonst geht der Europäer zu Grunde an Leib und Seele — erbarmungslos!

Kaum hatten wir dies Ungeziefer verjagt, wozu uns eine gute Katze die besten Dienste leistete, so machte ich eine neue, fürchterliche Entdeckung.

Während meine Frau mit den Kindern Nachmittags im Garten saß, trat ich eines Tages in die zu ebener Erde gelegenen Wohnzimmer und bemerkte, wie unsere kleine Katze mit gesträubtem Haar und krummem, hohen Buckel aufmerksam hinter einen Komodkasten schaut und von Zeit zu Zeit mit der Tazze nach einem hinter demselben sich befindenden Gegenstand schlägt.

Ich näherte mich behutsam und bemerkte den unheimlichen, mächtigen Kopf einer großen — Schlange, welcher aus einem weiten Ritloch des Fußbodens herauschaut, in welches sich aber derselbe bei meiner Annäherung sofort zurückzieht!

Im ersten Augenblick war ich ganz befangen vor Schreck! Meine Frau wollte soeben in das Zimmer treten, ich winkte ihr zu, draußen zu bleiben und theilte ihr behutsam meine Entdeckung mit, wobei ich die Schlange als ganz winzig und ungefährlich schilderte, was sie in der That nach dem großen Kopf und der Doppelzunge zu schließen, nicht war.

Nun theilten wir unser Quartier schon mit diesen ver wünschten Reptilien und wer weiß, wie lange dies schon der Fall war? Die vielen Matten, welche wir erst vor Kurzem vertrieben hatten, mochten wohl ein willkommener Fraß für die Schlangen sein und hatten vielleicht noch mehrere angezogen.

Da ich mir augenblicklich nicht anders zu helfen wußte, rückte ich den Kommodkasten von der Wand und warf einen tüchtigen Klumpen thoniger Nilerde auf das Loch im Fußboden, um vorläufig das plötzliche Herausschießen des gefährlichen Reptils zu verhindern!

Meine arabischen Heizer, die durch meine Frau herbeigeholt wurden, waren von der Mittheilung ganz entsetzt. Sie geberdeten sich, als säße ihnen das Reptil schon im Nacken. Von diesen Leuten war also kein Beistand zum Töbten und Einfangen der Schlange zu erwarten. Ich hatte erst die Absicht, den Fußboden aufzureißen und über das unheimliche Vieh mit Knütteln herzufallen, wenn dasselbe nicht schon unter der Erde einen anderen Ausweg gefunden hatte. Es schien mir aber doch gewagt, so offen gegen die Bestie zu verfahren, eine solche hat zu flinke Bewegungen, und schlüpft unter dem Hieb weg, — außerdem hat die Schlange den eigenthümlichen, stehenden und jessellenden Blick!

Die kleine zornige Katze umkreiste fortwährend den Erdklumpen und kratzte an den Fugen des Fußbodens herum — die Schlange war also jedenfalls noch unter demselben! Ich schaffte alle Anwesenden aus der Wohnung hinaus, ebenso die unruhige Katze und postirte mich mit einer gut geladenen Doppelflinte hinter einen Wandkasten im Anschlag auf das Aftloch und den Thonklumpen. Es dauerte eine geraume Zeit, während welcher ich mit der größten Spannung, immer fertig zum Schuß nach dem Ziel spähte —

Plötzlich taucht wie eine abgerundete, breite und dicke Fajshinensäbelspiße das Maul der Schlange ein wenig aus dem Thonklumpen hervor, als wenn derselbe zerschnitten wurde! Vorsichtig streckt das Reptil den Kopf noch weiter heraus und späht mit den Galgenaugen im Zimmer umher!

Ruhig und so kaltblütig wie möglich, nahm ich mir, trotz meiner heftigen Erregung das Ziel genau ins Korn und gab nun einen festen Schuß auf den halb hervorgestreckten, breiten Kopf der Schlange ab, so daß Thon, Holzsplitter und Fleischtheile des Kopfes nach allen Seiten spritzten — im gleichen Moment schießt der Vordertheil des scheußlichen Reptils aus dem Loch heraus, der blutige, total zerschmetterte Kopf schleift

auf dem Fußboden herum — ich hole eine große Feuerzange aus unserer Werkstatt und ziehe den übrigen, lebhaft hin und her fahrenden Körper vollends aus dem Astloch heraus, und wir sehen vor uns den faltigen, acht Fuß langen Leib des giftigen Reptils!

Das war ein entmuthigender Anblick mitten im Wohn- und Schlafzimmer! Wer weiß, wie viele Schlangen, Junge und Alte, noch in der Wohnung vorhanden waren? Die Araber behaupteten, daß eine Schlange sich niemals allein befände, sondern immer in Gesellschaft. Ich überzeugte mich aber durch Aufreißen des Fußbodens, daß sich auf dieser Stelle keine mehr vorfand — den ganzen Fußboden der Wohnung aufzureißen, wäre eine Heidenarbeit gewesen! Das ekelhafte Thier mußte sich wohl in unsere Wohnung durch die stets weit offen stehende, nach dem Garten führende Thür verirrt haben? Ihr faltiger, zusammengeschrumpfter Leib zeugte davon, daß sie schon lange gehungert haben mußte! Die Ratten waren verjagt und nun hatte die Schlange nichts mehr zu erbeuten und Abends und Nachts jedenfalls den Ausweg vergebens gesucht, weil die Thüren um diese Zeit immer geschlossen waren. Wie leicht konnte diese Bestie eines meiner Kinder anfallen?

Von Zeit zu Zeit zogen bei unserem Haus sogenannte Schlangenbeschwörer vorüber. Die Araber waren von deren geheimnißvoller Kunst ganz eingenommen, und da die Gelegenheit zur Production derselben sehr günstig war, so wollte ich die Hilfe der Zauberer in Anspruch nehmen, obgleich ich in dieser Beziehung ein sehr ungläubiger Thomas bin.

Mein Diener eilte ins nächste Dorf und brachte einige robuste, ganz tätowirte Kerle, wahrscheinlich von indischer Abkunft, welche sich mir unter grinsender, freundlicher Geberde als Schlangenbeschwörer vorstellten. Die Araber umstanden diese Leute in ehverbietiger Entfernung und begafften dieselben scheu und furchtsam, als wären es höhere Wesen.

Die Schlangenbeschwörer zeigten mir nun verschiedene Narben an ihren Leibern, welche von Schlangenbissen herrührten. Da sie aber g e w e i h t waren, indem sie in Mekka von einem heiligen Mann ein Mittel gegen den Schlangenbiß zum Verschlucken bekommen hatten, so schadete ihnen kein Biß, selbst der vom giftigsten und größten Reptil nicht.

Darauf zogen sie aus einem großen Ledersack mit der bloßen Hand eine Anzahl ekelhafter Schlangen heraus, welche sie zum großen Entsetzen der stammenden Araber an ihrem nackten Körper herumgleiten ließen.

Hierauf sollte das Beschwören der noch in unserem Hause befindlichen Schlangen stattfinden — die tätowirten Zauberer behaupteten, daß sich noch mehrere darin aufhielten — —

Einer der robusten, hellbraunen Beschwörer ging an das Ufer des Niles, woselbst er zuerst längere Zeit betete, darauf Kehrt machte und nun langsam, unter lauten Beschwörungsformeln auf unser Haus losging. Dabei streckte er die Arme weit vor sich, blieb wieder stehen, verdrehte schrecklich die Augen, schrie so laut er konnte den Namen „Al la h“ in die Luft, welchen sämtliche Araber pflichtschuldigst mehrmals ehrfurchtsvoll, mit lautem Gemurmel wiederholten.

Immer mehr näherte sich der vor Aufregung schweiß- triefende Beschwörer der Thür, immer heftiger wurden seine Geberden — er fing jetzt an, zu kriechen, schrie, auf den Knien rutschend, seine Zauberformeln laut in das Zimmer hinein — es war förmlich grauenhaft anzuhören!

Ich wollte mich recht genau von der Zauberkunst dieses, wie wahnsinnig sich geberdenden Menschen überzeugen und folgte deshalb allen seinen Bewegungen, indem ich dicht an seiner Seite blieb.

„Bleib zurück, Herr!“ ruft mir der Zauberer mehrmals zu: „bleibe zurück — es kann gefährlich für Dich werden.“

„Ich fürchte mich nicht, mach' nur weiter!“ antwortete ich ihm, weil er seine Aufforderung an mich gar so eindringlich wiederholte, — es war ihm offenbar unangenehm, daß ich ihn so scharf beobachtete, ich wollte mich aber nur von der Wahrheit überzeugen, ob wirklich noch Schlangen in unserer Wohnung zu finden waren, wie die braunen Zauber-künstler behaupteten.

„Da ist sie! Da ist sie!“ schreit der Schlangenbeschwörer plötzlich laut auf und mit einem kühnen Griff zieht er unter der Bettstatt eine ziemlich große Schlange hervor, welche er hinter dem Kopf gepackt hat und mit den Zeichen und Geberden des größten Entsetzens weit ab vom Leibe mir entgegenhält.

Ich hatte ganz genau hingesehnt und war fest überzeugt, daß sich an dem bewußten Ort keine Schlange befand. Der hellbraune Schuft hatte also das Reptil offenbar unter seinem Hemd hervoreskamotirt und wollte mir nun vorreden, die Schlange habe unterm Bett gesteckt — beim Allah!

Das Ganze war also indische — Taschenspielerkunst!

Mit der freundlichsten Miene von der Welt streckt er nun seine andere offene Hand gegen mich aus, mit der höflichen Bitte um einen recht großen Bakschis, weil er uns von einem so fürchterlichen Gast befreit habe.

„Gut: hier hast Du einige Plaster und nun ziehe los! Die Schlange bleibt aber hier, die gehört mir, die hast Du in meinem Hause gefunden!“ sagte ich nun mit großem Nachdruck. „Nch met, bringe 'mal einen ordentlichen Knüttel her, wir wollen das Vieh gleich erschlagen!“ und dabei trat ich mit dem Stiefel auf das vor uns am Boden liegende Reptil, welches überhaupt wie leblos da lag, — der lange Aufenthalt in dem engen Lederjack mußte wohl nicht sehr belebend wirken!

Als der Schlangenbeschwörer sah, daß ich ganz entschieden zur Ausführung meines Vorhabens mit dem Knüttel in der Hand schreiten wollte, legte er sich aufs Bitten: ich möchte ihm doch die Schlange lassen, es sei sein schönstes Exemplar und eine solche wäre sehr schwer wieder zu erlangen — —

Auf mein eindringliches Ersuchen gestand er mir endlich auch, daß er dieselbe unter seinem Kittel hervorgeholt habe, und bei diesen Worten zog er aus seinen kurzen Pluderhosen noch einige kleinere Exemplare hervor, in denen aber auch schon kein rechtes Leben mehr war — der Mensch saß am ganzen Leibe voller Schlangen, denen natürlich die Giftzähne ausgebrochen waren!

Nun hat der „Zauberer“ schließlich noch mit grinzender Freundlichkeit um einen Backschuß für seine Ehrlichkeit, und weil er aufrichtig gestanden hatte, ließ ich ihn mit seiner Schlange ziehen. Er nahm wenigstens die Lehre mit, daß man viel geschaidter sein muß, um einem Europäer etwas vorzumachen!

Nach gründlicher Säuberung der Zimmer und Untersuchung aller Kasten und Kommoden konnten wir also beruhigt wieder friedlich schlafen, verschlossen aber auch jetzt Tags über die Fenster und Thüren, wenn wir ins Freie gingen.

Bald darauf erhielt ich einen Brief von Freund William, worin mich derselbe um meinen Besuch bat zur — Besichtigung seiner Ländereien, welche bei einem arabischen Nest, drei Stunden von uns entfernt, lagen. Wir waren ganz erstaunt! Unser guter William ist Landwirth geworden! Vielleicht war es diese Neugier, welche er mir in Aussicht gestellt hatte mit den Worten: „Bald werden Sie von mir hören!“

Am nächsten Tage schon ritt ich quersfeldein, über Gräben, durch Baumwollfelder und Zuckerrohr in der Richtung nach dem bezeichneten Dorfe — es war ein außerordentlich heißer Tag, wir befanden uns in der Zeit des Chamsin, eines trockenen, heißen Südwindes, welcher seinen Namen (fünzig)

daher hat, weil er fast regelmäßig innerhalb fünfzig Tagen über die heiße Wüste von Inner-Afrika dahergestrichen kommt und so viel glühenden, feinen Sand mit sich führt, daß der Himmel eine gelbliche, bleierne Farbe annimmt, die Sonne fast verdunkelt wird und wie eine blutigrothe, große Scheibe aussieht!

Dieser gefährliche Wüstenwind benimmt fast den Athem.

Er kommt plötzlich wie eine mächtige gelbe Staubwolke über das Land daher gezogen — Kameele, Esel und Pferde, Büffel und Schafe bohren ihre Schnauze tief in den Erdboden, die Heerden drängen sich dicht zusammen und stehen wie festgebaut mit gesenkten Köpfen da, mein Reitpferd machte es ebenso und war nicht vom Fleck zu bringen. Ich sprang schnell aus dem Sattel, hielt mir mit dem Taschentuch Mund und Nase zu und flüchtete mich schleunigst in ein hohes Klee-feld, in welches ich mich platt auf den Bauch warf.

Eine gute halbe Stunde hielt dieser versengende Wind an. Die Baumwolle und der Mais hingen nachher traurig die Zweige und Blätter, Alles ist mit feinem Staubsand überdeckt, ein trauriger Anblick! Mein Pferd schnauzte und pustete, um den Sand aus Nüstern und Lippen loszuwerden, ich selbst hatte eine förmliche Sandhaut auf Händen, Ohren und Gesicht, und um den Mund und Nasenlöcher eine dichte Sandborke, welche sich ganz fest in den Bart und die schweißigen Poren gesetzt hatte!

Dieser verwünschte Wüstenwind thut der Kultur oft vielen Schaden, der nur durch die große Productivität des fetten Bodens wieder gut gemacht wird. Der feine, heiße Sand dringt natürlich auch durch Thüren und Fenster, wenn dieselben nicht mit außerordentlicher Sauberkeit gearbeitet sind, was eben in Egypten nicht der Fall ist.

Das elende Dorf, wohin William seinen landwirthschaftlichen Wirkungskreis verlegt hatte, lag an einem kleinen Canal,

in dessen Wasser ich und mein Pferd einige Labung fanden. Es ist eine Wohlthat, sich nach solchem Ereigniß gehörig baden und waschen zu können. Der Sand will gar nicht heraus aus Ohren und Nase, wenn der Chamsin einige Stunden lang wehen würde, müßte man unterwegs im Freien elendiglich ersticken!

Ein kleiner Araberbub hielt mein Pferd.

„Wo wohnt denn der Hawage (Herr) William?“ fragte ich den Buben, welcher ahnen mochte, wohin ich wollte.

„Da drüben“ — der Bub zeigte auf eine elende Hütte, dicht beim Dorf, wo auch nur ähnliche, elende Hütten standen.

„Der Hawage ist auf dem Felde in der Baumwolle, ich habe ihn vorhin dort herumreiten gesehen mit dem anderen Hawage,“ setzte der Bub hinzu.

Ein anderer Hawage? Wer kann das sein? dachte ich mir. —

Der Dorfbube lief voran, um mich auf das Feld zu Monsieur William zu führen. In ziemlich großer Entfernung vor mir tauchten zwei berittene Europäer an dem Canalufer auf, jedenfalls mein lieber Blondin und der andere „Hawage,“ welche wahrscheinlich nach dem geübten heißen Sandbad ebenfalls ein kühles Wasserbad genommen hatten.

Ein Schuß aus meinem Revolver in die Luft machte die beiden Reiter sofort stutzen und anhalten.

In kurzem Galopp trabte ich auf die Beiden zu, welche sich mir nun, William voran, gleichfalls näherten.

„Wir wollen eben unsere Felder besichtigen!“ sagte William, nachdem wir uns herzlich begrüßt und er mir seinen „Compagnon“ vorgestellt hatte.

„Es freut mich, daß Sie gekommen sind, obgleich Sie sich hätten einen kühleren Tag aussuchen können“, fährt mein Freund fort, Sie sollen einmal Ihr Urtheil abgeben, wie unsere Baumwolle steht. Es ist nur schade, daß der verwünschte Wind

gegangen ist und Alles verstaubt hat! Wir sind noch etwas zurück und hätten früher ausjäten müssen, es ließ sich jedoch nicht anders machen," tröstete sich der angehende Landwirth und gab seinem Pferde die Sporen, um voran zu reiten.

So weit war die Sache gut. Der blonde William sowie sein Herr Compagnon sahen wirklich „fesch" aus, wie echte Gutsbesitzer aus der fetten Mark! Beide waren gut beritten, hatten lange Stulpenstiefel an mit tüchtigen Sporen, jeder trug eine leichte Jagdjoppe und auf dem Kopf etwas schief aufgestülpt den grauen Jägerhut mit Reihersfeder — es war Alles bei einander, die begleitenden Araberbuben trugen auch Flinten und Jagdzeug; es fehlte zum reichen Dekonomen absolut nichts!

Lisetta! Mädchen! Sängerin! Wenn du ihn jetzt so sehen könntest, wie er für Dich wirken will! Denn das ist unstreitig seine feste Absicht!

„Sehen Sie, von da angefangen bis dort, wo der Mais steht," dabei beschrieb William die Linie in der Luft, „und nun hier entlang bis zu jener Ecke, das sind dreißig Feddan (Morgen), die wir gepachtet haben. Ich glaube, daraus kann man etwas machen — was meinen Sie?" sagte mein Freund zu mir gewendet mit leuchtenden Augen und hob sich dabei im Sattel, wie ein Cavallerieoffizier, zu welchem der hübsche Blondin auch viel besser gepaßt hätte.

„Ja, ja Freund," sagte ich, „wenn — pardon — fleißig gearbeitet wird! Haben Sie auch Mannschaft genug?"

„Daran mangelt's eben!" sagte William. „Die Regierung braucht zu viel für die Arbeiten an den Mähdämmen, aber wenn wir Beide erst losgehen! Was?" meinte er zu seinem Compagnon gewendet und drehte seinen blonden Schnurrbart, was ihm der junge Mann, der etwas schüchtern und verlegen drein schaute, sofort nach machte.

Lisetta! Höre und staune über diesen Opfermuth! Alles, alles dies geschieht für Dich einzig Eine! Klingt Dir nicht das

rechte Ohr? Oder das linke? Du denkst doch gewiß auch an ihn? Er meint es ja gewiß vom Herzen gut!

Einige Feddan Land waren mit Baumwolle bebaut. Diese stand leider sehr dürftig, weil man zu spät gesät hatte. Der ganze Landstrich schien mir überhaupt nicht der beste, er enthielt viel Salzboden und dieser braucht erst mehrere Jahre hintereinander *Neisjaat* und tüchtig Wasser, damit das Salz ausgelaugt wird. William, alter Freund! Es wird hier nicht viel geerntet werden, zumal für die Bewässerung an den benachbarten Araber so viel gezahlt werden muß, weil die jungen Unternehmer kein eigenes Wasserrad besaßen. Außerdem arbeiten die arabischen Bauern für den Europäer erstens sehr wenig, zweitens recht nachlässig, drittens aber hübsch theuer. Unter der Fuchtel und den Stockstreichen ihrer Pascha's und Schechs arbeiten dieselben viel angestrongter und schneller!

William erzählte mir unterwegs, nachdem wir eine Tour über das Terrain gemacht hatten und seiner Behausung zu ritten, daß sein Compagnon ein junger Kaufmann sei, ein Dalmatiner. Beide jungen Leute hatten einige Hundert Pfund zusammengeschoffen und das Land von dem Schech des Dorfes gepachtet. Die Pachtsumme war nicht bedeutend, jedoch sei schon viel Geld daraufgegangen für die Einrichtung, für die Pferde, Sattelzeug und Lebensmittel, aber „wir hoffen, die Ernte wird uns herausreißen! Es soll noch Mais, Zuckerrohr und Klee angebaut werden, das macht pro Feddan so viel und das Erträgniß davon macht so viel, und die Preise steigen hoffentlich noch etwas, dann macht der Gewinn so viel, es wird schon gehen, passen Sie auf!“ sagte mein muthiger Freund und brannte sich eine echte Havannah an, wovon er uns ebenfalls anbot.

Wie gesagt, so weit ging Alles ganz gut. Selbst die elende Hütte war in ihrem Innern ziemlich comfortabel eingerichtet. Breite, bequeme Divans, sehr hübsche, solide Möbel,

sogar einige Bilder mit Goldrahmen, welche von den grauen, rußigen Wänden aus Nilerde so recht grell abstachen und natürlich voller Fliegen saßen.

„Nun wollen wirs uns bequem machen,“ sagte William beim Eintritt in sein Heim und bald flogen die langen Stulpstiefeln in die Ecke, daß die Sporen klirrten, die jungen Männer schlüpfen in bunte Pantoffeln und in kurzer Zeit saßen wir Drei um eine Flasche guten Rothwein, welcher direct aus einem umfangreichen Faß in der Ecke herausgezapft wurde. Hier war *Land*, hier ließ sich leben!

Der Compagnon fragte mich nun aus über Baumwolle, Reis, über die Preise, über das Erträgniß eines Feddans — ich merkte, daß der junge Mann gar keine Idee von der Landwirthschaft hatte. „Der besorgt das Kaufmännische, die Buchhaltung,“ meinte William und ich werde das Praktische, die Felber besorgen! Wie Sie wissen, so bin ich ja eigentlich zu Hause, bei Magdeburg auch in den *Zucker*-Campagnen groß geworden, wenn auch nur Runkelrüben gebaut wurden. Und hier wird sich ja auch machen — nur nicht ängstlich!“ setzte er munter hinzu.

Ich für meinen Theil ängstigte mich gar nicht, glaube aber, mein Freund wollte sich selbst nur Muth machen und seinem schüchternen Compagnon dazu, denn dieser schien an der Rentabilität des Pachtlandes bedeutend zu zweifeln. Derselbe hatte aber noch immer einzubrocken, wie mir William sagte und im schlimmsten Falle konnte er wieder zu seinem Onkel nach Alexandrien an sein früheres Schreibpult ins Comptoir gehen, da war er schließlich gut aufgehoben!

Die beiden jungen, unternehmungslustigen „Farmer“ hatten sich vor Kurzem in Alexandrien kennen gelernt, besagten abenteuerlichen Plan gefaßt und auch sogleich ausgeführt. Onkel mußte mit einer hübschen Summe Geld herausrücken, es wurde sofort von einem zufällig in der Stadt anwesenden Schech be-

هندستان و ابور شراباص نعلق سماءه اقدم لذبا
 عماده دایر علی نقش و ابور المیاہ وبالاطلاع
 دوران و بسوی الدولہ بنا شامین و بلد
 الاشی و الحبوب نطلع مخلصہ بنا ابراجہا و



نظر جناب
 نواریا
 سید

Handwritten text in Arabic script, written upside down. The text is a translation of the Persian text above. It begins with 'Allah ist der Herr!' and ends with 'Laid St.'.

sagtes Stück Land gepachtet, die jungen Leute staunten über den billigen Preis und griffen unbesehen zu, dann wurden Pferde und Sättel, Flinten und Munition gekauft und hinausging es, dem neuen Glückshafen zu!

„Ich werde Deinen Platz im Comptoir vorläufig noch nicht besetzen“, soll der Onkel zu seinem Neffen beim Abschied gesagt haben. Der erfahrene Mann hatte gewiß so eine Ahnung; er ließ den jungen Unternehmer ungehindert aufs Land ziehen, hatte aber seitdem einige bittende Mahnbriefe um — Geld hartnäckiger Weise unbeantwortet gelassen.

Es kam mir im Laufe der Unterhaltung vor, als erwarteten die jungen Leute vom Onkel „jeden Tag“ Geld; — der Alte wird sie doch nicht im Stich lassen bei der Aussicht auf eine so große Ernte, wie sie sie ihm in den Briefen schilderten?

Onkel schien aber von der Welt verschwunden zu sein.

„Wenn bis Samstag keine Antwort kommt, reise ich am Sonntag selbst nach Alexandrien“, sagte der Nefte.

„Ich auch“, setzte William hinzu, „wir können dann gleich Lebensmittel einkaufen, der Wein geht so schon zu Ende, die Conserven auch. Uebrigens, wir waren vor vierzehn Tagen dort und haben wieder Fräulein Lisetta singen gehört. Wer hätte geglaubt, daß aus Ihrer ehemaligen Dienerin so etwas Bedeutendes für die Bühne werden konnte?! Ich versichere Sie, das ganze Publikum war entzückt von ihrer schönen Erscheinung und Stimme, ich habe mir fast die Hände wund geklatscht! Wenn sie nur noch keinen — Verehrer — hat —?“ seufzte der junge Mann und schaute auf den Boden seines Glases. — „Lisetta hat sich das letzte Mal etwas — merkwürdig gegen mich benommen!“ —

„Darüber dürfen Sie sich nicht wundern, Mr. William“, begann sein Compagnon, „ein junges Mädchen am Theater, noch dazu so bildhübsch und in einer Stadt, wie Alexandrien, wo so viele reiche Nabobs sind — ich selbst würde das Mäd-

den verehren, leidenschaftlich, wenn — ich nicht hier in diesem verwünschten, langweiligen Nest festgebannt wäre — am Sonntag reife ich entschieden nach Alexandrien!“

William hatte während des Gefühlsausbruches seines Freundes die Hütte verlassen und sah draußen in den bereits hell aufgegangenen Mond. Man hörte ihn leise vor sich hin-pfeifen: „Ach — wenn Du wärst mein Eigen! —“

Armer Freund! Mit solchen quälenden, eiferfüchtigen Gedanken willst Du den salzigen Boden cultiviren und Reis, Mais und Zuckerrohr anbauen? —

Mein mir nachgefolgter Diener hatte schon das Pferd vorgeführt, welches mich durch sein Wiehern und Schnaufen zum Aufbruch mahnte:

Der Eindruck, welchen ich von dieser neuen Ansiedlung mitnahm, war ein ganz kläglicher. Die beiden jungen Leute zeigten allen guten Willen zur Cultivirung des umfangreichen Terrains, dazu gehörten aber mehr Mittel und vor Allem eine tüchtige Dampfmaschine und Pumpe, um aus diesem verwünschten Salzboden nach zwei Jahren vielleicht einen Vortheil zu ziehen; vor Allem aber gehören hierzu *A r a b e r* und keine verwöhnten Europäer!

Die Eingebornen sind gewohnt, mit ihren nackten Beinen in den überschwemmten Ländereien herumzusteigen, da bleiben ihnen weder Stiefel noch Schuhe im Boden stecken.

Die Stulpenstiefel thuns hier nicht! Der Europäer kann wohl damit an den einigermaßen festen Rändern der Felder herum spazieren, würde aber dieselben schmähtlich im Stiche lassen müssen, wenn er damit durch ein Reisfeld gehen wollte. Die thonige, feste Milderde läßt nicht so leicht los, da kann man noch so sehr strampeln — eher würde man sich ein Bein ausreißen, wollte man den Stulpenstiefel mit Gewalt aus dem Schlamm zerren.

Ferner kann der Europäer die große Hitze während des Tages nicht ertragen, während der Eingeborne meistens ganz nackt mit bloßem Kopf arbeitet. Auch sind nur die arabischen Geräthschaften für die dortige Cultur geeignet, wir Europäer können uns aber damit nicht befreunden, sie sind uns zu ungeschickt.

Es sind schon so viele Versuche gemacht worden, um europäische Cultur in der Landwirthschaft Egyptens einzuführen, leider aber alle durchaus vergebens.

Der Vicekönig selbst hatte die Absicht, einige europäische *Mufter-Dekonomen* zu gründen und hierzu bereitwillig große Ländereien, landwirthschaftliche Maschinen, Kameele und Büffel zur Verfügung eines Deutschen, des bekannten *Hans Wachenhusen* gestellt, welcher die Vollmacht besaß, die nöthigen Anordnungen, Engagements von deutschen Familien aus dem Landvolk &c. zu treffen, genug, vollkommen selbstständig zu handeln.

Die Benutzung sämmtlicher ausgedehnter Ländereien von guter Bodenbeschaffenheit sammt allen Maschinen, Viehstand &c. sollte den deutschen Colonisten auf eine Reihe von Jahren unentgeltlich überlassen bleiben. Erst nach dieser Zeit sollte eine mäßige Verzinsung, respective Amortisation des verauslagten Capitals eintreten.

Die Unterhandlungen waren im besten Gange, sie scheiterten schließlich aber zumeist daran, daß seitens der Regierung die landesrechtliche Gesetzeskraft über die deutschen Colonisten verlangt wurde, worein der deutsche Unternehmer *H. W.* nicht einwilligen zu können glaubte. Er wollte für seine Landsleute nicht die Verantwortung übernehmen, daß dieselben eines schönen Tages von irgend einem zornigen Pascha oder Schech durchgeprügelt werden konnten!

Dieser Streitpunkt hätte wohl geregelt werden können, es stiegen aber zugleich wirkliche Bedenken auf, ob die deutschen

Colonisten den Landestrankheiten widerstehen, namentlich aber Wochen lang im Wasser so herumarbeiten könnten, wie die Araber und wie es der Anbau von Reis namentlich unter allen Umständen erfordert.

Das schöne, Jahre lang gehegte und verhandelte Project wurde zu Wasser und ist auch, meines Wissens niemals wieder etwas Aehnliches aufgetischt worden.

Wie unendlich viele Mühe hatte ich mir selbst mit den schweren englischen Dampfplügen gegeben, welche durchaus in Egypten eingeführt werden sollten!

Der Transport der beiden colossalen, hierzu erforderlichen Locomobilen, welche allerdings unter Dampf fahren, über den weichen, schlammigen Boden war ein echtes Maschinenführerkunststück! Jeden Augenblick versank das eine oder andere schwere, eiserne Fahrrad in eine bodenlose Tiefe und arbeitete sich mit der erhöhten, zur Flottmachung nöthigen Dampfkraft erst recht gründlich in den Schlamm hinein. Nun mußte Tage lang mit Hacken und Spaten im Schweiß des Angesichtes gearbeitet werden, um den zum Umkippen schief dastehenden, schnaubenden Dampscoloß durch Unterschieben von Bohlen und Brettern herauszuarbeiten. Das Feuer mußte bei dem Einsinken der Räder sofort aus der Feuerbox gerissen werden, sonst gab es noch eine Kesselplosion obenein!

Man findet in Egypten bei fast jedem Großgrundbesitzer einen oder sogar mehrere verunglückte Dampfplüge mit dem ganzen Troß von Hilfsgeräthschaften und Kohlentransportwagen, Drahtseilen u. als altes Eisen in den Schuppen, oder als moderne Ruinen des eisernen Jahrhunderts auf den Feldern herumstehen — daneben arbeitet und pflügt wieder der Araber mit seinem Büffelpaar und seinem primitiven ungeschickten Holzpflug mit breiter, eiserner Spitze, an dessen ganzer Construction seit Jahrtausenden nichts geändert worden ist.

Die Abbildungen auf uralten egyptischen Monumenten zeigen noch ganz dieselbe Form, Figur und Handhabung. Und so wirds am Nil bleiben, so lange derselbe von oben herunter fließt und die Gläubigen sich in seinem süßen Wasser waschen. Nur die Anpflanzung von Wäldern, Anlage von Wegen und Stegen könnte hier eine Reform schaffen und noch vielen Millionen Menschen neue, große fruchtbare Ländereien zu ihrer Ernährung erschließen, welche bis jetzt noch als Wüsten da liegen.

Raum für Alle hat die Erde!

XXVI.

Ein Wiedersehen! Dr. Polker, der
Prophet.

Alle drei Wochen mindestens mußte ich um diese Zeit in Baumwollgeschäften nach Mansurah reiten, wo ich dann gleichzeitig Proviant und Lebensmittel einkaufte.

Meine erste Frage bei den Freunden galt immer dem nunmehrigen Farmer William. Dieser befand sich mit seinem Compagnon schon seit vierzehn Tagen in Alexandrien und war von dort, so viel man wußte, noch nicht zurückgekehrt.

Sämmtliche Freunde fürchteten dasselbe, wie ich: daß nämlich die neue Ansiedlung nicht von Bestand sein und William das erworbene schöne Geld wohl wieder in den Salzboden hineingebaut haben würde!

Der arme Mensch! Sein Unstern verfolgt ihn doch bei jeder Unternehmung! Er hatte erst kürzlich einen vollen, schönen

Geldbrief von seinen Verwandten in Magdeburg großartig retourgeschickt, weil er von seiner Reise mit den jungen Lordsöhnen und später mit dem Dr. Brugsch noch mehrere hundert Pfund Sterling besaß. Das war nun Alles wieder verloren — in den salzigen Boden hineingearbeitet, wo es als kränkeltnde, werthlose Baumwollstaude wieder zum Vorschein kam.

Wo wird nur der junge Mann augenblicklich weilen? Der Aufenthalt in Alexandrien kostet doch jedesmal ein Heiden= geld! — —

Diesmal wurde mir nach langen Jahren wieder einmal eine freudige Ueberraschung zu Theil! Der Holländer befand sich in Mansurah. Ich beeilte mich, ihn sofort aufzusuchen, er sollte in einer kleinen europäischen Locanda wohnen, dem besten Hotel, welches dieser Ort überhaupt aufzuweisen hatte.

Der Wirth dieses Hotels, ein sehr freundlicher Mann, wies mich sogleich in das betreffende Zimmer. Es war noch ziemlich früh Morgens, als ich daselbst anklopfte.

„Entrez!“ ertönt die sonore Baßstimme des Holländers.

Sofort reiße ich die unverschlossene Zimmerthür weit auf und erscheine auf der Schwelle derselben —

„Corpo di Baccho!“ ruft der junge Mann und springt mit einem Satz aus dem Bette, in welchem er noch bis über die Ohren lag: „wie kommen Sie hieher? Wie geht's? — Vor allem: Was macht die blonde Cerefta?“

„Das möchte ich gern von Ihnen hören,“ antwortete ich ihm, „und da ich von Ihrer Anwesenheit unterrichtet bin, so müssen Sie verzeihen, wenn mich meine Ungebuld zum Störer Ihres süßen Morgenschlammers gemacht hat.“

„Fa niente — das thut nix — herzlich willkommen!“ sagt mein Freund in Unterhose: „warten Sie nur, bitte, setzen Sie sich — ich bin ganz überrascht, wo sind nur die Stiefel, ach bitte, läuten Sie doch — ja — was macht nur die

Ceresta, — haben Sie gar nichts mehr von ihr gehört?“ fragte der nach seinen Stiefeln herumjuchende Cavalier und hielt sich dabei mit beiden Händen die Unterhose — —

„Bleiben Sie doch so lange im Bett, Monsieur, der Araber wird wohl die Stiefel zum Reinigen geholt haben — ich werde Sie übrigens im Glassalon erwarten,“ sagte ich und wollte mich entfernen. —

„No, no, no, nicht doch, Sie müssen hier bleiben, Sie müssen mir von der Ceresta erzählen,“ ruft der junge Mann und zieht mich krampfhaft auf den Divan zurück, wobei ihm die Unterhose fast ganz nach unten rutscht:

„Bleiben Sie, bleiben Sie, bitte, wir haben uns ja so lange nicht gesehen!“

„Ich kann Ihnen aber gar nichts von dem blonden Mädchen mittheilen — wenn Sie nichts von ihr erfahren haben? —“

„Nichts! Absolut nichts! Trotz aller meiner Bemühungen!“ rief der Holländer aus: „Ich war mehrmals in Alexandrien, ich war auf dem italienischen, griechischen, türkischen Consulat, ich habe nach Constantinopel geschrieben — Alles umsonst. Ich habe nichts mehr von dem Mädchen gesehen, noch gehört.“

„Dann sind wir Beide gleich schlecht unterrichtet, trotzdem ich mir gar keine Mühe mehr gegeben habe. Liegt Ihnen denn das Mädchen immer noch im Sinn? Es ist ja schon drei Jahre her seit jenem Ereigniß — —“

„Wie kann man ein solches Mädchen vergessen?! Sehen Sie her!“ und dabei kramte er, immer noch im tiefsten Negligé, aus seiner Westentasche ein kleines Etui heraus, welches er öffnete und mir entgegen hielt: „Sehen Sie diese Locke — diese blonde Locke? Sie ist von ihrem Haar — sie gab mir dieselbe beim Abschied auf meine dringende Bitte — ach! diese süße Erinnerung — sie ist das Einzige, was ich von ihr, von Ceresta habe!“

Jetzt habe ich es schon mit zwei Verliebten zu thun!
Beide hatten ihr Herz unter meinem Dache verloren!

„Ziehen Sie sich gefälligst nur erst ordentlich an, ich werde Ihnen die Stiefel schicken, dann können wir weiter plaudern,“ sagte ich, indem ich mich empfahl und versprochen hatte, ganz bestimmt im Garten zu warten.

Hier waren schon andere Freunde gekommen, welche von dem Wirth meine Ankunft erfahren hatten. Man sah sich gerne, das war die Hauptsache, und bald saßen wir Alle nach herzlichen Begrüßungen unter der schattigen Laube bei einem kühlenden Frühtrunk, welcher aus nichts Geringerem bestand, als folgender Mischung:

In einen hohen geschliffenen Glas-Pokal wurde zur Hälfte guter Weißwein gegossen, hierauf wurde der Pokal mit einer dicken Schicht von saftigen Orangenschnitten zugedeckt, welche die obere Weite derselben vollkommen ausfüllten. Darauf kam eine starke Lage Zucker auf die Orangen und hierauf wieder ein Aufguß Rothwein, in welchen einige Stückchen kristallklares Eis gelegt wurden. Das letztere fing alsbald zu schmelzen an und filtrirte mitammt dem Zucker und Rothwein in den Weißwein.

Jetzt stach man durch die Orangenschnitte einen sauberen hohlen und sehr steifen Strohhalm vom Reiß und begann damit den kühlenden Göttertrank langsam in den Mund zu ziehen.

Ich überlasse dem geehrten Leser, zu beurtheilen, ob diejes Getränk bei großer Hitze kühlen und schmecken kann. Die Erfindung desselben ist von — William, der sich auf den höchsten goüt verstand.

Während wir in diesem Hochgenuß schwelgten, erschien auch bald, schön geschmiegelt und gebügelt, der elegante, junge Holländer und nahm an der Gesellschaft theil. Wir durchsprachen nochmals die sämtlichen damals stattgehabten merkwürdigen Ereignisse, ohne ein Resultat oder eine Vermuthung über den Verbleib der blonden Sclavin Ceresta zu erlangen.

Es war mir vorbehalten — soll ich's jetzt schon sagen? — mir ganz allein vorbehalten, das Mädchen wiederzusehen. Mehr darf ich aber vorläufig noch nicht verrathen, um nicht vorzugreifen!

Der Holländer mußte nun seinerseits von meinen guten Bekannten aus Benna Abusir und Umgebung erzählen. Die Meisten befanden sich wohl, der Director war mit seiner Gattin für immer nach Europa gereist und — — „wissen Sie schon von der kleinen Französin, von der koketten Jeannette?“ fragte mich plötzlich der junge Mann, weil er mit meinen früheren Heiratsaffairen hinlänglich bekannt war. —

„Nein! — Was ist mit der — — stolzen Französin, die mir damals den ersten Korb gegeben hat?“ fragte ich neugierig.

„Das Mädchen ist leider ver — un — glücklich! —“

„Doooh!“ machte ich bedauernd, „wie kam das? und wo ist sie denn verunglückt und wie denn? —“

„Mit einem Araber!“ erzählte mein Freund weiter und — schwieg wiederum, indem er ein sehr ernsthaftes Gesicht machte.

„Mit einem Araber?“ fragte ich aufs Höchste gespannt. —

„Kurze Zeit nach Ihrer Abreise von dem alten Schech Abu Goura bewarb sich einer unserer griechischen Buchhalter um die zierliche Jeannette, aber ebenfalls — umsonst. Der Vater wollte, sie aber nicht. „Ich bin Französin,“ trällerte sie, wie damals bei Ihnen, „und will keinen Griechen heiraten!“ Darüber verging eine geraume Zeit, bis wir vor acht Tagen durch einige unserer arabischen Arbeiter, welche in dem Dorfe des Franzosen wohnen, die überraschende Nachricht bekamen: Fräulein Jeannette ist eines gesunden Knäbchens genesen. Mutter und Kind befinden sich wohl!“

„Vater: unbekannt, muthmaßlich der hübsche, schwarze Diener des Hauses selber, der immer um sie herum war.“

„Besondere Kennzeichen des Kindes: Haare kraus und sehr dunkel. Haut- und Gesichtsfarbe: sehr dunkel, fast schwarz. Augen: kohlschwarz. Lippen: etwas aufgeworfen. Nase: etwas platt — die arabische Hebamme hat dies Alles dem Griechen ganz brüthwarm mitgetheilt — was sagen Sie nun dazu?“ lachte der junge Holländer, indem er mich kräftig dabei auf die Schulter schlug, um mich aus meinem sprachlosen Erstaunen zu reißen.

Ich war gerächt. Ein Mohr hatte die Rache übernommen!

„Dem Mohren weih' ich dieses Glas!“ rief ich laut lachend und stieß mit den Freunden an, welche aufmerksam zugehört hatten und nun in meine Fröhlichkeit einstimmten.

Wieder andere Geschichten kamen zum Vorschein. Die Manjurahner Freunde erzählten uns verschiedene Stadtneuigkeiten von dem Franzosen, welcher uns beim Beginn des Krieges so sehr bemitleidet hatte, jetzt aber in seinem patriotischen Unmuth über die Niederlagen ganz verbissen umherging, weil ihn die Araber, Griechen und Türken nicht mehr mit der Hochachtung behandelten, welche ihm als Mitglied der „grande nation“ früher zugekommen war.

Man erzählte sich, daß er seine Zimmer mit jenen Bildern ausgeschmückt habe, welche das wüthende Frankreich als elende Revanche verbreiten ließ um den ruhmgekrönten deutschen Kaiser, die Prinzen, Minister und Heerführer in lächerlichen Bildern und Caricaturen herabzusetzen.

Eine andere Stadtneuigkeit war diese, daß ein in Manjurah lebender Deutscher wiederum allerhand mysteriöse Prophezeihungen für die Zukunft kund gemacht habe.

Ich hatte schon immer so Vieles von dem Wundermann gehört und war begierig, denselben näher kennen zu lernen. Meine Freunde versprachen mir, daß sie mich gelegentlich bei diesem merkwürdigen Mann einführen wollten.

In Egypten bilden sich ganz eigenartige Naturen, ganz besondere Philosophen unter den hier wohnenden Europäern aus, namentlich aber in den kleineren Städten und Dörfern. Das heiße Klima, die brennenden Sonnenstrahlen, beide wirken auf das menschliche Gehirn ein, oft vortheilhaft, sehr oft aber nachtheilig und mit bösen Folgen.

Unter den wenigen hiesigen Europäern befand sich auch eine Familie, deren Oberhaupt schon seit Jahren hierorts ansässig war, früher in einer Baumwollfabrik als einfacher Tischler, dann als Inhaber einer Delfabrik und zuletzt als Schriftsteller, Buchdrucker, Doktor der Homöopathie und neuerdings als Zukunftsprophet, Weissager.

Bei diesem sehr leidlichen Manne hatte also die Einwirkung der Sonne Vortheilhaftes geschaffen, er selbst war von seiner Wissenschaft durchdrungen, ebenso seine liebenswürdige Gattin und seine Pflögetochter, welche ein Wunderkind genannt werden konnte, denn sie hatte verschiedene Phasen der Physik und Chemie selbst durchgemacht und an ihrem zarten jungfräulichen Leib probiren lassen, sie war die Probirmamsell, an welcher der wissenschaftliche Bailer seine ärztlichen Studien machte, die auch immer von Erfolg gekrönt waren und durch deren Resultat die Mansurahner in stetem Staunen gehalten wurden!

Doktor Polker, wie er allgemein genannt wurde, hatte ein gemüthliches Heim, wo sich stets einige deutsche Landsleute zum Besuche einfanden. Die Zimmer lagen mit den Fenstern nach dem Nil, hier pflegte der Doktor gerne zu sitzen, vor sich die aufgeschlagene Bibel, aus welcher er die so sehr klaren (?) und verständlichen Capitel der Offenbarung Johannis studirte. Sobald er einen Gedanken gefunden hatte, leuchtete es wie ein Blitz aus seinen wirklich großen hellblauen Augen, er berief seine Frau und Pflögetochter, welche ihm gutwillig zuhörten und Alles in ihre gläubige Seele einsaugten, um es bald

darauf bei den nächsten Bekannten von sich zu geben, durch welche dann das neu entdeckte Wunder bald die Kunde durch die Stadt machte.

Mit jedem Neumond kam ein neues Wunder.

Der Doktor hatte schon seit vielen Jahren den Nilstrom vor seinen Fenstern vorbeischießen gesehen. Derselbe kam seit Jahrtausenden immer seinen alten Weg von Oben herunter und floß nach wie vor in das Mitteländische Meer, weil er es sich von Jugend auf schon so angewöhnt hatte. Plötzlich tauchte die neueste Nachricht auf, und das war erst gestern der Fall, nämlich daß der Nil nach zwei Jahren in seinem Laufe still halten, sich acht Tage lang besinnen und dann ganz austrocknen würde. Volker hat es gesagt, er hat es aus der Offenbarung Johannis und er weiß noch viel mehr — das muß aber vorläufig noch Geheimniß bleiben!

Nun wird Alles bald im Trockenen sitzen und wer weiß, was noch allerhand Schreckliches bevorsteht!

Diesen Propheten sollte ich nun auch kennen lernen, meine Freunde führten mich hin zu ihm, damit ich selbst sähe und staune.

Der Doctor hatte bei meinem Besuch sofort große Freude an meiner Person. In mir schien er den richtigen Mann gefunden zu haben, welcher Verständniß für seine Wissenschaften besaß! Ich war noch ein Neuling in Mansurah, an welchem er seine Belehrungen vornehmen konnte — die Anderen glaubten ihm nicht mehr recht, weil die meisten seiner Prophezeihungen nicht eingetroffen waren.

Meine Freunde sagten mir schon vorher, daß man den guten „Doktor“ weder ausfragen noch unterbrechen dürfe, er käme ganz allein in den Redefluß und wenn er erst einmal darin sei, so ginge es wie ein Mühlbach unaufhaltsam weiter —

Schon am Anfang unserer Unterhaltung merkte ich, daß der vielbesprochene Wundermann eigentlich nur als Zielscheibe

des Witzes der guten Manjurahner genommen wurde und daß der ihm angehängte Dokortitel auf seinen medicinischen Quacksalbereien basirte, mit welchen ich ihn ebenfalls bei meinem Besuch beschäftigt fand.

Er hatte auf dem Tisch vor sich mehrere homöopathische Bücher liegen, dann standen noch Porzellannäpfe, Glasgefäße zum Messen, eine Wage und andere Apothekergeräthschaften umher — genug, der Doktor war mit dem Bereiten irgend einer heilkräftigen Schmiere oder Salbe beschäftigt.

„Ich bin gerade dabei“, empfing mich der Doktor freundlich, „ein Universalmittel gegen die egyptische Viehseuche zu bereiten, welche in kurzer Zeit ausbrechen muß, wie die Offenbarung Johannis prophezeit, denn nach sieben Mal siebenzig Jahren wird das Lamm den siebenten Siegel aufbrechen und nach abermals sieben Jahren werden die Schalen ausgegossen werden und die Zeit ist da, daß der herniederfährt und Alles vertilgen wird, was nicht das Siegel an der Stirn trägt.“

Ich war über diese Erklärung fast verwirrt und hatte im Stillen die große Masse der sieben Mal sieben *cc.* nachgerechnet.

Der Doktor sah mir dabei mit seinen großen, wasserblauen Augen nach der Stirn, so daß ich unwillkürlich einen Blick in den Spiegel thun mußte und leider fand, daß ich *kein* Siegel an der Stirn trug, mithin zu den Auszurottenden gehörte!

Was hatte doch das Studium der Bibel bei diesem Menschen für ein Unheil angerichtet! Drei Jahre hatte der Tischler in einer vollständig entlegenen Baumwollfabrik in Oberegypten gelebt, mitten unter den Schwarzen und während dieser ganzen Zeit keinen einzigen Europäer gesehen. Er selbst sprach nur wenig arabisch, konnte sich also mit Niemand von den Eingebornen unterhalten, die noch dazu eine ganz andere Sprache hatten. Seine einzige Lectüre bestand in der Bibel, in welcher er am meisten über die mysteriösen Stellen der Offenbarung

brütete und sich endlich eingeredet hatte, daß ein neues Jerusalem und ein neues Reich unter einem neuen Propheten entstehen würde und zwar hier, mitten in Egypten!

Auf diesen Vektoren hatte er es besonders abgesehen. Er bereitete alle Sonntage sein Haus zum Empfange des Propheten vor, namentlich aber seine Pfliegerochter, welche demselben folgen und ihn empfangen sollte, wobei sich der Schriftdeuter vielleicht schon als einen zweiten Joseph im Stillen betrachtete?

Das Mädchen wurde nun in Mansurah immer die „Braut des Propheten“ genannt.

Ich traue aber dem, von ihren Ziehvater prophezeihten, zukünftigen Mohamed zu, daß er so viel Geschmack haben wird, sich ein hübscheres Lamm auszusuchen, denn diese „Braut“ war eigentlich ein häßliches Ding, sehr naseweis und tratschig und dabei über die Maßen altklug! Sie kokettirte trotz ihrer fünfzehn Jahre schon fleißig mit den Männern und log zu Hause wie gedruckt, was doch ganz gegen ihren heiligen, zukünftigen Beruf war. Der Ziehvater arbeitete an ihr mit allerhand Quacksalbereien herum, um ihr den Teufel auszutreiben, ein tüchtiger Spannriemen wäre zweckdienlicher gewesen!

Die ganze Wissenschaft des Propheten beruhte auf — Unwissenheit. Der Mann belog sich selbst und vertheidigte seine Einbildung. Ein Widerlegen konnte nicht stattfinden, weil er sich immer mit einer Hand auf die Bibel stützte, und wer will dieselbe richtig auslegen? Wer vermag dagegen zu streiten?

Seine gute Frau war in demselben Wahn befangen und von seinen verrückten Ideen angesteckt. Jeder Widerspruch reizte die Leute zu weiteren Demonstrationen, man wurde im Gespräch mit ihnen förmlich in die Enge getrieben, denn zuletzt erschien auch noch die „Braut“ und las einige Stellen aus dem siebenzehnten oder anderen Capiteln vor, welche sich für ihren jungfräulichen großen Mund gar nicht schickten.

„Sehen Sie nur dieses Kind an!“ rief der entzückte Ziehvater. „Dieses Mädchen ist berufen, dem neuen Propheten eine Stätte zu bereiten und ihn jungfräulich zu empfangen.“ — In demselben Augenblick hörte man durch die offene Küchenthüre einen furchtbaren prasselnden Zischen, worauf sich ein in der ganzen Welt bekannter, überall gleich übelriechender Geruch durch alle Zimmer verbreitete. „Zessas, die Milch brennt an!“ schrie die Braut — beide Frauenzimmer stürzten nach der Küche, wo das Malheur aber schon längst geschehen war! Das Kind hatte über seine Vorlesung die Milch am Feuer ver-
gessen! —

Ich entnahm von dem Doktor einige unfehlbare, homöopathische Mittel gegen Schlangenbiß, Rattenfraß und Mottenschaden, welche er sich gut bezahlen ließ. Die Braut blinzelte mir beim Abschied höchst verständnißinnig mit den Augen zu, wofür ich ihr meinen Obulus in die Sparbüchse legte und munter trabte ich nach einem Abschiedstrunk mit den Freunden meinem Dorfe zu, wo ich spät Abends im Mondschein ankam und wieder eine schöne Ueberraschung vorfand, auf welche mich der begleitende Berberiner aufmerksam machte.

Der ganze Taubenstall, hoch oben auf dem Dach des Maschinengebäudes aus Ziegeln und Kilerde aufgebaut, worin ich einige fünfzig Paare der schönsten Tauben züchtete, war zertrümmert — junge und alte Tauben lagen zwischen den Steinen auf der Erde erwürgt, andere hatten sich auf die Gesimse des hohen Rauchfanges geflüchtet und flatterten ziellos in der Nacht umher. — Da konnte nur von sehr starken Raubthieren ein Ueberfall der unschuldigen Thiere vollbracht sein und fordert blutige Rache!

Meine Frau und die im Maschinenhaus campirenden Araber wußten noch gar nicht, was draußen passirt war, es konnte also dieser räuberische Ueberfall nur erst kurz vor meiner Ankunft in derselben Nacht geschehen sein. Wartet nur! Ich

werde euch schon erwischen, wer ihr auch seid! Aber dann — wehe euch Bagage!

Da liegen meine schönen weißen Pfauentauben mit den Bitterhälsen, der zierliche Kopf ist ihnen abgerissen und das rotke warme Blut ausgesaugt! Die zahmen Thierchen kamen bis ins Zimmer geflogen und pickten die Brotsamen vom Mittagstisch. Was werden morgen meine Kinder bei diesem traurigen Anblick sagen?

Wartet nur, ihr Spitzbuben! Ich sann die ganze Nacht über mein Rachewerk nach — wie kann man den wilden Bestien beikommen?

Am nächsten Tag wurde ein solider, großer Holzkasten zu einer Art Mausfalle umgearbeitet, vorn eine schwere Klappe, welche herunterfiel und sich schloß, sobald das Thier in den Kasten trat und an dem Köder zerrte. Die Räuber werden doch hoffentlich noch unerfahren genug sein und in die Falle gehen?

Es müßte ja merkwürdig zugehen, wenn ein Deutscher solche wilde Bestien nicht überlisten könnte? Da muß der Mutterwitz aushelfen! Unsere Füchse und Warder zu Hause sind doch auch so dumm und gehen in die Falle, also werden die hiesigen Raubthiere wohl noch weniger vorsichtig sein?

Wartet nur, jetzt werden wir den Kasten behutsam auf dieselbe Stelle postiren, wo ihr gestern geraubt habt und noch eine von den armen getödteten Tauben ein wenig überbraten und als Köder an den Haken binden, das wird noch mehr locken. So, nun wollen wir sehen, was die nächste Nacht bringt.

An Schlafen wurde natürlich wenig gedacht. Ich spitzte meine Ohren immer nach dem Apparat — in der Stille der Nacht mußte ich den Fall der Klappe hören. Früh am Morgen schaute ich nach dem Kasten — die Klappe ist zu! Ich habe den Fall derselben also doch überhört, vielleicht ist sie von selbst zu gefallen? —

Schnell ersteige ich auf einer Leiter das flache Dach — ein leises Knurren ertönt aus dem Kasten — durch das Drahtgitter schauen die blitzenden, klugen Augen und der schlanke spitze Kopf einer mächtigen Pharaonsratte mit langem, buschigen Schwanz. — Jetzt haben wir dich, du Räuber in deinem schönen Pelz!

Bei meiner Annäherung tobte das Thier wie toll im Käfig umher, sprang blindlings und wüthend gegen das Eisengitter und stieß sich die Schnauze daran blutig. Es wollte hinaus ins Freie, unter seines Gleichen in die wilde Natur, aber nur nicht in dem fatalen, engen Käfig eingesperrt bleiben.

Wie kommt auch nur der grausame, blasse Europäer dazu, ein freies und noch dazu so schönes Thier gewaltsam zu fangen, einzusperrern und so spottschlecht zu behandeln? Immer wieder rannte die Pharaonsratte gegen das Eisengitter oder biß sich selbst vor Wuth in den langen Schweif und in die Pfoten, daß sie fast am ganzen Körper blutete. Ich hatte fast Mitleid mit dem schönen Thier und um es ein wenig zu erfrischen und abzukühlen, goß ich ihm einen Eimer voll Milchwasser über den schönen Pelz, das wirkt am besten gegen blinde Wuth. —

In den ersten Tagen war das gefangene Raubthier nicht zum Fressen zu bewegen. Es verachtete jedes hingeworfene Futter, seine klugen, schönen Augen folgten genau jeder meiner Bewegungen, es kam mir manchmal vor, als wären Thränen in denselben. —

Nun erwachte mein ganzes Mitleid. Die Nachgedanken waren vergessen — das Thier hatte draußen vielleicht Junge im Nest liegen, für welche es sich geopfert hatte, um ihnen Nahrung zu bringen. Es war zum Raubthier geschaffen und darüber sollte ich grausamer Mensch den Richter spielen?

Bald darauf hatte ich in einem andern Käfig eine zweite, bedeutend größere Pharaonsratte gefangen, nun konnte sich das Pärchen die Zeit vertreiben. Im Anfang bissen dieselben auf

einander los, daß dauerte aber nicht lange und weil es Mandl und Weibel waren, theilten sie bald ihre Mahlzeiten miteinander, welche zumeist aus den vielen rohen kleineren Fischen bestand, die mit dem Schöpfrad der Dampfmaschine gefangen wurden, ferner aus Fleischabfällen, Gedärmen und Eingeweiden von Huhn und Schaf zc. Zuletzt wurden die Taubenräuber so zahm, daß sie ganz lustig aufsprangen, wenn man ihnen Futter brachte.

Ich muß gestehen, daß ich nicht grausam genug war, die schönen Thiere, deren eines von der Schnauze bis Schwanzspitze über einen Meter hatte, zu tödten. Da sie aber aus dem Käfig heraus einen entsetzlichen, penetranten Gestank verbreiteten, wie jedes wilde Raubthier und da mir anderentheils deren Ernährung und Reinigung des Käfigs viele Umstände machte, so beschloß ich, dieselben in Freiheit zu setzen, — sie werden wohl, wie ich hoffte, niemals wieder auf meine Tauben und in meine Falle gehen!

Als ich nun eines Abends die Klappe aufmachte und mich mit meiner Familie in einiger Entfernung postirte, um mit anzusehen, wie sich die beiden Pharaonsratten bei der ihnen gebotenen Freiheit benehmen würden, wagten dieselben sich nicht einmal aus dem Käfig hinaus! So viel thut die Macht der Gewohnheit selbst bei einem wilden Thier! Sie reckten die Köpfe hinaus, schnupperten in der Luft herum, sahen uns mit großen Augen an und — zogen sich wieder in die Ecke auf ihr Lager zurück. Jetzt mußte ich erst mit einigen Ruthenstichen nachhelfen, nun trabten sie langsam und scheu in den Garten hinaus, blieben in einiger Entfernung sitzen, um mich nochmals zu betrachten, bis ich sie endlich mit einigen Steinwürfen ganz vertrieb. Die Pharaonsratten hatten sich aber so sehr an uns gewöhnt, daß sie sich noch an mehreren darauffolgenden Tagen zur gewohnten Futterzeit bei uns einfanden, um sich die reichlichen Küchenabfälle zu holen, bis sie darauf

immer seltener und seltener wurden und als ich ihnen einmal eine Ladung feines Bogelschrot auf den Pelz jagte, verschwanden sie endlich ganz.

Solche und ähnliche Intermezzo trugen wohl dazu bei, die außerordentliche Langeweile in dieser Einöde zu vertreiben, im Grunde genommen wurde dies einsame Leben für einen Großstädter aber geradezu entsetzlich, es war eine Empfindung wie eine Art Verbannung, wie ein — Lebendig-Begrabensein.

Wir befanden uns jetzt in der trockensten Jahreszeit, die Maschinen mußten Tag und Nacht arbeiten, es verging ein Monat nach dem andern gleich langweilig, von William war keine Spur mehr zu uns gedrungen, vielleicht war er wieder irgendwo da unterm Aequator, ich werde nächstens einmal hinüberreiten auf seine „Farm“ und mich genau nach ihm erkundigen. — Nach drei Monaten kam uns endlich wieder mal ein weißer Mensch zu Gesicht. Ich stand oben am Nildamm und schaute vor Langeweile den breiten Strom hinab, da kommt aus der Ferne ein junger Mann auf unser Haus zu, welchem man sofort den Europäer ansah — hierorts ein wirklich seltener Anblick! Er trägt einige Bündel unter dem Arm, staubig, etwas abgerissen und sehr hungrig kam er von Damiette zu Fuß daher, wie er mir auf italienisch erzählte, und da er aus den „schlohweißen“ Gardinen an den Fenstern und an dem ganzen Haus schon von Weitem gesehen hatte, daß hier Europäer wohnten, so wollte er höflichst um einen Imbiß und ein Nachtlager gebeten haben.

„Herzlich gern!“ sagte ich zu ihm: „Sie sind doch aber gewiß ein Deutscher, wie ich an Ihrer Aussprache höre, nicht so?“

„Ja wohl!“ antwortete der junge Mann, der ein bescheidenes, freundliches Aussehen hatte, „ich hielt Sie für einen Engländer, und da ich weder englisch noch arabisch sprechen kann, so habe ich Sie italienisch angeredet.“

Nachdem der junge Mann sich den Wanderstaub aus dem Gesichte gewaschen und sein welliges Haar gescheitelt hatte, sah er ordentlich hübsch und fein aus. Unsere Kinder wurden sofort mit ihm befreundet, das ist immer eine gute Fürsprache für einen Fremdling. Er konnte bei uns bleiben, so lange es ihm gefiel, es kam ja auf Quartier, Essen und Trinken nicht an, und da er, wie er sagte, ein Gärtner war, konnte er sich auch Zeitvertreib genug in unserem Garten machen. Die orientalische Gastfreundschaft verbietet, daß man den Fremden gleich über Alles ausfragt. Der Ankömmling wird schon allein mit der Sprache herausrücken, wenn er will und sicher wird er auch ebenso verschweigen, was der Andere nicht wissen braucht.

Der müde Wanderer freute sich über die gute Aufnahme bei uns und wir unsertheils waren wieder zufrieden, einen Gesellschafter zu haben. Er legte seine Sachen ab, unter denen sich auch ein breiter, lederner Leibgürtel befand, welcher nach seiner Erzählung mit seltenen Korallen und Steinen angefüllt war, die er an der Küste des Rothén Meeres in Suez gesammelt hatte. Ich wunderte mich über eine so merkwürdige Liebhaberei, die ihn zwang, sich bei der großen Hitze noch mit so schweren und nicht einmal werthvollen Mineralien herumzuschleppen. Der Ledergürtel hatte ein Gewicht von mindestens 10—15 Pfund, und außerdem hatte der junge Wanderer noch einige andere kleine, aber schwere Bündel, in einem derselben befanden sich Muscheln, von denen er den Kindern schenkte. Nun, Jeder hat so sein Steckenpferd, mag dieser sich mit dem seinigen herumerschleppen, wie er Lust hat!

Nach mehreren Tagen verließ uns der junge Mann unter vielen Danksayungen. Ich hatte ihm Empfehlungen an meine Freunde in Mansurah mitgegeben, erfuhr aber später, daß er sich nicht vorgestellt, wahrscheinlich also einen anderen Weg genommen hatte, was mir im Grunde genommen ziemlich gleichgiltig sein konnte.

Wieder verging ein Monat, jeder Tag wurde gezählt, denn wir hatten noch über zwei Monate bis zur Urlaubsreise nach Alexandrien, die Luft in den Reisfeldern begann schon wieder ihren schädlichen Einfluß und mit diesem sollte abermals die Trauer in unser einsames Haus einkehren — will denn der Jammer gar kein Ende nehmen?

Als ich nach einigen Tagen Abwesenheit spät Abends zu unserem Haus zurückkehrte (ich hatte für einen benachbarten Scheck die Aufstellung einer Wasserpumpe übernommen) finde ich im Dunkel vor unsrer Thür mehrere arabische Weiber am Boden hocken, welche bei meiner Annäherung entsetzlich heulen und lamentiren — was ist denn um Gotteswillen geschehen?

Ich springe erschreckt aus dem Sattel, eile durch die Küche — da liegt meine Frau auf den Knien vor dem Bettchen unseres ältesten Kindes — es ist starr — todt! Unser zweites Kind, das liebe freundliche Mimerl ist dahin — o Gott!

Schluchzend gibt mir meine Gattin Auskunft, daß das arme, immer schon schwächliche Mädel gleich nach meinem Ausritt vor zwei Tagen krank wurde, dann immer schlechter, bis vor einer Stunde der Tod eingetreten sei! In ihrer Verzweiflung hatte sie ins Dorf um Hilfe und Beistand geschickt, es seien einige arabische Weiber gekommen, diese hätten aber durch ihr entsetzliches Geheul das arme Kind nur erschreckt und aufgeregert — sie habe dieselben dann zur Thür hinausgedrängt und da hockten die Weiber noch immer und singen von Zeit zu Zeit zu lamentiren und jammern an, wo schon längst die heilige Stille des Todes eingetreten war.

Das war arabische Hilfe und Theilnahme!

Ich war außer mir vor Schmerz, vor — Bohn. Diese Weiber mochten nun wohl auch mir ihre große Theilnahme bezeigen — das Heulen und Klagen wurde immer lauter. Sie müssen fortgeschafft werden — wir wollen in unserem Schmerz

allein sein! Oh, ich kenne Eure Theilnahme, ich kenne ein Mittel, Euren Jammer um uns zu stillen: einige Piaster Kupfermünze machen Euren Schmerz sogleich verstummen! Nun trollen sie ihrem Dorf zu — wir sind allein, wir sind Christen und wissen die Stille der Todesnacht zu würdigen durch Gebet, durch Ergebung in den Willen Gottes!

Vor einem Jahre wurde das Brüderlein beerdigt, nun folgt ihm das Schwesterlein denselben traurigen Weg nach Damiette!

Der würdige Consul war abwesend, er befand sich in Cairo. Die Diener sorgten bereitwilligst für das Begräbniß. Wir nähern uns dem leider schon bekannten Ort der Ruhe, das Grab ist ausgeschaufelt, wir sehen — den zur Hälfte freigelegten roh zusammengezimmerten Sarg unseres lieben Buben wieder, o Schmerz über Schmerz! Soll das Herz der Eltern zerrissen, zerfleischt werden?

Schlaft wohl nebeneinander, Brüderlein und Schwesterlein!

Die Heimkehr ist unter solchen Umständen ebenso traurig, noch schmerzlicher aber ist der Eintritt in die Wohnung, wo nunmehr eine Seele fehlt, ein Stück vom Herzen!

Es herrschte in diesem Sommer eine geradezu entsetzliche Hitze. Um mich aber ein wenig zu zerstreuen, benutzte ich einen etwas kühleren Tag, um mich nach Freund William persönlich auf dessen neuer Ansiedlung zu erkundigen, vielleicht fand ich ihn doch hier. Leider aber war dies nicht der Fall. Alles lag verödet und trostlos da, die Felder wüßt und verbrannt, weil sie schon lange nicht mehr bewässert waren — die Hütte wurde wieder von Arabern bewohnt, deren nackte Kinder sich mit einigen zurückgelassenen alten Hüten, Kragen und Giletz ausgeputzt hatten und höchst drollig aussahen. —

„Wo ist der Hawage und sein Freund, die hier die Felder angebaut haben?“ fragte ich die Araber.

„Sie sind fortgereist und nicht wieder gekommen — die Sachen hat der Diener nach Alexandrien gebracht —“

„Was ist denn mit der Baumwollernte gewesen?“

„Auf dem Boden wächst nichts, da haben sich die Nazarener umsonst geplagt,“ sagten die Araber.

„Wißt Ihr denn nichts von Ihnen?“

„Ja, der eine Hawage ist schon länger fort und ist seitdem nicht wieder gekommen. Der Andere ist wohl immer über die Felder gegangen, weil er aber gesehen hat, daß aus der Baumwolle nichts wird, hat er dem Schech das Land wieder überlassen und ist seitdem auch nicht mehr zurückgekommen!“ Mehr konnte ich nicht erfahren.

Es war also aus mit der Landwirthschaft!

Auf dem verödeten, von der Sonne verbrannten Terrain hatten sich noch größere und weit ausgedehntere Salzflecken gebildet. Die Sonne zieht das Salz förmlich aus dem Boden heraus, auf welchem es dann glitzert und kristallinisch blüht, wie frisch gefallener Reif! Hier wie in ganz Unteregypen hat sicher einmal das Meer gestanden und beim langsamen Zurücktreten sein Salz abgelagert?!

Traurig über meine Wahrnehmung und über die fehlgeschlagene Hoffnung meines armen Freundes ritt ich heimwärts, an den verwünschten Feldern vorbei, mit denen der Hallunke von Schech die beiden jungen Leute angeschmiert hatte. —

Einige Araberbuben waren beschäftigt, die dürrn, dürstigen Baumwollständen zu — stehlen, das einzige erbärmliche Erntergebniß! Sie ergriffen bei meinem Erscheinen schleunigst die Flucht. — — Stehlt nur ruhig weiter! Die wenigen Bündel dürres Holz und Gestrüpp bringen das viele schöne, verlorene Geld nicht wieder!

Mißvergnügt ritt ich aus diesem Bereich des Jammers.

Wo ist aber nur der gute, arme William hin?

XXVII.

Der Graf von Brandenburg.

Wiederum ist die Saison vorüber! Am Ufer des hoch angeschwollenen Nils steht die arabische, große Barke mit der Fahne am Hauptmast zur Abfahrt bereit, Alles ist gepackt und geordnet, zwei tüchtige Katzen haben durch ein kleines Loch in der Thür freien Ein- und Ausgang in die Wohnung, damit sich dort nicht wieder allerhand Ungeziefer einstellt. Die Matratzen, Betten u. wurden wie Hängematten in großen Bündeln an Haken frei aufgehängt, die in den Plafond geschraubt waren, jede Spur von Fett sorgfältig vernichtet, damit sich nicht Millionen von Ameisen sammeln, — wir können diesmal beruhigter absegnen.

Der schwarze Berberiner bleibt als Wächter beim Haus; er nickt und winkt uns den Abschiedsgruß nach und ruft ein lautes: „Allah kerim!“ über den Nil uns zu, welches wir Alle pflichtschuldigst erwidern.

Nach kurzem Aufenthalt in Manjurah ging es per Bahn nach Alexandrien. Von William keine Spur — Niemand wußte von ihm, er war wie verschollen. Vielleicht ist er also doch auf Reisen, es wäre uns Allen aber herzlich leid, wenn ihm irgend ein Unglück zugestoßen sein sollte!

Der Wächter meines Hauses in Alexandrien war schon vorher von unserer Ankunft benachrichtigt; er hatte die Flagge zu unserer Begrüßung aufgezo-gen, aber wie ich schon von Weitem bemerkte — verkehrt: der Kopf des Adlers stand nach unten.

Darauf kommt es aber beim Araber nicht an!

Wie üppig hat sich unser Garten in der kurzen Zeit unserer Abwesenheit entwickelt! Eine elegante, hoch und schlank gewachsene Dame wandelt darin umher, sie eilt beim Vorfahren unseres arabischen Fiakers ins Haus, in dessen offener Thür sofort der liebenswürdige, alte Italiener erscheint und bei unserem Eintritt vergnügt in die Hände klatscht und uns entgegen eilt.

Der alte Herr nahm sogleich eines der Kinder auf den Arm und beeilte sich, uns die erwähnte junge Dame als seine Tochter *Nina* vorzustellen.

„Ich bitte recht höflich,“ sagte die imposante, bildschöne Signora mit höchst melodischer Stimme, „daß Sie für heute unsere Gäste bleiben! Sie werden von der langen Reise bei der großen Hitze und mit den Kindern ermüdet sein — ich habe schon Alles für Ihren Empfang vorbereitet.“

Das ließ sich hören und wurde mit Dank angenommen. Zuerst muß aber der Staub von Gesicht und Kleidern herunter — nach einer Eisenbahnfahrt und Reise durch Egypten sieht man aus, als hätte man sich mit Sammt der Kleidung auf einer staubigen Chaussee herumgewälzt.

Am Nachmittag saßen wir dann beim duftenden Kaffee in der großen schattigen Laube, ich hatte meine besondere Freude an den schön gepflegten Beeten und neuen Anlagen, namentlich aber gewährten die beiden Orangenbäume einen wundervollen Anblick, da dieselben mehrere hundert goldschimmernde, große Früchte trugen, so daß sich die zähen Äste tief herabgebogen hatten.

Der Abend verging in angenehmer Unterhaltung und bei näherer Bekanntschaft mit unseren Hausgenossen fanden wir in ihnen recht liebenswerthe, gute Nachbarn.

Signora Nina zählte kaum zwanzig Jahre, hatte aber dabei alle Eigenschaften einer Italienerin vom reinsten Typus. Jedermann war von ihr entzückt und bezaubert, sie

hatte so viel natürliche Grazie und Liebenswürdigkeit, dazu alle Tage etwas Neues, Kleidsames in ihrer Erscheinung, und wenn es auch nur eine frische Blume in dem wallenden, dunklen Haar ober auf dem üppigen Busen war.

Bei so vielen Reizen fehlten auch die Anbeter und Bewunderer nicht, welche unser Haus zu Fuß und zu Roß umschwärmten und ihre glühenden Blicke durch die Fenster warfen.

Nina liebte aber seit einigen Wochen einen jungen Aristokraten, wie mir ihr Vater erzählte, einen Grafen, dessen Bekanntschaft er und seine Tochter in dem Hotel gemacht hatten, in welchem sie alle Mittage erschienen, um zu speisen.

Das lebhafteste Mädchen zeigte mir gelegentlich eine zierliche Visitenkarte, auf welcher ein gräfliches Wappen zu sehen war. Darunter stand „von Brandenburg“ in schönen gothischen, goldenen Lettern.

„O Signor — ich liebe ihn so sehr!“ erklärte mir das allerliebste, lebhafteste und feurige Mädchen, während wir durch den Garten gingen — ihre leuchtenden Augen verriethen die ganze Wahrheit ihrer inneren Gluth. „Ich liebe die Deutschen überhaupt, sie sind so — so — ich weiß nicht, wie ich sagen soll, wie nennen Sie doch das Wort auf deutsch? Bitte bitte — sooo —“

Ich kramte mein ganzes Gedächtniß durch, um ein Wort zu übersehen, welches gar nicht ausgesprochen war, nur um meiner liebenswürdigen Begleiterin dienstbar zu sein. Aber da gibt es so viele Eigenschaftswörter, welche den Charakter eines Volkes bezeichnen können — welches mochte wohl Fräulein Nina meinen; gerade, tapfer, treu, rein, frei, stark, groß?

„Setzen Sie sich zu mir, Signor, ich bitte und erklären Sie mir einige Worte! Sie sprechen Alles so deutlich aus und ich möchte gar so gern deutsch lernen, wenns auch für uns Italiener recht schwer und die Aussprache recht hart ist, wie ich offen gestehen muß!

Ich nahm meinen Platz dem schönen Mädchen gegenüber und begann den Sprachunterricht, bei welchem die Sprachwerkzeuge in eine außerordentliche Bewegung gesetzt wurden. Die vielen *sch, st, ß, tz, ischt, tischt* &c. unserer guten deutschen Muttersprache machten meiner hübschen Schülerin viel zu schaffen und manches Wort kam oft verkehrt heraus.

Nina war seit unserer Ankunft außerordentlich bemüht, sich in der deutschen Sprache zu üben, da der Herr Graf nur wenig italienisch sprach, wie sie uns erzählte. Das Mädchen faßte jedes deutsche Wort schnell auf, ein altes Sprichwort sagt, daß die *Liebe* ein vorzüglicher Lehrmeister sei.

Der Vater war, wie erwähnt, ein sehr angesehener Beamter und außerdem noch stiller Compagnon eines bedeutenden Baumwollgeschäftes, er verdiente ohne eigene Mühe viel Geld, that seiner hübschen Tochter jeden Willen und war dabei zufrieden und glücklich. Seine *Nina* ging ihm über Alles, sie war sein Abgott.

Der Graf von Brandenburg, der bevorzugte glückliche Verehrer hatte für heute seinen Besuch angesagt.

Signora *Nina* war deshalb schon von Früh an in großer Aufregung, sie commandirte und alarmirte die ganze arabische Dienerschaft, welche aber nicht so leicht aus ihrem gewohnten Gleichmuth herauszubringen ist, da kann schon kommen wer und was da will!

Als die Stunde des angesagten Besuches immer näher heranrückte, konnte meine Frau sich nicht versagen, ein wenig aufzupassen — wie schon Frauen sind. Jede will halt den Verehrer eines Mädchens sehen, mustern und bekritteln. Mit einem einzigen Blick versteht das Auge einer Frau mehr an einem Manne zu entdecken, wie ein Duzend Paar Männeraugen finden können. Die sehr begreifliche Neugierde veranlaßte sie deshalb, sich bald auf dem Balkon, bald am Fenster zu beschäftigen, um den gräßlichen Verehrer der Signora kennen zu lernen.

Gegen Mittag fuhr endlich ein eleganter Wagen vor, ein feiner junger Mann springt aus demselben, mustert durch die Vorgnette die Facade des Hauses, aus welchem ihm der Signor Vater entgegenkam, um den jungen Grafen durch den Vorgarten ins Haus zu geleiten.

„Hast Du den Grafen von Brandenburg schon gesehen?“ fragte mich meine Frau, welche mich ganz erregt aufzusuchen gekommen war; „komm schnell her, dort gehen die Beiden im Garten — schau nur, wie auffallend ähnlich der Graf dem jungen Menschen ist, welcher vor mehreren Monaten bei uns im Dorfe war — —“

„Ah — das ist schon möglich,“ sagte ich, „aber es kann doch nicht derselbe sein?“ In der That hatte der feine junge Graf eine auffallende Aehnlichkeit mit jenem müden Wanderburschen, der damals bei uns Einkehr gehalten hatte. Das Haar war aber dunkler, überhaupt hatte der Graf mit der goldenen Vorgnette, dem hochseinen Anzug und dem Miniatur-Orden im Knopfloch doch so etwas entschieden Vornehmes, daß sich nicht annehmen ließ, er und jener Fremde seien dieselbe Person. Das war meine Meinung.

Meine Frau hingegen mochte sich wiederum ihre Meinung nicht so leicht nehmen lassen. Sie wollte an einigen Manieren und Bewegungen den Gärtner von damals wieder erkannt haben.

Das wäre doch drollig, wenn wir damals einen richtigen oder falschen Grafen bei uns beherbergt hätten?

Der Graf hatte sich nur kurze Zeit aufgehalten.

Fräulein Nina kam eiligst zu uns, nachdem ihr Verehrer fortgefahren war, um ihr von Glück überströmtes Herz durch Mittheilung zu erleichtern. Sie hatte dem jungen Grafen von uns und von meiner Stellung erzählt, er hatte zu ihrem Bedauern leider heute keine Zeit, sich vorstellen zu lassen, respective eine Vorstellung unsererseits anzunehmen, was Signorina Nina gerne gesehen hätte.

„Jetzt glaube ich erst recht, daß es der Gärtner ist,“ jagte meine Frau zu mir, nachdem das Fräulein sich entfernt hatte; „er that ja förmlich scheu und hastig beim Abfahren und fuhr mit seinem Taschentuch so häufig nach dem Mund, als wenn er den Husten hätte — bei dem warmen Wetter! Als Deutscher und wenn auch als „Graf“ brauchte er keine Vorstellung zu fürchten und ein Liebhaber benimmt sich nicht so ängstlich — dahinter steckt etwas Anderes!“

Meine heller sehende Gattin war fest überzeugt, daß der „Gärtner von damals“ und der „Graf von heute“ ein und dieselbe Person seien! Nun kam auch noch mein ältester Bube dahergelaufen und rief ganz laut durch den Garten:

„Mutter, ich habe den Onkel aus dem Dorf bei Fräulein Nina gesehen, der mir die vielen Muscheln geschenkt hat — er hat mir aber keine Hand gegeben!“

Es war also doch der Gärtner! — Was kann nur da für ein Geheimniß vorwalten?

Ich erkundigte mich gelegentlich auf dem Consulat, wo ich erfuhr, daß der junge Graf das Officiers-Patent bejaß und Titel und Orden durch seinen Paß gerechtfertigt waren. Er verkehrte mit den ersten Beamten und wurde von diesen als sehr liebenswürdig und freigebig geschildert. Vielleicht ist ihm also unsere Gesellschaft zu gering, wir passen ihm jetzt nicht mehr.

Obgleich der Graf von Brandenburg unser Haus nicht mehr betrat, begegnete ich ihm doch öfter auf seinen Spazierfahrten. Je öfter ich ihn zu Gesicht bekam, je mehr fiel mir die frappante Ähnlichkeit zwischen den beiden mysteriösen Personen auf. Er selbst schien mich gar nicht zu kennen und sah über mich hinweg, als wäre ich gar nicht auf der Welt.

Es liegt ein eigener Reiz in solchem unaufgeklärten Geheimniß, zumal, wenn es einen „hochgeborenen Menschen“, einen Grafen betrifft — noch dazu einen Landsmann und in einem so fremden Lande.

Der alte Italiener sprach von seinem jungen Grafen immer höchst entzückt, nach wie vor speisten die Herrschaften an derselben Tafel. Das Verhältniß zwischen den beiden jungen Leuten wurde immer inniger, es stand einer förmlichen Verlobung nichts mehr im Wege.

Es vergingen einige Wochen, ohne daß wir dem geheimnißvollen Grafen näher kamen. Wir nahmen schließlich an, daß er uns nicht mehr kennen wollte — also konnte er uns nur gleichgiltig werden, der — hochnäsige Junker.

Da erwachte eines Tages der schreckliche Dämon, die Eifersucht in dem jungfräulichen Busen der Signora Nina. Sie kam aus der Stadt, warf Hut und Schleier weit weg und stürzte in die Arme ihres Vaters, welcher in seiner Angst meine Frau und mich zu Hilfe herbei rief.

Nina hatte einen außergewöhnlichen Spaziergang gemacht und in der Stadt ihren Grafen vorüberfahren gesehen und — neben ihm saß eine junge Dame, deren zweideutiger Stand sich nicht verkennen ließ. Nun kochte es in dem Herzen der heißblütigen Italienerin — ganz aufgelöst, mit hochathmendem Busen flog das schöne Mädchen durch den Salon, ihre melodische Stimme beschwor alle Rachegeister des Himmels und der Hölle auf das Haupt des jungen Verräthers an ihrem Herzen — es war eine Scene wie aus dem ersten Act des Don Juan.

Ich hielt den zitternden verzagten alten Herrn im Arm, meine Frau stand wie verzaubert daneben und die junge Donna fuhr wie rasend im Salon umher.

Eine Italienerin liebt stürmisch, heftig, mit Leib und Seele, mit ganzer Leidenschaft. Wehe aber, wenn und wen sie haßt! In ihren Adern rollt heißes Blut, es bedarf nur der geringsten Erregung und Alles in ihr ist sofort Feuer und Flamme. Die Augen sprühen Gift und Dolche, der erhobene Arm möchte den Verräther am liebsten gleich erdroffeln und über die schönen, zitternden Lippen fließen in der melodischen Sprache die erschreck-

lichsten Verwünschungen, wie „traditore maledetto“, was sich freilich viel hübscher anhört, als die deutsche Uebersetzung, „verfl Verräther“ zc. und so geht es fort, in einem unaufhaltsamen, beschwörenden und verwünschenden Ton, welcher bei einem deutschen Mädchen in gleicher Lage sich schon längst in einen schmerzlösenden Thränenstrom aufgelöst hätte.

„Signora Nina!“ rief ich endlich in die aufregende Scene hinein, „es ist möglich, daß hier eine Verwechslung vorliegt! Wir kennen einen jungen Menschen, welcher ihrem Grafen aufs Haar ähnlich sieht, jedenfalls war es also dieser Doppelgänger, den Sie gesehen haben!“

„Mäi, mäi — nie, niemals ist das möglich! Ich sah ihn mit meinen Augen, seine Begleiterin nahm ihn so sehr in Anspruch, er lächelte ihr mit zärtlichem Blick zu — ich kenne diesen Blick! O, ich werde ihm die falschen Augen herausreißen mit diesen meinen Fingern — —!“ Dabei zeigte die Signora ihre schönen kleinen Hände, welche unmöglich so grausam sein konnten.

Es war also aus mit der gräßlichen Liebhaft.

Der Vater speiste mit seiner schönen, beleidigten Tochter in einem anderen Hotel und niemals richtete die letztere wieder eine Frage über deutsche Eigenschaftswörter an mich.

Da kam eines Tages ein frommer Kapuziner in unser Haus, welcher nach dem alten Herrn Italiener fragte.

Der Kapuziner-Orden der griechischen Kirche geißt ganz vorzüglich in diesen heißen Ländern, weil die Ordensbrüder das Gelübde thun müssen, sich nur mit einem braunen härenen Ueberwurf mit Kapuze zu bekleiden, den Leib mit einem Strick umwunden und nichts weiter am Leibe zu haben. Auf dem geschorenen, zumeist ganz kahlen Kopf tragen sie ein kleines, schwarzes Käppchen und unter den nackten Füßen Sandalen, welche mit Stricken durch die Zehen hindurch um den Fuß befestigt sind.

Wenn ein solcher frommer Mann in Wassersnoth oder in andere Nöthen geräth, kann er sich mit einem Ruck dieses einzigen Bekleidungsstückes entledigen.

Signor Vater und die schöne Signora Nina waren zufällig nicht zu Hause, sondern in die Stadt gefahren.

Der arabische Diener führte den frommen Kapuziner zu mir, er machte zum Gruß das Zeichen des Kreuzes gegen mich, das ich ihm leider schuldig bleiben mußte.

Ich machte dem geistlichen Herrn eine höfliche evangelische Verbeugung.

Der Kapuziner war ein großer, schöner und gebildeter Mann mit starkem Vollbart. Er folgte der Einladung in meine Behausung gern, und da wir gerade beim Mittagsmahl saßen, forderte ich ihn freundlichst auf, daran theilzunehmen. Er griff auch ohne viel Umstände eifrig zu und aß von Fleisch und Braten mit gutem Appetit.

„Mich führt eine eigenthümliche Angelegenheit in Ihr Haus,“ begann der fromme Kapuziner, nachdem er sich recht bequem in den Korbstuhl gelehnt und geräuspert hatte: „ich suche hier einen Grafen von Brandenburg, welcher der Verehrer der Tochter des Hauses sein soll — kennen Sie den jungen Grafen?“

„Er war einmal hier im Hause bei dem alten Herrn und dem Fräulein, aber nur sehr kurze Zeit,“ antwortete ich ihm. „Was wünschen Sie von ihm, Herr Vater?“

„Bitte, da Sie ein Norddeutscher sind, so sagen Sie mir doch gefälligst, ob Sie überhaupt von draußen eine gräfliche Familie „von Brandenburg“ kennen oder von einer solchen gehört haben?“

„Ja wohl,“ sagte ich, „ich glaube, daß diese Familie zum höchsten Adel gehört, ja ich weiß ganz bestimmt, daß der König von Preußen unter seinen vielen Titeln auch den eines Grafen von Brandenburg führt.“

„So bin ich wenigstens doch einigermaßen beruhigt,“ sagte der Kapuziner und nahm eine tüchtige Prise Schnupftabak.

„So viel ich weiß, ist diese gräfliche Familie auch evangelisch,“ fuhr ich zu reden fort, um den guten Vater ein wenig auszuhorchen. Was konnte er nur von dem Grafen wollen? Vielleicht thut sich jetzt das Geheimniß auf!

„Ja wohl, ja wohl,“ sagte der würdige Kapuziner: „dieser junge Graf ist aber zu unserer griechischen Kirche übergetreten. Er befand sich vor einigen Monaten in Jerusalem, um sich von einer Verwundung zu erholen, die er gleich Anfangs des deutsch-französischen Krieges erhalten hatte, wie er sagte, außerdem hatte ihn ein Zerrwürfniß mit seiner Familie in diese heilige Stadt geführt, weil ihn seine innere religiöse Uezeugung schon längst zu unserem Glauben gedrängt hatte. Deshalb nahm sich unser Orden des jungen, frommen Grafen lieblich an, er nahm Unterricht in der griechischen Sprache und Religion und hat dann selbst um die Taufe.“ Nach einer Pause fuhr der Kapuziner fort:

„Die Familie scheint sich nun von dem jungen Mann ganz abgewendet zu haben, er erwartete bedeutende Geldsummen, welche aber nicht eintrafen. Unser Orden hat ihn inzwischen mit einer großen Geldsumme unterstützt, worüber wir nach Einsicht in seine gräflichen Papiere und Ordensverleihungen einen Wechsel mit seinem gräflichen Wappen in Händen haben. Der junge Graf verließ gleich darauf Jerusalem — der Wechsel ist schon seit einem Monat fällig, aber noch nicht eingelöst — wir hoffen indessen, daß der junge Cavalier sein Wort halten wird, deshalb hat mich unser Oberster hierher geschickt und sich zugleich an die Familie in Berlin gewendet, wohin der junge Graf reisen wollte. Wir haben aber durch Zufall erfahren, daß er sich hier in Egypten befindet und bis dato in demselben Hotel gespeist hat, wo ich abgestiegen bin. Seit gestern ist der Graf aber rein verschwunden!

Der Hotelier hat mich nun auf meine Erkundigung hierher gesandt.

„Wie hoch beläuft sich denn der Wechsel, Herr Pater?“

„Sechstausend österreichische Dukaten in Gold!“

„Da kommt Signora Nina mit ihrem Herrn Vater,“ stellte ich die beiden soeben Eingetretenen vor, welche von den Dienern über den ihnen zugebachten Besuch schon unterrichtet waren und den Herrn Pater bei mir aufzusuchen kamen.

Der alte Herr brachte eine höchst überraschende Nachricht aus der Stadt: das norddeutsche Consulat habe eine Depesche aus der Heimat bekommen, daß ein sicherer Graf von Brandenburg in Egypten wegen Desertion und Betrug &c. sofort zu verhaften sei. Drei egyptische Polizisten waren dazu beauftragt worden, sie trafen den jungen Grafen gerade auf einem Spazierritt, hielten ihn an und forderten ihn auf, abzustiegen und ihnen zu folgen.

Der junge Mann gab seinem Pferde die Sporen und wollte davonsprengen — die Polizisten hatten dies aber vorausgesehen und waren dem Roß sogleich in die Zügel gefallen. Der Graf mußte sich bequemen, abzustiegen, und da hierüber ein großer Auflauf entstand, wurde derselbe in einem Wagen durch zwei Polizisten nach dem Consulat gebracht und dort festgenommen!

Wir Alle erstaunten über diese Neuigkeit. Fräulein Nina hatte sich bei Erwähnung ihres ehemaligen Verehrers sofort auf ihre Zimmer begeben.

„Da muß ich ja gleich auf's Consulat gehen,“ sagte der griechische Kapuziner und erhob sich schneller, als man bei seiner Corpulenz hätte vermuthen können.

„Und ich werde Sie begleiten, Herr Pater,“ sagte ich und hatte auch schon den Hut aufgesetzt.

„Ich gehe auch mit, Signori, um diesen Grafen . . .“ sagte der alte Herr und faßte krampfhaft nach seinem Stock. Wir nahmen ein Fuhrwerk und flogen eiligst der Stadt zu.

Auf dem Consulat erfuhren wir eine saubere Geschichte! Der Oberste des Kapuzinerklosters, welcher doch wohl eine Ahnung bekommen haben mochte, daß die Bekehrung des jungen Grafen zur griechischen Religion nur dem profanen Zweck galt, das gewünschte Geld zu erlangen, hatte zugleich mit der Abreise des guten Paters nach Egypten, eine telegraphische Anfrage in Berlin gehalten. Man antwortete ihm, daß ein solcher Graf von Brandenburg „auf Reisen“ nicht existire, sondern alle Glieder dieser Familie sich in der Heimat befänden, also nur eine Täuschung vorliegen könne.

Hierauf hatte sich der Oberste sofort an das Consulat in Egypten gewendet und telegraphisch um einstweilige Festnahme des Pseudo-Grafen gebeten, bis er selbst hinüberkommen würde. Die Verhaftung war gestern schon erfolgt, zum Erstaunen des jungen Cavaliers, welchen das schuldbewußte Gewissen gewaltig drückte und der plötzlich ganz kleinlaut geworden war.

Nach einem scharfen Verhör gestand der junge Mann, daß er im Vorjahr als Diener eines jungen Lieutenants Grafen von Brandenburg mit in den französischen Krieg gezogen sei. Dieser war gleich Anfangs auf dem Schlachtfelde gefallen, der Diener hatte sich dessen sämtliche Werthsachen, Brillanten, Orden, Uniformen und Papiere angeeignet und sei mit diesen desertirt. In Konstantinopel habe er sich lange aufgehalten, und auf seinen angenommenen hochtrabenden Namen und seine echten Papiere öffneten sich ihm überall die Thüren und Taschen leichtgläubiger Leute, welchen er vorgeredet hatte, daß er im gegenwärtigen französischen Krieg leicht verwundet worden war, bis er endlich nach Jerusalem kam, und im dortigen griechischen Kapuzinerkloster den R e l i g i o n s - Wechsel vornahm, um dafür einen G e l d - Wechsel zu hinterlassen.

Um seine Spur zu verwischen, hatte er als einfacher Handwerksbursche die Reise von Jerusalem nach Suez und von

dort nach Damiette mit all' dem vielen Gold auf einer griechischen Barke unternommen und ist dann bei dieser Gelegenheit damals zu Fuß auch bei uns vorübergekommen!

Jetzt konnten wir uns auch das schwere Gepäck und den gewichtigen Leibgürtel des jungen Hochstaplers erklären! Statt mit Korallen und Muscheln, von denen er zum Schein auch eine Anzahl in der Tasche trug, waren der Leibgürtel und die kleinen schweren Bündel mit den goldenen Dukaten aus dem Kapuzinerkloster gefüllt! Darum hatte er sie auch niemals geöffnet und immer war er so sehr ängstlich und besorgt, wenn ihn die Kinder um den Inhalt befragten!

Er hatte bei seiner Verhaftung nur noch einige hundert Dukaten und wollte alles übrige Geld schon verausgabt und größtentheils verloren haben — mehr war aus ihm nicht herauszubringen. Da die weitere Untersuchung in dieser Angelegenheit in Deutschland geführt werden mußte, weil in Egypten keine derartige Gerichtsbarkeit besteht, so wurde der junge Mann auf einem italienischen Postdampfer zur Beförderung nach Europa transportirt, welcher am anderen Morgen abdamphen sollte.

Der gute Pater, welcher schon im Consulatgebäude vergebliche Versuche gemacht hatte, den jungen Hochstapler durch eindringliche Bitten zum Geständniß über den Verbleib des vielen Geldes zu bewegen, bat mich himmelhoch, ihn auf den Dampfer zu begleiten, um den entlarvten Grafen noch ferner zu bearbeiten. Er konnte unmöglich glauben, daß der Betrüger in kaum vier Monaten mehr als 500 Dukaten verbraucht hatte und hoffte endlich doch noch von ihm zu erfahren, wo er die Hauptsumme des Goldes verborgen oder vergraben hatte?!

Der Abend war aber schon so weit vorgerückt, daß wir vor Einbruch der Nacht den entlegenen Hafen nicht mehr erreicht hätten; die Fahrt hinaus an das Meer wurde deshalb bis zum anderen Morgen verschoben, wo wir dem Dampfer

noch einen mehrstündigen Besuch machen konnten, bevor derselbe die Anker lichtete. Am späten Abend hätten wir auch nicht mehr die Erlaubniß erhalten, an Bord zu gehen, weil das Hafengesetz dies verbietet.

Nach einer sehr aufgeregten Nacht fuhren wir in aller Frühe hinaus ans Meer und segelten nach dem sich zur Abfahrt bereit machenden italienischen Dampfer.

Hier fanden wir oben am Deck die sämtliche Mannschaft um den ersten Capitän versammelt, welcher soeben ein scharfes Verhör derselben vorzunehmen schien.

Der „Graf von Brandenburg“ hatte einen der Heizer des Dampfers überredet, mit ihm zu fliehen — beide waren in der Nacht über Bord durchgegangen. Man hatte am frühen Morgen das Boot des Maschinenmeisters vermißt und dasselbe leer am Ufer aufgefunden!

„Heiliger Vincenz! Unser schönes Geld!“ schrie der gute Pater ganz erschreckt auf und fiel fast ohnmächtig hintenüber auf einen Ballen. —

Der entflohene Hochstapler hatte seinen erschwindelten Schatz doch gewiß irgendwo sicher untergebracht — an eine Verfolgung war aber in Egypten sehr schwer zu denken, dazu ist die Organisation der Polizei und des Telegraphennetzes noch nicht genug vorgeschritten!

Die Mannschaft konnte nur aussagen, daß der junge Mann, welcher in ihrer Cajüte untergebracht war, sehr kläglich gethan habe. Er hatte so sehr lamentirt und geweint und ihnen vorgeredet: daß er als preußischer Soldat wegen schlechter Behandlung desertirt, hier eingefangen sei und nun zu Hause wegen dieser Kleinigkeit jedenfalls erschossen würde! Von dem vielen Geld und Gold hatte er aber gewiß nur seinem Helfershelfer erzählt, der nun mit ihm die Flucht ergriffen hatte, was unter den besagten Umständen nicht sehr schwierig war, — sie werden wohl den Schatz zu heben wissen, und da

der mit durchgegangene Heizer als raffinirter Kopf auf dem Schiff bekannt war, so werden sie wohl mit dem Geld ihren Weg nach Indien, Australien oder sonst wohin genommen haben — —

Der gute Pater mochte nun nicht mehr mit mir ins Haus zurückkehren. Er war vorläufig ganz niedergeschmettert und saß auf dem Rückweg in die Stadt neben mir, wie ein armer Sünder. Immer von Neuem machte er sich Vorwürfe darüber, daß er nicht tiefer in die Seele des „bekehrten“ Grafen geblickt hatte — ich erfuhr jetzt erst von ihm, daß er selbst derjenige Ordensbruder war, welcher den jungen Menschen in den Grundsätzen der griechischen Religion unterrichtet hatte und da derselbe ein so äußerst gläubiges Gemüth bezeugte, konnte die Taufe an ihm so schnell vorgenommen und der erbetene Credit gewährt werden — das Kloster war förmlich stolz darauf gewesen, einen so hochgebornen Herrn zu seinem Glauben bekehrt zu haben!

„Was wird unser Herr Prior sagen?“ jammerte der gute Pater und erhob die Hände gen Himmel.

„Er wird sagen,“ dachte ich mir, „daß war eine wirklich fürstliche, t h e u e r e Taufe.“

Der Pater verabschiedete sich von mir bei seinem Hotel — tiefes Leid mit sich unter seiner härenen Kutte nach Jerusalem zurück tragend.

Ich fuhr nach Hause, um alle diese neuen, unerwarteten Nachrichten zu bringen und während wir in der Laube sitzen, wo ich vor dem kleinen Kreis unserer sämtlichen Hausgenossen Vortrag über das soeben Erlebte hielt und denselben kaum beendet hatte, kommt eine äußerst elegant gekleidete, leicht verschleierte Dame am Arme eines jungen Herrn durch die Laubgänge des Gartens daher — sie nähert sich uns, wirft den Schleier zurück — es ist unsere Signora Lisetta und der Herr, welchen sie uns vorstellt, ist ihr Bräutigam, der e h e m a l i g e C o m p a g n o n

meines Freundes William — Ach! Die Ueberraschung ist wirklich groß und einestheils auch recht erfreulich, aber armer William! Wo bist Du —?

Die jungen Leute waren überglücklich! Lisetta, eine wahre Perle an Schönheit, erzählte uns, daß sie nunmehr für kleinere Gefangensrollen an der viceköniglichen Oper in Cairo angestellt sei, wohin auch ihr Verlobter übersiedelt ist, um eine Filiale seines reichen Onkels zu übernehmen, sie habe jetzt einen kurzen Urlaub genommen, um mit ihrem Bräutigam nach Malta zu dampfen und dort in ihrer Heimat die Papiere und die Einwilligung ihrer Eltern zur Heirat zu besorgen!

Der junge elegante Herr, der ehemalige „Compagnon“, paßte auch viel besser zum Kaufmann, wie zum Landwirth — wir waren sehr erfreut, das hübsche, junge Paar glücklich zu sehen und erinnerten uns mit Vergnügen an frühere, vergangene Tage.

Ich brachte das Gespräch auf William — beide jungen Leute hatten ihn seit einem halben Jahr nicht mehr gesehen. Fräulein Lisetta theilte mir mit, daß sie den jungen Mann nur ein einziges Mal vor ihrer Verlobung gesehen habe, durch ihn hatte sie ihren gegenwärtigen Bräutigam kennen gelernt. William hatte darauf wiederum eine Reise nach Oberegypten angetreten, inzwischen hatte sich das junge Paar näher kennen gelernt und sich mit Einwilligung des Onkels verlobt. Sie hatten uns auch davon benachrichtigt, der Brief müsse im Dorf geblieben sein.

Der junge, festsche Kaufmann erzählte mir auf meine Frage nach der ehemaligen „Plantage“ lächelnd: „Wissen Sie, Signor — die ganze Ansiedlungsgeschichte war eigentlich nur so eine romantische Idee von uns, die aber leider viel Geld gekostet hat. Ich war ja niemals aus Alexandrien herausgekommen und wenn ich nur eine blasser Ahnung von dem elenden Leben in einem so stinkenden arabischen Dorfe, mitten unter den halb-nackten Eingebornen gehabt hätte, ich wäre mein Lebtag kein Ansiedler und Farmer geworden — nun, es ist Gott sei Dank

vorbei — Onkel hat Alles bezahlt und Freund William hat auch nicht viel verloren, er wird es schon wieder auf seiner jetzigen Reise einbringen, ich glaube er begleitet einen japanischen Prinzen oder irgend eine solche erotische Hoheit!"

"Pardon!" fuhr ich nun zu dem jungen, lebhaften Mann gewendet, zu reden fort, "Pardon, Signor, Sie selbst haben aber von der ganzen Ansiedlungsgeschichte eigentlich gar keinen Verlust, sondern nur ein außerordentliches Glück gehabt, indem Sie den schönsten Theil — ernteten!" und hierbei machte ich einen bezeichnenden Blick auf Fräulein Lisetta hin, welche hierüber freudig erröthete.

"Freilich, gewiß!" rief der junge Mann und nahm die schöne, vor Freude strahlende Sängerin in den Arm, "m e i n e L i s e t t a hat mich tausendfältig entschädigt, sie soll auch recht bald mein liebes, gutes Weibchen werden!"

Hier Freude und überströmendes Glück in zwei jungen Herzen — dorten, in dem jungen Herzen des „unbekannt wo“ weilenden William vielleicht noch sehnsüchtiges Hoffen, welches aber umsonst emporrant, welches gewiß bald zu arger Enttäuschung zerschmettert werden soll —?"

Fräulein Lisetta hatte meiner Frau aber im Geheimen mitgetheilt, daß sie dem Mr. William niemals, nun und nimmer Gelegenheit gegeben habe, sich ihrer Person mehr zu nähern, als dies unter jungen Leuten im gewöhnlichen gesellschaftlichen Leben der Fall sei. Im Gegentheil hatte sie ihm deutlich zu verstehen gegeben, daß sie zu seinem Freund „Compagnon“ eine wirkliche Zuneigung empfinde. Wenn Mr. William sich daher mit dem Gedanken an ihre Person herumtrüge, so sei sie daran vollständig unschuldig, in dieser Angelegenheit könne nur das Herz sprechen und mehr als anständige Achtung vor William habe sie niemals empfunden und auch nicht von sich gegeben!

Das hübsche Brautpaar empfahl sich bald darauf, um sich nach Malta einzuschiffen. — Glück auf!

XXVIII.

Im Hospital. Freunde und Feinde.

Fräulein Nina hatte freundlichen Antheil an unserem schönen, überglücklichen Besuch genommen — sie mochte wohl angesichts dieses freudestrahlenden Brautpaares öfter mit Bitterkeit an das Herzeleid zurückdenken, welches ihr dieser verbrecherische Hochstapler angethan hatte, der sich nun auf unsäthiger Flucht befand und seinem wohlverdienten, strafenden Schicksal diesmal noch entgangen war.

Als echte Tochter Italiens war sie bei der Nachricht von der Gefangennahme ihres ehemaligen hochstapeligen Verehrers in lebhaften Nachejubel ausgebrochen, welcher aber durch meine Erzählung von der Flucht des Betrügers einen bedeutenden Dämpfer erhielt. Sie hätte sich am liebsten selbst aufgemacht, um den Entwichenen zu suchen und der Gerechtigkeit zu übergeben, das Mädchen war voller Haß gegen diesen Verräther ihres Herzens, wie sie ihm früher ebenso zugethan war.

Die große Leidenschaftlichkeit der heißblütigen Tochter des Südens tobte aber bald aus. In kurzer Zeit wurde die ganze Geschichte vergessen, weil ein Jeder die Erinnerung daran geflissentlich vermied, zumal sich auch bald wieder andere Verehrer eingestellt hatten, welche aber von Fräulein Nina vorläufig vollständig ignoriert wurden.

Wenn es der lebenswürdigen und geschätzten Leserin erscheinen möchte, als sei die geschilderte Signora vielleicht gar ein sehr leichtes und nichtsnutziges Ding gewesen, so muß ich einige Worte der Aufklärung zu ihrer Rechtfertigung vorbringen und bitte ich um geneigtes Gehör:

Die Südländerinnen alle, Französinen wie Italienerinnen, sind von ganz entschieden anderem Charakter, als unsere ehrbaren und schönen Landesstöchter, im Grunde genommen aber ebenso wachsam auf ihre Tugend, wie es jedes wohlgezogene junge und alte Mädchen sein soll.

Das lebhaftige Naturell der südgeborenen Damen entschuldigt aber, daß sie sich dem Manne gegenüber freier benehmen, — sinnenmalen doch beide Geschlechter für einander geschaffen sind, so verbergen die Südländerinnen das Bewußtsein dieser ihrer Bestimmung nicht mit übertriebener Kengstlichkeit, als fürchteten sie sich vor dem härtigen Geschlechte, sondern sie sind im Umgang mit demselben frei heraus, ohne sich zu nahe kommen zu lassen und ohne die Grenzen des Anstandes zu überschreiten.

Man sieht hier in den südlichen Ländern häufig ein solches junges Mädchen im Verkehr mit diesem oder jenem jungen Mann und doch wird es Niemandem einfallen, den bösen Leumund schießen zu lassen um, wie es so gerne bei uns der Fall ist, sogleich eine Verlobung, Hochzeit oder gar Kindstaufe zu vermuthen.

Diese südländischen Töchter Eva's werden Jedem, der sich ihnen mit unstatthafter Anträgen nähert in angemessener Art abweisen, gerade so, wie es ihre nordgeborenen Schwestern durch Niederschlagen ihrer schönen Augen oder durch ein plötzliches stolzes und verächtliches Abwenden ihrer lieblichen Person zu thun pflegen.

Un hören ist noch nicht Er hören, Ihr jungen Freiverber! Die Südländerinnen hören die ihnen dargebrachten Schmeicheleien an, ohne viel davon zu halten — sie nehmen es mehr im Scherz und es dauert sehr, sehr lange, ehe sie „Ja“ sagen, — dann ist es aber bestimmt Ja.

Fräulein Nina kam am folgenden Tage wieder mit einer überraschenden Nachricht aus der Stadt: In Alexandrien hatte

sich ein Comité von vornehmen, vermögenden Damen gebildet, welche ein Hospital gegründet hatten und nun zur Erhaltung desselben und zur Pflege der untergebrachten Kranken aller europäischen Nationen öftere Zusammenkünfte und Revisionen des Krankenhauses unter sich vereinbart hatten.

Diesem wohlthätigen Verein gehörte auch Fräulein Nina seit kurzer Zeit als Mitglied an und da sie Vormittags bei einer Revision des Hospitals thätig gewesen war und von uns so unzählige Male den Namen „William“ gehört hatte, brachte sie uns die überraschende Nachricht, daß sich ein junger Deutscher Namens William im Hospital schwer krank befinde und daß derselbe ein Blondin und sehr intelligenter Mensch wäre, wie die Krankenwärterinnen sagten.

Das konnte ja nur unser armer, vermißter Freund sein — da darf ich nicht lange zögern, ich muß ihn auffuchen!

Ich machte mich am nächsten Morgen sofort nach dem kleinen Krankenhaus auf, es lag ziemlich weit von uns entfernt am Meer, und wurde auch sogleich vorgelassen, hier zu Lande hat man nicht so strenge Maßregeln und Besuchsstunden.

Eine barmherzige Schwester führte mich durch die stillen Corridore nach dem geräumigen Krankensaal — da lagen in Reihen nebeneinander die armen Kranken, Engländer und Deutsche in ihren Betten, fern von der lieben Heimat, aber gepflegt von den mildthätigen Schwestern, welche sich diesem christlichen, barmherzigen Beruf geweiht haben und da lag auch mein armer Freund William — bleich — abgezehrt mit geschlossenen Augen — ein Bild des Jammers! Ich erschrak über diesen Anblick so sehr, daß mich eine förmliche Ohnmacht ergriff!

Die Schwester flüsterte mir zu, daß der junge Mann eine sehr schwere Krankheit, die Dissenterie hoffentlich überstanden habe — es ginge zur Besserung, jedoch könnte es immerhin noch einige Wochen andauern bis zu seiner voll-

ständigen Genesung! Seine kräftige Natur habe die Krisis überwunden!

So stand und wachte der treue, arme Freund ja auch damals an meinem Krankenlager und ich hatte leider erst in diesem Augenblicke von seiner traurigen Lage erfahren! Oh, wenn ich hier helfen und retten könnte!

William schlägt die matten Augenlider auf — es fährt wie ein freudiger Blitz unter denselben hervor — er hat mich erkannt und reicht mir nun seine abgekehrte, fiebernde Hand, während er die andere wie dankend auf's Herz legt — —

Ich neige mich schmerzlich gerührt zu ihm nieder, er bittet mich mit schwacher Stimme, bei ihm zu bleiben: „erzählen Sie mir von sich, von Ihrer lieben Familie, von — meiner Lijetta!“ — ein schwacher Händedruck begleitete diese Bitte —

Soll und darf ich hier die Wahrheit erzählen? Sie würde diesem treuen, guten Herzen den Todesstoß versetzen!

Ich mußte deshalb an dem Bette des Schwerkranken aus Noth lügen! Ich erzählte heitere Geschichten, berührte das Andenken an das junge Mädchen nur flüchtig und entschuldigte mich damit, daß ich sie noch nicht gesehen hätte, weil sie in Cairo sei, aber jedenfalls würde ich sie einmal aufsuchen.

Dankbar drückte mir der Freund die Hand. Ich versprach, ihn häufig zu besuchen, bat ihn, sich zu schonen und guten Muth zu fassen und schied von ihm mit einem unsagbar schmerzlichen Gefühl! Aus gebotener Schonung mußte ich den besten Menschen hintergehen und täuschen, eine ganz abscheuliche Aufgabe!

An jedem zweiten Tage besuchte ich den kranken Freund, welcher langsam gesundete, und immer wieder mußte ich ihm Unwahrheiten über das Mädchen erzählen, welches ihr Herz und ihre Liebe schon längst vergeben hatte — und noch dazu an seinen ehemaligen Compagnon und Freund — der Arnie

wäre doppelt ins Herz getroffen, wenn ich hier die Wahrheit erzählen würde.

Ich hatte Fräulein Lisetta, welche nach zwei Wochen von Malta fröhlich zurückgekehrt war und uns diesmal allein besuchte, von dem armen Kranken und seiner Neigung zu ihr erzählt; das schöne, erröthende Mädchen bedauerte den jungen Mann herzlich, sie versicherte mich aber, daß sie niemals an ein tieferes Gefühl gedacht und demselben auch keine Veranlassung zu solcher Schwärmerei für sie gegeben habe. Ich war von der treuherzigen Aufrichtigkeit des jungen Mädchens überzeugt — was ist also da zu machen?

Wenn der junge Mann erst ganz hergestellt und gesund sein wird, mag es der Zufall oder ein Stärkerer als ich übernehmen, ihm die Wahrheit beizubringen. Gegenwärtig aber war es nothwendig, daß der Kranke durchaus nichts von dem Mädchen erfuhr. Ich weihte deshalb die barmherzige Schwester in dies Verhältniß ein, damit sie jeden anderen Besucher des Reconvallescenten vor Mittheilungen darüber warnen konnte. „Die Nachricht von der Verlobung des Mädchens mit seinem Freund wäre sein Tod!“ sagte selbst die Schwester, „ein Rückfall der Krankheit, und es ist mit ihm aus — vorbei, diese Fälle sind schon so oft dagewesen! Ich werde Sorge tragen,“ setzte die junge Samariterin hinzu, „daß Niemand zu dem Kranken kommt — es ist mir ja selbst herzlich leid um ihn!“

Vom stillen einsamen Krankenhaus, in welchem der gierige Sensesmann herumschleicht und seine Ernte hält hinein ins volle, tolle Leben, vom gähnenden Abgrund des Todes, an dessen Rand der lebendige Mensch fortwährend, aber unbewußt vorüberstreift in die Freuden und Genüsse der Welt hinein, das ist das menschliche Leben.

Alle Jahre fand bei dem Pascha ein officiellcs Ballfest statt, welches einige hundert Gäste in dem schönen parkartigen Garten und großartigem Hotel desselben zusammenführte.

Meine Frau konnte leider anderer Umstände wegen der an uns ergangenen Einladung nicht folgen.

Als ich mich in Gesellschaft des ebenfalls geladenen italienischen Hausgenossen und Fräulein Nina's nach Cairo zu dem Ballfest begab, lagen alle drei Kinder an verschiedenen Landeskrankheiten darnieder, ich konnte von dem Feste aber nicht zurückbleiben, weil ich noch gleichzeitig Geschäftliches in Cairo abzumachen hatte. Das Vergnügen, sich in einer an Menschenrassen so gemischten Gesellschaft zu bewegen, hätte ich ebenso gern jedem Andern überlassen! Das Ganze war ein officiellcs gastronomisches Abfüttern der Anhänger des Paschas und seiner Beamten, weiter hatte es keinen Zweck!

Fräulein N i n a nahm sich unter allen anwesenden Damen in den glänzendsten Roben doch immer am schönsten aus. Sie bildete stets den Mittelpunkt der sie umschwärmenden, jungen Elegants, welche wie die ebenfalls vorhandenen Damen aus allen Nationalitäten stammten. Da gab es gluthängige Armenierinnen in hellen, seidnen Roben und Ueberwürfen, mit brillant-bligenden Gürteln um Taille und Stirn, ferner Griechinnen in langem lockigen Haar mit dem bekannten tragischen Blick in den dunklen Augen, feurige Italienerinnen und leichte, immer lustige zierliche Französinen saßen oder promeniirten mit den Herren im Klapphut, Frack und engen Hosen, im rothen Fez und weiten, tausendfaltigen Pluderhosen.

Einige türkische Uniformen mit den auffallend breiten Goldstreifen vermehrten die große Verschiedenheit der Farben, welche schon in dem Teint der Gäste eine duzendfache Abstufung zeigten. Es befanden sich sogar ganz schwarze Excellenzen, hohe Würdenträger aus Ober-Egypten in der bunt gemischten Gesellschaft, welche in ihrer phantastischen Kleidung mit den Straußfedern am Kopf höchst komisch ausjahren, wie Zauber-künstler oder Kunstreiter!

Das Franzosenthum war am stärksten vertreten und das berührte mich, den einzigen Deutschen in der großen Gesellschaft, nicht sehr angenehm.

Die deutsche Armee befand sich damals bei Orleans und hatte dort die schwierigsten Kämpfe gegen die freie Volkswehr zu bestehen. Die Franzosen erhofften noch einen siegreichen Ausgang der Dinge unter Gambetta's großsprecherischer Führung. Garibaldi, der Greis im rothen Hemd mit seinen zusammengelaufenen Horden aus aller Herren Länder riß den Mund in seinen Freiheitspamphleten aber auch so sehr weit auf, daß man glaubte, er würde plötzlich zuschnappen und die ganze deutsche Armee auf einmal verschlucken! Die braven Truppen haben ihm aber gerade das Gegentheil gezeigt und seine Rothhemden zerstreuten sich bekanntlich schon bei der ersten Attaque in alle Winde.

In Alexandrien glaubte jetzt Jedermann an einen Umschwung der Sachlage und an die endlichen Siege der Franzosen, welche die so breit ausgebreiteten Armeen gleich gänzlich zu Kriegsgefangenen machen würden. Die Alexandriner Zeitungen, meist von Franzosen redigirt und in französischer Sprache gedruckt, hatten schon alle ihre Kriegspläne zur Vernichtung der deutschen Armee fertig, welche sich so mitten im Herzen von Frankreich befand. Man hatte nach ihrer Ansicht nur nöthig, den Feind einfach zu umzingeln und die deutschen Barbaren zu entwaffnen.

Es war kein Wunder, daß das Gespräch über die Kriegseignisse auch in dieser Gesellschaft vorherrschte. Rings um mich herum nur Franzosen und deren Freunde, unter ihnen besonders der kriegende Armenier, der Verwalter des Paschas, welcher sich gern in meiner Nähe aufhielt, um den Effect zu beobachten, den die Prahlereien einiger besonders zuversichtlicher Franzosen auf mich machten.

„Sie werden wohl auch einräumen, Monsieur, daß bisher nur die Skäuflichkeit der Generale und der Verrath daran Schuld waren, daß die Deutschen bis dato gefiegt haben? Es ist klar, daß die ruhmvolle franzöfifche Armee nunmehr ohne ihren Kaiſer und ſeine verrätheriſchen Trabanten ſich ſelbſt befreien wird — oder glauben Sie vielleicht nicht?“ Dieſe Frage war geradezu an mich gerichtet, während die beiden großſprecheriſchen Franzoſen ſich in die Arme meines geheimen armeniſchen Feindes gehängt hatten und ebenfalls begierig auf meine Antwort warteten.

„Monsieur,“ antwortete ich ihm, „es unterliegt keinem Zweifel, daß die Franzoſen tapfere Gegner ſind und deshalb von den Deutschen hochgeſchätzt werden! Ihre Sympathie wird aber wenig dazu beitragen, den Lauf der Dinge zu ändern, Sie müßten ſich denn entſchließen, ſelbſt thätig mit einzugreifen, und da wäre es wohl am beſten, wenn Sie unter die Garibaldianer gingen, welche ſich vor einigen Tagen irgendwohin verloren haben, wie die Zeitungen berichten. Sie müßten ſich in einem rothen Hemd vorzüglich ausnehmen und bald ein ebenſo großer G e l den Deutschen werden, wie Sie mir ſchon längſt geworden ſind!“

Die beiden Franzoſen lachten laut auf, während ſich der Armenier vor Wuth in ſeine blaſſen Lippen biß.

In dieſem Augenblicke trat Signora Mina wie eine Schutzgöttin dazwiſchen. Mit dem feinen Inſtinct eines gebildeten Mädchens ahnte ſie eine Scene, der Armenier war auch keineswegs der Freund ihres Vaters und ſie wußte ganz gut, welche Spannung zwiſchen uns beſtand.

„Mein Vater wünſcht Sie zu ſprechen, Signor!“ ſagte ſie mit freundlichem Blick und nahm meinen Arm. Wir drehten den drei Feinden den Rücken und ich hörte, wie einer der Franzoſen äußerte: „Die ſchöne Italia mit ihrem deutſchen Verbündeten Arm in Arm“ — was mich auf den nicht

geringen Aerger der drei Widersacher schließen ließ. Ich hatte mir schon längst fest vorgenommen, nur noch eine Campagne lang da draußen im Dorf mitzuthun, denn das elende Leben unter den Eingebornen, der Tod meiner Kinder, die fortwährenden Krankheiten und nun noch die beginnenden schlechten Zeiten verleiteten mir den Aufenthalt vollends. In Egypten schienen die sieben m a g e r e n Jahre ihren Anfang zu nehmen, wie vorher sieben f e t t e Jahre vergangen waren, welche viel Geld ins Land gebracht hatten! Bevor ich das Ballfest verließ, nahm ich noch die Gelegenheit wahr, dem armenischen Verwalter unter vier Augen meine Meinung zu sagen, damit er mich genau kennen lernte. Mit so einem Burschen muß man 'mal d e u t j c h reden!

„Monjieur!“ rief ich ihm zu, als er zufällig in meine Nähe kam, „auf ein Wort!“ Dabei ging ich voran in ein Nebenzimmer, wohin mir der geheime, tückische Feind etwas betreten und verlegen folgte.

„Wie es scheint, Monjieur, so machen Sie sich ein Vergnügen daraus, meiner Person ganz besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Ich will Ihnen aber mittheilen, daß ich die Ihrige dennoch bisher ganz unbeachtet gelassen habe — Sie sind mir gleichgiltig. Sollte ich aber noch einmal von Ihnen belästigt werden, oder sollten Sie fernerhin versuchen, mich wiederholt zu verdächtigen, wie es so Ihre feige Art ist, so habe ich ein Mittel, welches Ihnen einen ordentlichen Schlag versetzen könnte!“ — dabei fuhr ich mit der Hand urplötzlich nach der Brusttasche, wobei der Armenier entsetzt zurückwich, weil er einen Revolver oder Dolch vermuthete, und holte statt dessen aber zwei Stück seiner ihn compromittirenden Briefe heraus, welche ich ihm dicht unter seine Habichtsnase hielt — er wollte danach greifen, schnell hatte ich dieselben aber wieder in der Tasche verborgen, schwenkte links ab und ließ ihn ganz verdußt stehen — in diesem Augenblick trat N u b a r P a s c h a mit

einem langen Schweif von ihn begleitenden Herrschaften in das Zimmer — seinem scharfen Auge mochte wohl der hier soeben stattgefundene Vorgang nicht entgangen sein? —

„Was haben Sie, meine Herren?“ fragte er, indem er seine Augen forschend über uns streifen ließ.

„Nichts von Bedeutung, Excellenz!“ sagte ich, mich vor dem Pascha verbeugend, „nur eine kleine Auseinandersetzung über den herrschenden Krieg da draußen —“

Der Armenier athmete hoch auf, er hatte vielleicht gefürchtet, daß ich dem Pascha die Briefe sofort einhändigen würde, dann war ihm eine Portion Stockstreiche und der Verlust seines Amtes sicher.

Mein Hausgenosse und Signora Nina hatten mich schon lange erwartet, wir wollten gemeinschaftlich nach unserm Hotel zurückkehren.

Da wir uns nun einmal in Cairo befanden und die schöne Signora die Pyramiden noch nicht gesehen hatte, so begleitete ich Vater und Tochter dorthin. Das muthige Mädchen ließ sich ohne Umstände von den drei halbnackten Beduinen hinaufführen, zum großen Erstaunen einer Gesellschaft Engländer, deren Damen in laute Bewunderungsrufe ausbrachen.

Auf der Höhe oben angelangt, schwenkte Nina lustig ihr Taschentuch, welches freudige Zeichen der geängstigte und besorgte Vater unten mit Frohlocken in gleicher Weise erwiderte.

Bei dem Abstieg mußte der schönen Signora doch wohl nicht ganz gut werden. Sie hatte ihren vollen, runden Arm um den nackten Hals eines der Beduinen geschlungen und ihren schönen Kopf auf dessen Schultern gelegt — so ein Wüstensohn ist oftmals zu beneiden! Mit Unterstützung der Anderen wurde sie eigentlich schwebend herabgetragen. Die Beduinen nahmen dies weiter nicht übel.

Sämmtliche Damen standen immer noch mit staunenden Blicken da und schauten auf die herabsteigende, interessante

Gruppe. Signora Nina war sehr blaß geworden, ehe sie unten anlangte, wo sie von den kräftigen Beduinen behutsam auf einen über den weichen Wüstenand ausgebreiteten Teppich gesetzt und mit frischem Wasser und Rothwein gepflegt wurde.

Sie erholte sich aber sehr bald und drückte dem vorsorglichen Träger eigenhändig einen recht großen Baccschiß in die Hand, welchen der besorgte Vater noch verdoppelte.

„Das war schön da oben, mein Vater!“ rief auch Signora Nina begeistert aus, als wir wieder neben einander nach der Stadt zurücktritten; „man fühlt das Herz sich erweitern und die Brust hoch anschwellen, ooooh!“

Bei diesem Seufzer konnte ich nicht umhin, einen schnellen Seitenblick nach jener bezeichneten, wegen der großen Hitze nur leicht verdeckten, lieblichen Gegend zu thun. —

Da unsere liebenswürdige Begleiterin, Fräulein Nina, durchaus alles Sehenswerthe von Cairo und Umgebung besuchen wollte, begaben wir uns andern Tages nach der Vorstadt Bulak, um diejenige Stelle aufzusuchen, welche der heiligen Familie und dem Stifter unserer christlichen Religion ein Unterkommen bot, als dieselbe vor der Verfolgung des Königs Herodes aus Bethlehem nach Egypten flüchten mußte!

Aus der biblischen Geschichte (Matth. 2) wissen wir, daß dieser grausame Herrscher alle Kindlein bis zu zwei Jahren in Palästina ermorden ließ, weil ihm seine Weissager prophezeit hatten, es sei ein neuer König der Juden geboren worden, welcher ihn vom Thron stürzen würde.

Mit andächtigem Gefühl betraten wir eine kleine alte Moshce, mitten in dem unansehnlichen, arabischen Viertel der schmutzigen Vorstadt aufgebaut; dies also war der Ort, in welchem die heilige Familie, der Nährvater Josef und Maria mit dem Jesuskindlein auf Eingebung eines Engels Zuflucht vor der Mordbegier des Herodes gefunden hatten!

Wenn auch die Stätte vielleicht nicht mehr dieselbe ist, so bleibt die Thatfache unumsstößlich fest bestehen, daß durch diese „Flucht nach Egypten“ unser Herr und Erlöser vor sicherem Tode gerettet wurde und daß wir uns heute noch dieser Errettung erfreuen, welche uns zu Nachkommen und anbetenden Mitglieðern seiner Religionslehre, der Religion der Liebe und Vergebung gemacht hat.

Da sitzen die „gläubigen“ Muselmanen in und vor dieser kleinen, unansehnlichen Moschee (Abou Serge) und betrachten den, mit frommem gehobenen Gefühl ein- und ausgehenden Nazarener gleichgültig oder von oben herab, geniren sich aber durchaus nicht, recht viel Backschuß für die Besichtigung zu fordern und von den „Ungläubigen“ in Empfang zu nehmen. Mit Entrüstung denkt man als wahrer, fühlender Christ an solchem Ort daran, daß leider (!) a l l e die heiligen Stätten, auf welchen der Fuß unseres Erlösers wandelte, in Händen der Muselmanen, der Widersacher unserer Religion sich befinden; Bethlehem, Jerusalem, ganz Palästina — Alles steht unter der Oberhoheit der Nachkommen des Propheten, die Schlachten der Kreuzzüge frommer, begeisterter und edler Könige und Ritter zur Eroberung dieser heiligen Stätten sind umsonst geschlagen worden! —

Ich schweife ab, ja oft zu viel — kann ich aber einen solchen heiligen Ort verlassen, ohne meinem Unmuth Ausdruck zu geben? Sicherlich sind alle meine freundlichen Leser derselben Meinung!

Ohne längeren Aufenthalt in Cairo reisten wir nunmehr nach Alexandrien zurück, woselbst ich schon am nächsten Tage meinen kranken Freund William besuchte und zwar in Gesellschaft der schönen Signora Nina, welche den jungen Mann entdeckt und schon so viel von demselben gehört hatte, daß er ihr ganzes Interesse in Anspruch nahm.

Der junge Mann befand sich schon viel besser und versuchte bei unserem Eintritt sich zu erheben, was ihm aber nicht gelang. Fräulein Nina war von der barmherzigen Schwester empfangen und vorläufig in Anspruch genommen worden. — William verließ sie mit keinem Blick. — „Wer — wer ist diese Dame?“ fragte er mit matter Stimme, da er dem Fräulein noch nicht ins Antlitz gesehen hat; „o Gott! ist es — meine Lijetta? —“

„Es ist eine der Damen, welche ihre Barmherzigkeit und Huld dem Schutze der Kranken widmen!“ sagte ich, den Freund beruhigend, und nun erzählte ich ihm von unseren lebenswürdigen Hausgenossen und besonders von der schönen Nina, welche mich diesmal begleitet und mich thatsächlich schon öfter gebeten hatte, den kranken Freund nach dem Austritt aus dem Spital in unser Haus zu nehmen und ihn zu pflegen, damit er sich gründlich erholen könnte. Indem näherte sich Fräulein Nina dem Bett des armen, schwachen William und seine großen, mattglänzenden Augen schauten in das Antlitz der theilnehmenden Signora, wie sich der Blick eines Schiffbrüchigen nach tosender stürmischer Nacht auf das, von glänzendem Sonnenschein erhellte, vor ihm liegende, rettende Land richtet!

Um jede Aufregung zu vermeiden, verließen wir den kranken Freund nach nur kurzem Aufenthalt an seinem Lager.

Fräulein Nina hatte dem Reconvallescenten ebenfalls sehr eindringlich einen kurzen Aufenthalt in meinem Hause und später die unverzügliche Abreise zu mir ins Dorf empfohlen, weil ihm eine Luftveränderung nur gut thun konnte. Er hatte sich die verwünschte Krankheit da oben bei einem Regervolk unter dem Aequator geholt und Dank seiner guten Natur und der schleunigsten Abreise von dort war er diesmal noch dem Tode entronnen.

Da wir selbst nun wieder aufs Land mußten, in das elende Dorf, aber, wie ich mir fest vorgenommen hatte, zu m

Lezten Male, da wir ferner auch für unsere Kinder durch eine Luftveränderung eine Besserung in ihrem kränkenden Zustand erhofften, wie wir ja häufig an uns selbst erfahren hatten, packten wir unsere Kisten und Koffer und fuhren wieder landeinwärts, von den besten Wünschen aller unserer Freunde begleitet.

Unsere Vorsicht beim Verlassen des stillen einsamen Hauses hatte sich glücklicher Weise bewährt. Nach genauer Untersuchung jedes Winkels fanden sich nur einige Scorpione in stiller, staubiger Ecke, welche daselbst ihr beschauliches, giftiges Leben fristeten. Wovon leben diese glänzenden, schwarzen Vieher und woher kommen sie? Das war mir unbegreiflich und unergündlich. Die Schöpfung hat viele solcher räthselhafter Existenzen erzeugt — vielleicht zu einem uns noch unbekanntem Nutzen?

Ich faßte jeden einzelnen Scorpion behutsam mit der Feuerzange beim Rücken; sie schlugen dabei mit ihrem Stachel am Schwanz nach hinten heftig, aber ohnmächtig auf und nieder und wurden lebendig in ein mit Olivenöl gefülltes Glasgefäß gesenkt, in welchem sie alsbald unter allerhand heftigen Krümmungen und Bewegungen mit Scheeren und Schwanz ihre giftige Seele aushauchten.

Dieses Del wird fein säuberlich aufbewahrt, es soll ein vorzügliches Gegengift gegen den Scorpionenstich abgeben. Es wird zu diesem Zweck nicht etwa Eßlöffelweise eingenommen — Gott behüte! sondern recht dick auf die anschwellende Wunde geschmiert, weil sich dieses Del, wenn es mehrere Tage den warmen Sonnenstrahlen ausgesetzt ist, alsbald in eine butterartige Substanz verwandelt.

Der Scorpion verwundet also mit der Spitze seines krebsähnlichen Schwanzes und gibt durch diesen Stachel zugleich sein Gift in die Wunde.

Wieder begann das Säen, das Cultiviren neuer Strecken Landes, immer mehr und mehr breiteten sich die unübersehbaren

Reis- und Baumwollwelder aus. Dazwischen kamen die verschiedenen Ernten und das Abwägen, Abmessen und Verkaufen der Producte, wobei es nach arabischer Art immer unehrlich genug zunging.

Sobald ich den Rücken wendete, hatten unsere an der Wage beschäftigten Schreiber mit den Käufern schon betrogen, was bei den theueren Preisen der Producte sich sofort auf mehrere tausend Piaſter belief.

Ich wußte wohl, daß dies Landesſitte war und drückte auch hin und wieder ein Auge zu. Die Eingebornen wurden ja ſchlecht genug bezahlt und waren auf's Stehlen angewieſen. Wenn es aber zu toll kam, ſo daß ſich ganze Kameelladungen mit Reis verküpfen, oder die Schreiber mir zwölf Barken voll Baumwolle zur Unterſchrift vorlegten, während ich fünfzehn zählte, fuhr ich denn doch wie ein Gewitter dazwiſchen, was aber den Araber durchaus nicht aus ſeiner Ruhe bringt. Er macht wo möglich an Anzahl durch einen Fehler an Gewicht wieder „gut“, wobei er ſich unglaublich ehrlich, freundlich und — dumm ſtellt! Die Kunst des Schreibens und Rechnens verſtehen nur immer einige im Dorf dazu abgerichtete Schreiber und dieſe meinen, daß man mit der Schrift dasjenige verbergen oder beſchönigen müſſe, was eigentlich falſch geſchrieben iſt, ſo wie der franzöſiſche gelehrte „Talleyrand“ behauptete, „Die Kunst der Rede iſt nur dazu da, um — ſeine eigentlichen Gedanken zu verbergen!“

Durch meine Genauigkeit machte ich mir im Dorf ebenfalls Feinde, welche hinterrücks oftmals den Nazarener ins Johanneum verwünſchten, was ihre heißſte Hölle bedeutet. Natürlich wagte Niemand eine ſolche Aeußerung laut zu machen, ſonſt hätte es gewaltige Stockprügel geregnet!

Die Schreiber ſahen immer höchſt achtungsvoll nach der Miſpeitsche des mich ſtets begleitenden Berberiners, welcher im Dorfe das Amt des Proſoßen verſah.

Das elende Schlangenneſt ſollte mir während meines leht-jährigen Aufenthaltes einige unglückliche Monate bringen — als wenn es noch nicht genug Opfer mit dem Tod zweier lieber Kinder gefordert hätte!

Die immer größer werdende Ausdehnung des Terrains erforderte nun, daß ich nunmehr oft Tage lang nicht vom Pferde herunterkam und meiſtens nur über holperige Feldwege, durch ſumpfiges Terrain oder auf den ſchmalen Rändern der Waſſergräben reiten mußte.

Reiten iſt eine ſchöne Sache, ſchließlich wird aber Alles zur Gewohnheit und unbequem und ſelbſt das ſchönſte Einerlei wird zuletzt auch langweilig.

Der Langweile wegen hatte ich deßhalb die ſchlechte Gewohnheit, auf dem Pferde, während es langſam dahin trabte, des Morgens die Zeitung zu leſen, welche aus Wien kam, freilich ſchon immer einige Wochen altbacken war, aber für mich in der Dorf-Einſamkeit Intereſſantes genug brachte.

Mein Alltags-Reitpferd, ein dicker Schimmel von nicht allzu feurigem Temperament, das ihm von meiner Frau den ſtolzen Namen „Duſſelkopf“ eingebracht hatte, weil er immer mit dem Kopf während des Laufens hin und her wiegte, lief mit mir am Ufer des Nils dahin — die Zügel ließ ich, wie gewöhnlich, unachtsamer Weiſe auf dem Rücken des Thieres hängen, weil ich in einer Hand die brennende kurze Peiſe und mit der andern Hand die Zeitung hielt.

Plötzlich thut mein Duſſelkopf einen gewaltigen Ruck nach rückwärts — ein Fuchs iſt ihm über den Weg gelaufen und ich ſelbſt werde nach dem Geſetz des Beharrungsvermögens der in Bewegung begriffenen Körper über den Hals und Kopf des Pferdes geſchleudert, welches die Spur des Fuchſes am Boden beſchnüffelt und komme mit dem Kopf voran wie eine „Kröte“ auf diejenige Stelle des ſandigen Bodens zu liegen, welche ſoeben von Keinecke Fuchſ paſſirt war, der ſich aus dem dichten

Schilf noch einmal die Situation betrachtete und schleunigst in demselben verschwand.

Ich erhob mich vom Boden und griff, wie es in dem bekannten Lied heißt, „zuerst nach meiner Peise“, die weit weggeschleudert war und dann nach den Zügeln des ruhig dastehenden Duffelkopf, um mich auf denselben zu schwingen, als ich bemerkte, daß ich — den rechten Unterarm nicht bewegen kann. Er fiel mir eben so oft hinunter, als ich mich bemühte, denselben durch den anderen Arm emporzurichten.

Nach einigen Minuten stellten sich auch bedeutende Schmerzen im Ellbogen ein — der Arm wurde zusehends dicker, er war jedenfalls g e b r o c h e n ! Allah! Ich konnte den Schimmel nicht mehr besteigen, sondern wandte mich sofort zu Fuß nach Hause, von welchem ich fast eine Stunde entfernt war.

Meine Frau hatte durch den längst vor mir vorausgetrabten duffelköpfigen Schimmel eine Ahnung von einem geschehenen Unglück bekommen. Sie eilte mir entgegen, ich war fast ohnmächtig vor Schmerz, als ich nun im Zimmer anlangte — Rock und Hemd mußten von dem dickgeschwollenen Arm heruntergeschnitten werden — o du verwünschter Zustand in solch elendem Dorf!

Nun wurde schleunigst ein arabischer „Doktor“ requirirt und inzwischen fortwährend kalte Umschläge gemacht. Am andern Morgen erst kam der Araber bedächtig und gleichgültig daher geritten, erst muß er, wie gewöhnlich, sich waschen und beten — die Bande hat einen Gleichmuth, über welchen man in Raserei kommen könnte, wenn man k e i n e n gebrochenen Arm hätte!

Jetzt befiehlt er seinem Diener einige Bambusrohre vom Ufer des Nils und von irgend einem Schiffer einige Bastseile zu bringen. Der Bursche kommt zurück und hat einen ganzen Arm voll Schilfrohr und dazu ein daumendickes, langes Bastseil, wie man es zum Anbinden eines Stieres braucht. Das kann gut werden! Mir wird schon ganz übel!

Der Doctor bog nun den im Ellbogen gebrochenen Arm gerade, was mir natürlich den Schweiß vor lauter Schmerzen auf die Stirne trieb, dann legte er ringsum denselben eine Anzahl fußlanger und fingerdicker Bambusstäbe und wand um diese das starke Bastseil, so daß der ausgestreckte Arm noch einmal so dick und wie in Schienen gezwängt war und ganz entsetzlich schmerzte. Der Araber empfing hierauf seinen Backschuß, rief vielmals den Propheten zur ferneren glücklichen Heilung an und trabte auf seinem Esel davon, heimwärts. —

Vier Tage und Nächte lag oder wand ich mich in meinen großen Schmerzen herum, ich glaubte, ich müßte den Arm ausreißen! Ja, wenn das so leicht ginge! Ich verwünschte den schimmeligen Duffelkopf wegen seiner Schreckhaftigkeit, eines lumpigen Fuchses wegen — der Schimmel konnte sich nun vergnügt den ganzen Tag über auf dem Kleeferde herumtummeln — ich jammerte und fluchte in allerhand Sprachen, ohne irgend welche Linderung zu erfahren.

Da kommt unvermuthet, aber zu meinem großen Glück eines Vormittags eine schöne, schlanke *T a h a b i e* den Nil heraufgesehelt. Es ist die „*Elisa*“, das saubere, weiß und blau geränderte Schiff meines früheren Chefs aus *Benna Abussir*, auf welches wir uns damals beim Erdbeben mitsammt den „*Damen im Nachthemd*“ geflüchtet hatten. Auf ihrem Deck befand sich eine kleine Gesellschaft Europäer, sie salutiren unser Haus mit einer Salve aus den Flinten und winkten mit Tüchern nach unseren Fenstern.

Da ein Hinüberraufen bei der großen Breite des Stromes unhörbar war, kommt meiner Frau der gute Gedanke, die Nothflagge zu ziehen. Sie befestigt ein großes, *s c h w a r z e s* Tuch mit den Zipfeln an ein langes Bambusrohr wie eine Fahne und begibt sich an das Ufer des Flusses — sofort geht die „*Elisa*“ am jenseitigen Ufer vor Anker, rafft die Segel ein und setzt ein stinkes Boot aus.

Bald darauf landete mein früherer Chef und mit ihm — sein Bruder *E r n s t* aus *T r i e s t*, welcher damals vor neun Jahren mit mir den Kontrakt gemacht hatte und seit einigen Wochen in *Egypten* verweilte, um ein Exportgeschäft zu etabliren.

Das war ein schmerzlich=freudiges Wiedersehen!

Beide waren über mein Unglück nicht wenig erschreckt!

Wir haben glücklicherweise einen Arzt aus *Kairo* an Bord, ich werde den Herrn sofort herüberholen, sagte der thatkräftige *Triestiner* und war auch sogleich bei der Ausführung seines Versprechens.

Der europäische, sehr gebildete und geschätzte *Kairiner* Arzt staunte nicht wenig über die solide arabische Verpackung des gebrochenen Armes. Er schnitt flugs mit einer Scheere das Bastseil herunter und warf die Handvoll *Bambusstäbe* unter den Herd — mir war ordentlich wohl!

„So kann man wohl eine gebrochene Segelstange verbinden, aber keinen menschlichen Arm aus *Fleisch* und *Blut*! Der *Araber* hat ihnen ja die ganzen *Abern* abgebunden — Sie müssen entsetzliche Schmerzen ausgestanden haben?“ sagte der Arzt. —

„Freilich, Herr Doctor — jetzt ist mir wohler!“

„Das glaube ich,“ sagte der Arzt, „übrigens muß der Arm aber *k r u m m* geheilt werden und nicht *g e r a d e*, damit Sie ihn wenigstens doch besser gebrauchen können, im Fall derselbe im Gelenk *s t e i f* bleibt.“ Mit diesen Worten packt der Doctor meinen gebrochenen Arm und will denselben *k r ü m m e n* — ich schreie entsetzlich auf und wehre mit den Füßen und dem gesunden Arm, so gut es geht — —

„Aber lieber Freund, hier gibts keine *Gegenwehr* und kein *Nichtwollen*! Ich muß als Arzt wissen, was Ihnen gut thut und kann unmöglich zugeben, daß Sie Ihr übriges *Lebelang* mit einem *steifen*, geraden Arm herum gehen!“

„Ich halte es nicht aus, Herr Doctor, es thut so weh!“

„So schreien Sie meinetwegen, so viel Sie wollen. Aber nun bitte ich mir ein bißel Courage aus, Sie sind doch ein Mann! Vorwärts, hole doch vier Bootskleute herein“, commandirt der kurz entschlossene Arzt dem Berberiner, welcher diesem Befehle folgt und bald darauf mit vier handfesten arabischen Schiffen erscheint — nun half kein Sträuben mehr: die Araber hielten mich an Armen, Schultern und Beinen fest, während der Doctor unter schrecklichem Gebrüll meinerseits mit vieler Anstrengung den gebrochenen Arm in einen rechten Winkel biegt — es war ein Gefühl in mir, als wenn man ein altes eisernes, längst verrostetes Charnier von einer schweren Thüre mit Gewalt auseinanderbringt.

Drei Ohnmachten erfolgten! Ich selbst lag bewußtlos auf dem Bett, meine Frau sank auf den Divan und Herr Ernst, der auch keine starke Natur hatte, fiel blaß und todähnlich rücklings auf seinen Sessel zurück. Das ganze Zimmer war nachher naß wie eine Badestube — der Doctor hatte uns alle drei tüchtig mit frischem Wasser und Eßig ins Leben zurückge—spritzt. Er selbst war dabei wie gebadet.

Nachdem der Arzt die nöthigen Verhaltensmaßregeln angeordnet und sämtliche Freunde den aufrichtigsten Wunsch zu recht baldiger Genesung ausgesprochen hatten, setzte die schlanke „Elisa“ ihren Weg stromaufwärts fort.

Nach einem solchen Besuch und unter solchen krankhaften Umständen drückte uns die Einsamkeit noch empfindlicher, ich mußte aber am nächsten Tage trotz der gehabten großen Schmerzen lachen, als mich der arabische Arzt wieder besuchte und mit Erstaunen bemerkte, daß ich den Arm krumm gebogen in der Binde trug.

„Allah!“ rief er mir ganz laut von seinem Esel entgegen, während ich ihn, unter der Laube in einem Gartenstuhl sitzend erwartete. „Allah ist groß! Kannst Du denn den Arm schon wieder bewegen, Herr?“

„Ja wohl,“ jagte ich mit ganz ernsthaftem Gesicht, ohne ihn in das Curgeheimniß einzuweißen, „alle vierundzwanzig Stunden mache ich ihn krumm oder gerade, damit er nicht steif heilt!“

„Allah! Das ist sehr gut! Ihr Nazarener seid doch schon weiter wie wir — das ist aber ganz etwas Neues wenn es auch weh thun muß! Ich werde mirs aber doch merken!“

Wehe den armen gebrochenen Gliedmaßen, welche von nun an unter die Finger dieses braunen Aesculap kommen!

Hoffentlich wird er aber mit seiner neuen Methode recht bald irgendwo gründlich anlaufen und sich einen Backschiß holen, den er wo anders als wie in die Tasche streicht?! —

Wieder waren einige Wochen vöbergegangen, als wir in einer Nacht durch mehrfaches Pochen an die Fenster geweckt wurden, was doch ganz etwas Besonderes andeuten mußte.

„Wer ist draußen?“ rufe ich arabisch, über die ungewohnte Störung ärgerlich und ebenso erstaunt.

„Verzeihung — ich bin's,“ antwortet eine bekannte deutsche Stimme, und herein tritt der — leibhaftige William, gesund und munter, wenn auch etwas sehr schmalbackig.

„Verzeihung, daß ich in der Nacht komme — wir hatten Gegenwind und kamen nicht vom Fleck, deshalb bin ich aus der Barke gestiegen und habe den kürzeren Landweg trotz aller Schakals eingeschlagen — aber was haben Sie am Arm? Warum in der Binde? Sie sind doch nicht in die Maschine gerathen, um Gotteswillen? —

„Nein, ein einfaches, nachlässiges Reiterkunststück — Sie sind immer willkommen, bei Tag oder Nacht! Uebrigens, wie geht's? Sie schauen ja ganz gut aus!“

„Danke ja! Ich möchte mich hier in der Landluft erst recht erholen. Vorgestern war ich noch im Hospital, ich möchte mich nicht lange in Alexandrien aufhalten, besuchte flüchtig Ihr

Haus, in welchem ich aber Ihre Freunde, weder Vater noch Tochter antraf und ohne in Mansurah Aufenthalt zu nehmen, bin ich nun hier und freue mich darüber — das heißt, wenn es Ihnen recht ist?“

„Gewiß, sehr recht, Mr. William“ betonte meine Gattin, welche sich ebenfalls aufgemacht hatte und den jungen Mann begrüßte. Es ging überhaupt dem Morgengrauen entgegen, deshalb wurde ein tüchtiger Kaffee gemacht, welcher nun in Gesellschaft noch vortrefflicher schmeckte.

„Wie kamen Sie nur in das Krankenhaus?“ fragte ich den jungen Mann, welcher zu unserer Freude einen riesigen Appetit entwickelte und tapfer zugriff.

„Ach, das waren vier Monate, welche ich niemals vergessen werde! Ich hatte von einer Reise nach Ober-Egypten, wohin ich einige japanesische Taf-tu's (Grasen) begleitete, eine dort zufällig grassirende Krankheit mitgebracht, an welcher die Eingeborenen massenhaft dahinstarben. Meine Japanesen machten eiligst Kehrt, weil uns Allen vor den vielen Todesfällen graute. Die Eingeborenen wanden sich in den offenen Dorfgassen in ihren Schmerzen und waren in kaum zehn Minuten eine Leiche! Ueberall trafen wir auf verzerrte Todte! Wir Alle haben auch mehr oder weniger schlimme Folgen von unserem dortigen Aufenthalte gehabt, leider war ich derjenige, welcher am meisten leiden mußte. Um schneller nach Alexandrien zu kommen, nahmen wir den Seeweg über Zanzibar, Suez &c. und kaum hier im Hospital angekommen, verfiel ich in wochenlange Bewußtlosigkeit, Fieber &c. — ich habe ja Niemanden, der mir nahe steht, mußte daher ins Spital meine Zuflucht nehmen. Durch die sorgfältige Pflege und Behandlung der Aerzte und die Aufopferung der barmherzigen Schwestern wurde ich wieder ins Leben zurückgebracht — o Gott, eigentlich ein trauriges Leben — doch, was ist das??!“ rief der junge Mann plötzlich erschreckt aus und springt vom Sessel auf, nach

der Wand zu — — da hing schon seit Monaten Vifetta's Bild mit ihrem Verlobten, welches sie uns damals in großer Cabinetsform brieflich ins Dorf geschickt hatte und nun in schönem Goldrahmen an der Wand prangte — — wie konnten wir auch diesen plötzlichen nächtlichen Besuch ahnen und in der Ueberraschung an das Bild denken — ?

Der junge Mann senkte schweigend und traurig den Kopf — er hatte also bisher noch keine Ahnung und Nachricht von dem bestehenden Verhältniß. —

Jetzt war es an der Zeit, ihn gründlich zu bearbeiten, ehe es zum Ausbruch irgend eines Gefühles kam.

Wir thaten das Möglichste, ihm die Gedanken an Vifetta auszureden. Ich erinnerte ihn an die heimischen Mädchen in seiner Vaterstadt, welchen er doch gewiß jeder fremden Nationalität gegenüber den Vorzug geben würde &c.

William hatte Selbstbeherrschung genug, sich äußerlich ruhig und gleichgiltig zu zeigen. Seine Gedanken aber waren unstreitig immer mit dem für ihn verlorenen Mädchen beschäftigt — die eigentliche Fröhlichkeit, mit welcher er bei uns eingetreten, war wie verschwunden. Wenn er nur keinen Rückfall bekommt!

Das Bild, welches uns so unschuldig in eine mißliche Situation gebracht hatte, wurde in die unterste Schublade versteckt. Der junge Mann darf es nie wieder vor die Augen bekommen!

„So,“ sagte meine Frau, „Sie sehen, Mr. William, daß uns das Mädchen auch gleichgiltig geworden ist und nun bitte ich, den Kopf hübsch oben zu behalten. Ein junger Mann wie Sie, bekommt noch fünfzig andere Mädchen. Vifetta ist ja doch immer nur eine Sängerin — wer weiß, ob sie noch so gut backen und kochen kann, wie sie es bei mir gelernt hat? Und wenn sie ihre Stimme verliert oder leichtfertig wird, was ich gewiß nicht wünsche, was ist dann? Schauen Sie nur nicht

gar so verloren drein, es wird Ihnen über Jahr und Tag sicher weniger werth erscheinen, was Ihnen heute so große Kopfschmerzen macht. Jetzt bitte ich die Herren eine Promenade oder Jagdpartie zu unternehmen, damit ich meine Wirthschaft machen kann und dann bitte ich um zehn Uhr zurück zu sein: es gibt Paprikahuhn zum Frühstück, das ißt Mr. William gern — ich habe die Ehre!“

Damit waren wir Beide von meiner Frau hinauscomplimentirt. Wir machten eine Promenade über die Felder, da ich für meinen Theil mit der Schlinge um den Arm nicht jagen konnte. Alles stand im üppigsten Grün, in vollster Blüthe, für mich hierorts hoffentlich zum letzten Mal! Wohin ich schaue, Alles ist unter meiner Leitung entstanden: die Maschinen, die Gebäude, die Baumanlagen, Reis- und Baumwollfelder, das feiste, saftige Zuckerrohr, Alles grünt und blüht in wunderbarer Pracht — es hat mich das Leben zweier Kinder gekostet! Das Herz ist gestorben, die Welt ist leer!

Neben mir wandelt mein schweigsamer Freund wie verloren, stumm, in sich gekehrt. Der Körper ist gesundet, die Seele ist dafür um so schmerzlicher getroffen worden! Kann er sich unter solchen Umständen des wiedergewonnenen Lebens wahrhaft erfreuen? Wir laufen nebeneinander her, wie zwei Stumme. Im Gemüth, im Herzen tobt es aber um so lauter!

Nach langem Dahinwandern gewinnt er endlich die Sprache wieder:

„Habe ich recht gesehen, ich bitte Sie, ist der Verlobte Lisetta's mein ehemaliger Compagnon? Sagen Sie mir die Wahrheit, klären Sie mich auf! Ich bitte Sie dringend darum!“

„Ja, ich glaube es ist so! Eigentlich kenne ich gar nichts von dem Verhältniß der Beiden und weiß nicht einmal, wie und wo sich dieselben gefunden haben? Das Bild ist uns damals zugeschiedt worden, als wir uns nicht im Dorje, sondern in Alexandrien befanden und wenn ein wirkliches, ernstes

Verhältniß existirt, können wir doch Alle nichts mehr daran ändern? Schlagen Sie sich also die ganze Affaire aus dem Sinn — es geht schon, wenn Sie ernstlich wollen! Nun frage ich Sie aber und Sie werden mir ebenso aufrichtig antworten: hat Ihnen die Lisetta jemals Hoffnungen gemacht oder weiß sie überhaupt von Ihrer großen Zuneigung?"

"O Gott, das nicht! Ich habe sie aber so sehr geliebt, mein ehemaliger Compagnon wenigstens weiß es und darum hat er schändlich an mir gehandelt! Wir hatten zusammen eine Reise nach Cairo gemacht, wo wir Fräulein Marietta und ihre Schwester Lisetta trafen. Mein Compagnon ließ durchaus nichts merken, daß er irgend welche Absichten hatte, er that im Gegentheil sehr gleichgiltig. Als wir die beiden jungen Damen aus der Oper zurück begleiteten, unterhielt er sich auch später im Kaffehaus stets mit dem Bräutigam der Marietta —"

"Ist dies Fräulein auch schon verlobt?" unterbrach ich meinen Freund, weil mich diese Nachricht überraschte.

"Ja wohl!" sagte William, "sie hat einen sehr reichen Verehrer, einen Armenier — er behängt sie mit Gold und Perlen, sie fährt in einer Equipage, sie bewohnt ein luxuriöses eingerichtetes Haus — Alles dies konnte ich ihr freilich nicht bieten —" seufzte der junge Freund.

"William! Glauben Sie, daß ein hübsches, junges und begabtes Mädchen hier in Egypten, umgeben von einer eleganten, hübschen, jungen und reichen Männerwelt aus aller Herren Ländern — glauben Sie, lieber Freund, daß da ein Mädchen (und sei sie auch noch so wohl erzogen) standhaft bleiben kann und nicht dort zugreifen wird, wo das meiste Gold glänzt? Marietta und Lisetta sind doch von sehr armen Eltern, wie Sie wissen, ferner habe ich Ihnen ja schon früher einmal von dem Schicksal der dritten Schwester in Cairo und von jenem be-rühmten Haus erzählt?"

"Ja wohl, ich weiß es — —"

„Gut! Sie verlangen also, daß Ihnen Fräulein Lisetta eine Liebeserklärung machen soll, wo ein reicher, junger und hübscher Mann, wie Ihr ehemaliger Compagnon unstreitig ist, vielleicht heimlich, hinter Ihrem Rücken schon längst allerhand süß duftende Billets gewechselt und werthvolle Geschenke gemacht hat? He?“

„Das eben ist schändlich von ihm!“

„Bitte, das ist nicht wahr! Ihr Compagnon hat etwas in Besitz genommen, worauf Sie durchaus noch gar kein Anrecht hatten! Genau betrachtet, ist er also nicht zu verdammen — er meint es ja doch reell und aufrichtig, er will das Mädel heiraten und mit seinem Reichthum will er ihr Glück begründen! Bitte, lieber William: soll da ein armes, begabtes Mädchen „nein“ sagen?“

„Sie verlassen mich ebenso — Alles ist gegen mich — oh! ich werde mit meinem Compagnon abrechnen, aber fürchterlich! Ich werde ihn . . .“ Das andere verschluckte William, knirschte aber dabei entseztlich mit den Zähnen —

„Machen Sie um Gotteswillen nur keine Geschichten! Sie haben doch in Gefahren und Abenteuern immer ihren Mann gezeigt, bieten Sie also auch diesmal dem Schicksal Troß und kehren Sie wieder den alten Freund, den lebensfrohen, übermüthigen William heraus!“

„Damit wird es für immer vorbei sein!“ seufzte derselbe mit einem langen, schmerzlichen Athemzug.

Da sieht man wieder, was ein junges, hübsches Mädchen von kaum siebenzehn Lenzen für ein Unheil anrichten kann bei einem Mann, welcher sein bisheriges Leben weitab vom lieben Elternhaus in Entbehrungen, Gefahren aller Art, klimatischen Plagen und im steten Kampf und Umgang mit wilden, schwarzen Völkern zugebracht hatte! Nun steht er da, vernichtet, verschlossen, blaß und zerstört —

William beschäftigte sich während seines Aufenthaltes bei uns viel mehr mit der Jagd, als er sonst zu thun pflegte. Er blieb immer entsetzlich lange aus, wir lebten in steter Besorgniß um ihn.

„Du wirst sehen, daß er sich noch etwas anthut! Gib ihm kein Pulver und Schrot mehr und sage ihm, daß der Vorrath ausgegangen sei und daß Du überhaupt den Rest für Dich benöthigst!“ rieth meine praktische Frau.

Der Rath war sehr gut und wurde auch befolgt, denn das war diesmal ein Besuch, welcher uns fortwährend in Angst und Schrecken hielt — kein Lächeln, kein Scherzwort kam mehr über die Lippen des jungen Mannes. In dieser Einsamkeit doppelt peinlich und beängstigend.

In Ermangelung von Pulver trieb sich William nun in meinem Boot auf dem Nil umher und segelte bei dem heftigsten Wind quer durch die aufgeregten, schaumgekräuselten Wellen, daß uns am Ufer Stehenden himmelangst wurde, wenn die Nußschaale sich ganz schief legte und die Segel in die Fluthen tauchten. Will er denn sein Leben mit Gewalt wegwerfen?

„Das Boot muß kurz und klein geschlagen werden und in den Backofen! Ich brauche so wie so morgen Holz zum Brotbacken und der morsche Kahn hat mir schon immer Angst genug gemacht, wenn Du mit den Kindern darauf umhergefahren bist!“ sagte wiederum meine praktische Lebensgefährtin.

Auch dieser Rath wurde befolgt. Es war ja die letzte Saison unseres hiesigen Aufenthaltes, und diese ging glücklicher Weise bald zu Ende. Was sollte ich also mit dem leichten Boot anfangen? Verbrennen hatte für uns mehr Vortheil, als das Verschenken, und vom Verkaufen konnte hier gar keine Rede sein: was soll ein Araber mit einem so kleinen, kippligen Ding anfangen? Er hätte es überhaupt, als von einem Nazarener gebaut, nur stets mit Furcht betreten. Ich hatte dies Boot früher einmal in Mansurah von

dem berühmten Dr. Polker gekauft. Er hatte dasselbe angefertigt, weil er versicherte: es würde über Nacht einmal das Wasser des Nils so hoch anschwellen, daß es nach und nach die ganze bewohnte Erde überfluthen würde, und da er nicht Geld genug besaß, um eine Arche Noah zu bauen, hatte er dies kleine Ding zurecht gezimmert, um im Falle der Gefahr wenigstens die „Brant“ retten zu können! Da unsere Abreise von hier auf Nimmerwiederkehr an diesen Ort eine fest beschlossene Sache war, (denn es schien fast, als müßten wir für jedes Jahr Aufenthalt in dieser einsamen Fiebergegend auch ein Kind opfern) so wurden die unnützen Geräthschaften in Küche und Hauswesen verschenkt (die Araber konnten ja später damit machen, was sie wollten), die Holzachen aber wurden nach und nach verbrannt, da ein immerwährender Mangel an Brennmaterial für den Backofen vorherrschte. Hier gibt's keinen Bäcker mit „zweimal täglich frisches Gebäck“, hier muß jeden zweiten Tag Weiß- und Schwarzbrot selbst geknetet und gebacken werden, damit der Sauerteig hübsch frisch bleibt! In dieser Hitze bei Tag und Nacht ist derselbe innerhalb 48 Stunden verdorben und unbrauchbar, ob man ihn nun feucht hält oder trocken aufbewahrt.

Wer weiß, ob wir im Leben noch einmal wieder in diese Gegend kommen? Wir wollen deshalb vor der Abreise, vielleicht für ewig Abschied von den stillen Gräbern unserer lieben Kinder nehmen und zugleich unseren alten, würdigen Consul besuchen und dann: Adieu für immer, du einjames Haus, in welchem wir wohl manche Freude, aber noch viel mehr Leid erfahren haben — noch eine einzige Woche und wir scheiden für immer.

Selbst diese kurze Zeit sollte uns so recht verleidet werden. Kaum konnte ich den gebrochenen Arm ein wenig rühren, so fing die Leber zu stechen an! Jetzt wird wohl die in Egypten so stark grassirende Leberkrankheit auch mich zum

Opfer haben wollen?! Dazu legten sich noch alle drei Kinder — es sah bei uns aus, wie im Spital! Diese entsetzlich drückende Schwüle der Luft, diese Ausdünstungen aus der bewässerten Erde — E g y p t e n, Land der Pharaonen und Pyramiden, du fängst an, mir fürchterlich zu werden!

Was soll nur der geneigte Leser von mir denken, wenn ich gar nicht aufhören will, von lauter Elend zu schreiben??

Aber ich wollte ja Alles wahrhaft schildern und muß doch Wort halten? Bitte also, nur noch ein klein wenig Geduld — bald werden wir über diese traurige Zeit hinweg sein.

Die Reise zu den todtten Kindern nach Damiette mußte aufgegeben werden, weil wir nun viel mehr Sorge für die erkrankten, lebenden anwenden mußten. Wenn hier eine Krankheit auftritt, geht es in der Regel schnell abwärts, auf Leben und Tod!

Eine größere Barke steht am Ufer, welche uns nach Mansurah bringen soll. Die Nilfahrt stromaufwärts bis dorthin dauert allerdings viel länger, als der Weg zu Lande, ist aber immerhin für eine ganze Familie viel bequemer. Die Barke wird für die 36—48 Stunden (je nachdem der Wind geht) wohnlich hergerichtet, es werden Matratzen und Polster zum Schlafen ausgebreitet, auch befindet sich selbst auf der kleinsten Barke stets eine Feuerstelle in ausgemauerten Ziegeln zum Kochen und Erwärmen der Speisen.

William half unermülich einschiffen und ordnen. Durch und durch praktisch, wie er schon war, fand er für jedes Stück den besten Platz. Und wenn es galt zu helfen, so gab es keinen besseren, treueren Menschen, bei ihm kam erst immer das Wohl und Wehe der Anderen! Solche Charaktere sind selten. Der Egoismus, welcher immer mehr um sich greift und das menschliche Herz zu einem Stein umwandelt, war ihm unbekannt. Mit dem eigenen, kaum erfahrenen Leid hatte

er in seiner empfindsamen Natur noch Mitleid mit uns, mit der Frau, mit den armen kranken Kindern. Dieselben litten fürchtbar! Der eine Bube hatte schon seit Monaten die Augenkrankheit, die anderen beiden litten an Beulen und Geschwüren und unennbaren, inneren, klimatischen Krankheiten, sie waren in kurzer Zeit nur noch Skeletten ähnlich. — —

Fort von hier! Soll Reis und Mais anbauen, wer Lust hat! Ich habe über vier Jahre hier ausgehalten, habe aus der Einöde eine meilenweite Kulturstätte geschaffen, habe Tausende von Bäumen meist eigenhändig gepflanzt, sie alle wachsen und gedeihen, nur den Menschen will es nicht leiden, er sieht dahin, mitten unter üppig wucherndem Grün, mitten unter der tausendfältigen Ernte an Zuckerrohr, Reis und Baumwolle!

Darum: fort von hier! Ich verzichte auf jeden Dank! Diese Herzensregung ist hierorts unbekannt und ob der Pascha die paar Tausend Pfund Einkünfte zu seinen Millionen mehr hat, scheint ihm gleichgiltig zu sein. So sehr er sich Anfangs für den Landbau interessirte, so schnell nahm sein Interesse ab — hier ist kein Bleiben mehr!

Endlich ist Alles eingeschifft. Unsere Barke schwenkt vom Ufer ab mitten hinein in den breiten, reißenden Strom, die Segel werden aufgerollt, der Abendwind bläht dieselben weit auf — ein letzter Blick über meinen langjährigen Wirkungsbereich — immer undeutlicher werden die Umrisse vom Maschinengebäude, vom Wohnhaus — Scharabas, fare well!

Das war eine traurige Rückfahrt! So recht mitten in der heißesten Jahreszeit hatte meine Frau und das arabische Mädel während der ganzen Reise auf dieser engen Barke die Kinder am Schoß, alle drei mehr oder weniger kränklich — o Jammer!

Dunkle Nacht lagert über den rauschenden, kreisenden Wogen, der Wind treibt die Barke stromaufwärts, sie liegt

oft ganz schief, William ist aber hinten beim arabischen Schiffer am Steuer geblieben, der treue Freund beschwichtigt oft und oft die Angst der Frau und Kinder durch freundliche, liebevolle Zurufe, ohne ihn wäre uns die lange gefährliche Stromfahrt entsetzlich geworden! Wie viele schlaflose Nächte hatte dieser junge Mann schon in Egypten auf Reisen zugebracht! Wie oft hatte er mir erzählt, daß er das „Bett“ und die regelmäßige Nachtruhe nur eigentlich dem Namen nach kenne, eine ganz natürliche Folge seines Reiselebens, denn diejenigen, welche ihn engagirten und bezahlten, verlangten auch dafür seinen Schutz und Schirm, er gehörte ihnen leiblich und geistig an, es wurde nicht lange nach seinem eigenen Wohlergehen gefragt. Daher war auch zu entschuldigen, daß William in den Zwischenzeiten derselbe blieb und oft die Nacht zum Tage machte.

Bei den vielen Krümmungen, welche der Nil in seinem Lauf macht, mußte unsere Barke oft stundenlang kreuzen, von einem Ufer zum andern, wodurch der Wasserweg nach Manjurah drei- oder vierfach mehr Zeit braucht, wie zu Lande.

Mitten durch die finstere Nacht hindurch sahen wir von weiter Ferne vor uns am rechtsseitigen Ufer eine große Anzahl Feuerstellen aufflackern oder verlöschen, was unsere Aufmerksamkeit erregte; da mußte irgend etwas passirt sein. Wir näherten uns endlich dieser Stelle und hören durch die Nacht die Zurufe und das wüste Geschrei der Eingebornen untereinander: der hohe Nil hat den rechtsseitigen Damm durchbrochen! Wir müssen halten und landen, um den Tag abzuwarten — die Windrichtung und große Strömung des Flusses trieben die Barke nach dieser Seite hinüber, welche wir unmittelbar zu passiren hatten und uns möglicherweise ins Verderben reißen konnte.

Die arabischen Schiffer springen ans dunkle Ufer und treiben die stets an Bord befindlichen Holzpflocke in die Erde,

um die Barke an starken Bastseilen gegen die Strömung festzuankern. Da wir uns auf die arabischen Schiffer verlassen konnten, welche aus unserm Dorf stammten, begaben wir uns beide nach der Stelle des Durchbruchs, welche von vielen Stroheuern zu beiden Seiten beleuchtet und von Tausenden Eingebornen belebt war, die in langen Reihen Bündel von Schilf, Baumwollstauden, Stroh oder Erde in geflochtenen Körben herbeitrugen, um den Durchbruch zu verstopfen. Die berittenen Scheichs und Kuffeher trieben Groß und Klein zu immerwährender Eile an, Alles schrie und lärmte durcheinander, es herrschte ein Wirrwar sondergleichen, von lauten Gebeten, Angst- und Hilferufen untermischt. Dabei regnete es Stockprügel zwischen den hin- und herziehenden schwarzen Menschenmassen hinein, daß das Geheul noch entsetzlicher wurde — —

Vom Strom aus wurden mehrere mächtig große Nil-schiffe quer vor den Durchbruch dirigirt, der Wasserstrom drückte dieselben gegen die Oeffnung und sofort begannen die Araber die Schiffe mit Erde zu füllen. In dieser Weise waren mehr als ein halbes Duzend große und kleine Barken vor die Durchbruchsoffnung gefahren, mit Erde gefüllt und versenkt worden. Bei solcher Gelegenheit gehen auch in dem herrschenden Dunkel viele Menschenleben zu Grunde — eine Abbruchung des überschwemmten Dammes, ein durchbringender Angstschrei und der Strom reißt ein Duzend Menschen in seine unheimlichen, wirbelnden Tiefen —

Die Uberschwemmung, welche von diesem Durchbruch des Dammes sich über die tiefer liegenden Felder ergoß, war schon eine ganz bedeutende und mußte sich nach unsrer Ansicht schon bis hinunter über die von mir angebauten Baumwollfelder erstrecken. Bei zunehmendem Tageslicht breitete sich das ganze entsetzliche Bild der Uberschwemmung vor unsern Blicken aus, die rauschenden, strudelnden und zwischen den Schiffen hindurchgurgelnden, schlammigen Wassermassen, dazu das Arbeiten von

tausenden nackter, brauner Menschen, die Unmasse hin und her sprengender Berittenen — jeder Scheck wollte sich hier hervorthun und prügelte unbarmherzig auf die armen Gelackten und nackten Kinder los; es galt ja vicekönigliches Land und das Land Nubar Pascha's zu retten!!

Und wer bezahlt nachher die armen Eingebornen für die gehabte mühevolle Arbeit und entschädigt sie für die erhaltenen Prügel?

Der arme Eingeborne wagt nicht darnach zu fragen, folglich wird sich wohl auch Niemand für ihn verwenden!

„Gehen wir zurück,“ sagt William, „es wird Tag, wir werden nunmehr unsern Stromweg ohne Gefahr finden.“

Unsere Barke ist fort! Sie steht da drüben am andern Ufer. Einer der Schiffer taucht hinter einem Gebüsch am Strand des Flusses auf. —

„Was ist?“ fragen wir aus einem Munde —

„Die am Ufer herumstreichenden Scheck's wollten unsere Barke nehmen, um dieselbe vor den Durchbruch zu fahren! Die Zitte (Frau) hat ihnen aber ordentlichen Bescheid gegeben!“ sagt der Araber und setzt freundlich grinsend hinzu: „Wenn wir die Zitte nicht an Bord gehabt hätten, wäre unser Schiff verloren gewesen, beim Allah!“

Ein Schuß aus dem Revolver machte die Schiffer drüben auf unsere Rückkehr aufmerksam. Die Barke kehrt zurück, worüber natürlich eine gute Stunde bis zum Einschiffen vergeht, denn der Strom reißt dieselbe erst noch weit stromabwärts, wohin wir folgen müssen.

„Das war ein langes, banges Warten auf Euch!“ empfängt uns meine Frau — „man hätte uns bald ausbarkirt, wenn ich mich nicht ganz energisch gewehrt hätte! Die Scheck's sind aber doch endlich abgezogen, als ich ihnen mit Nubar Pascha's Zorn drohte!“

Eine Mutter, eine Löwin, die ihre Jungen vertheidigt!

Wir machten uns Vorwürfe darüber, die Barke überhaupt verlassen zu haben. Kann man denn aber um Gotteswillen Alles ahnen, was die nächste Stunde bringt?

Nun galt es aber nur schnell aus dem Bereich dieser gefährlichen Durchbruchsstelle zu kommen. Die Barke lenkte wieder zum jenseitigen Ufer hinüber und da der Wind umgeschlagen hatte, mußten wir mitsammt den Schiffern dieselbe am langen Seil stromaufwärts ziehen, was mehrere Stunden dauerte, bis wir eine Krümmung des Nils erreichten, wo wir wieder unter Wind gehen konnten.

Nach einer solchen aufregenden, schlaflos zugebrachten Nacht auf den türkischen Gewässern eines dahin rauschenden Stromes fühlt man sich mit der immer höher hinaufsteigenden Sonnengluth des Tages wie zer schlagen, betäubt, traum- umspinnen!

Der leichte Wind treibt die Barke langsam, aber stetig vorwärts, die Frau, die Kinder und die arabische Magd, Alles schläft vor Ermattung unter dem dichtverschlossenen, niederen Leinwanddach der dahin rauschenden Barke.

Im Mitteltheil derselben lagern William und ich auf den mitgenommenen Teppichen, welche über eine dicke Lage Reisstroh gebreitet sind. Wir kämpfen gegen den Schlaf an — eine verzweifelte Aufgabe! Ebenso ergeht es den arabischen Schiffern, sie sind ja auch nur Menschen aus Fleisch und Blut.

In diesem schlaftrunkenen Zustand, in den man durch die, an den Bordwänden vorüberstreichenden, leise dahinrauschenden Fluthen eingelullt wird, vergingen langsam die Stunden und endlich langten wir am Abend in Mansurah an. Bald waren unsere Freunde durch William avisirt, die guten Frauen halfen uns die armen, kranken Kinder tragen, sie haben ja selbst genug Erfahrung darin, wie schwer es der Mutter wird, hier in Egypten Kinder groß zu ziehen.

Von all den hiesigen wenigen, lieben jungen Frauen, ob deutsche, französische, kurzum von welcher europäischen Nation immer dieselben sein mögen, keine einzige hat ein Kind aufzuweisen, was über vier Jahre erreicht hätte, es wäre denn draußen in Europa erzogen worden oder hätte mindestens alle Jahre einmal eine Reise nach Europa mitgemacht. Meine Bekanntschaft an Familien aller Nationalitäten war durch ganz Egypten eine sehr große; ich habe keine Kinder von europäischen Eltern gefunden, welche über besagtes Alter hinaus gelangt wären — sie sterben dahin vor der Zeit! Unsere Kinder und wir Großen selbst brauchen Kälte, Schnee, Eis, das gibt rothe Wangen und frisches Blut! Da schmeckt Essen und Trinken!

In der Familie eines Collegen wurden wir freundlich aufgenommen, die junge, saubere Frau desselben hatte ebenfalls schon zwei Kinderchen verloren und diese waren auf koptische Art begraben worden, nämlich nicht unter der Erde, sondern über derselben. Die koptische Moschee zeichnet sich durch geradezu ärmliche Einfachheit aus. Ein leerer, weißgetünchter Raum für den Gottesdienst der Lebendigen, an welchen sich dunkle, unheimliche Gewölbe anschließen für die Todten. In diese Gewölbe werden die schmucklosen Särge mit den Leichen hineingestellt, einer auf den andern geschichtet, bis die Gruft bis oben hinauf angefüllt ist, worüber oft mehrere Jahre vergehen.

Da nun die Kopten ihre Leichen ebenfalls in lange Mattenstreifen fest und dicht einwickeln und einschnüren, die Särge aber nur aus sehr einfachen, möglichst engen und kurzen Kisten bestehen, so finden sich in einem solchen Gewölbe oft über hundert Leichen aufeinander geschichtet und wird dasselbe erst nach vollständiger Füllung leicht vermauert.

In allen größeren Städten findet man alte, verlassene koptische Moscheen mit solchen halb verfallenen Beinhäusern. Es kam einmal vor, daß die französische Regierung ein Verbot

der Einfuhr aller Arten Knochen und „Beiner“ von Egypten nach Frankreich hatte ergehen lassen, weil man auf den Transportdampfern unter den vielen thierischen Knochen mehrmals schon eine Unzahl menschlicher Gebeine gefunden hatte, welche aus koptischen und arabischen Friedhöfen entnommen und von den Arabern an die französische Transport-Gesellschaft verkauft worden waren. Da diese Knochen bekannlich gebrannt und zur Filtration des Zuckers gebraucht werden, so ist es gerade kein angenehmes Gefühl, zu denken, daß zu dessen Reinigung die Gebeine koptischer und arabischer Verstorbener gebraucht werden?

Man sagt, daß die Gebeine vom Menschen beim Brennen schwarz werden, während die vom Thier weiß bleiben. Ich kann nichts Genaueres darüber mittheilen, weil ich noch keinen Versuch gemacht habe. Die Preise für Knochen standen in Egypten damals so hoch, daß die Araber hierdurch gereizt wurden und sämtliche Friedhöfe und Beinhäuser ausräuberten, um recht viel Geld zu verdienen.

Die junge Frau unseres Gastgebers, welche sich einer großen Munterkeit erfreute, ging gerade zur Zeit unserer Ankunft einem Ereigniß entgegen, welches man gern zu den Pflichten des Klapperstorches zählt. Wir wurden nach herzlicher Aufnahme sofort zu Taufpathen ernannt und feierten am selben Abend ein solemnes Fest in Erwartung der oder des Dinges, was da kommen sollte!

„Wir müssen unsern William wieder aufheitern!“ sagte die junge Frau, „so oft derselbe aus Ihrem elenden Schlangennest nach Mansurah zurückkommt, hängt er den Kopf, als habe ihn eine Natter gebissen! Ich vermute, daß der gute Mister von irgend einer arabischen Nixe verhext und verzaubert worden ist? Kommen Sie, Monsieur, tanzen wir einen Walzer,“ und lustig drehte die junge Frau den träumerischen Freund im Kreis umher, während der Hausvater auf einer Kinder-Drehorgel die „schöne blaue Donau“ herunterleierte.

Wie viele herzliche Freuden haben wir in diesem kleinen Städtchen Mansurah erlebt! Wie innig schlossen sich die hier wohnenden, wenigen europäischen Familien aneinander. Wir waren stets wie umgewandelt, wenn wir aus der entlegenen Einöde in den Kreis dieser herzenguten Menschen traten.

Während wir Männer hinter stets vollen Gläsern, mit dampfenden „Manilas“ im Mund, um den Tisch saßen und allerhand wichtige und unwichtige Dinge besprachen, entstand im Eingangszimmer plötzlich ein lautes Gelächter und Getöse unserer dort befindlichen werthen Damen und deren Freundinnen, unterbrochen von mehrfachem Gepolter und lauten, arabischen Stimmen.

Natürlich erhoben wir Männer uns sofort und reißen die Thür auf. Sämmtliche Damen haben sich in den Hintergrund des Zimmers wie scheue Antilopen zusammengedrängt, in der Mitte des Raumes steht ein mächtiger, aus dunklem schwerem Holz gearbeiteter hoher und breiter Thronstuhl mit riesiger Arm- und Rückenlehne, welcher aus längstvergangenen Zeiten ehemaliger ägyptischer Pharaonen zu stammen schien. Zu beiden Seiten desselben stehen zwei stramme Araber, welche dieses Ungethüm ins Zimmer geschleppt haben und vor dem Thron steht die in blaue Ueberwürfe gekleidete, koptische Hebamme, welche den Damen die vorzüglichen Eigenschaften dieses eigenthümlichen Sessels erklärt, welcher eher das Aussehen eines mittelalterlichen Folterwerkzeuges oder Marterstuhles hatte, mittelst dessen irgend ein armer Sünder aus der Welt befördert werden sollte, wie eines Gegenstandes, mittelst dessen der Eintritt in diese schöne Welt für die betreffenden Theile nach der Beschreibung der koptischen Hebamme ein förmliches Vergnügen bereiten sollte.

Da die werthen Damen von Mansurah in gleichen Vorkommnissen bisher stets die Hilfe einer europäischen „accoucheuse“ aus Alexandrien in Anspruch genommen hatten, die-

selbe aber wegen Geschäftsüberbürdung diesmal nicht kommen konnte, hatte der Hausvater seinen arabischen Diener einfach zu einer koptischen sage femme geschickt, welche nun dieses hölzerne Ungethüm gleichzeitig mitgebracht hatte.

Da wir Alle uns in einer höchst übermüthigen Laune befanden, die Damen aber ganz eingeschüchtert und verzagt aus der Ecke des Zimmers nach dem besagten Thronseffel schauten, so bestieg endlich der Hausvater denselben um von dessen Höhe herab eine Anrede an die Frauen und die koptische sage femme zu halten, welche vor Allem seinen geringen Ehrgeiz betonte, seine Kinder auf einem Thron geboren zu sehen und schließlich die Araber aufforderte, das hölzerne Ungeheuer hinaus zu schaffen, damit die geehrten Damen wieder freier aufathmen könnten.

Da ferner die in ihrem Ehrgeiz also gekränkte Koptin erklärte, daß sie nur mittelst dieses Werkzeuges ein Kind anständig in die Welt geleiten könne, sämtliche Damen aber sofort einstimmig und mit großer Entrüstung Protest dagegen erhoben, so wurde die in Blau-Kattun gekleidete, ziemlich alte und grimmig dreinschauende „Madame“ aufgefordert, ihrem von uns abgedankten Thron zu folgen, was sie nach Empfang eines anständigen Backschüsses endlich auch that.

Sämmtliche athmeten sofort erleichtert auf!

Das bevorstehende große Ereigniß ist dann auch ohne Beihilfe des koptischen Thrones glücklich von Statten gegangen: Mansurah zählte am andern Tag um einen Weltbürger mehr! Am zweiten Tag sollte der Taufakt vorgenommen werden, denn die Eltern wollten es nicht wieder erleben, daß ihnen ein Kind ungetauft dahinstarb, wie es beim Letzten leider der Fall war. Zu dem Zweck übernahm der Vater selbst die Taufe und machte somit von demjenigen Gebrauch, welches unsere christliche Kirche in Nothfällen gestattet. Der Familienvater

darf bei zu großer Entfernung einer Kirche, eines Paters oder, wie hier in diesen entlegenen Welttheilen, jede heilige Handlung, wie Taufe, Trauung oder Versehen eines Sterbenden selbst vornehmen und besteht der von Zeugen darüber aufgenommene Akt zu Recht.

Wir unterzeichneten Alle das Protokoll, der erste Theil der Handlung war vorüber. Am Abend aber ertönte schon wieder durch die weitgeöffneten Fenster die „schöne blaue Donau“ über den „trüben, gelben Nil“ hinweg — die junge Frau war bei diesen einladenden Klängen kaum im Bett zu halten, sie wollte durchaus mittanzen! Freilich befand sich die junge Wöchnerin erst einige Jahre in Egypten und war zu dem eine gesunde Vollblut-Baierin mit einem Körper, wie aus lauter „Eisen“, dazu lebensfroh und übermüthig. Dr. Foster, welcher an ihrem Bette saß, konnte sie kaum in demselben zurückhalten. Er wollte ihr durchaus von seinen Pillen und Mixturen geben und hatte zu dem Zweck seine ganze Hausapothek mitgebracht. Sie rief aber immer: „Geben's mir Bier, lieber Doctor, ich bin a Baierin und habe Durst und mein Kind a! Und tanzen möcht i a!“

Die „Braut“, welche sich ebenfalls in der Gesellschaft befand, that ungemein verschämt bei diesen Worten, versäumte aber nicht die niedergeschlagenen Augen recht oft und recht ausdrucksvoll auf Mr. William zu erheben, wie eine große stumme Frage. —

Dieser junge Mann nahm aber nicht die geringste Notiz von der aufdringlichen Jungfrau, welche unter Anderm die sehr auffällige naive Frage recht laut an ihren gelehrten Pflegevater richtete:

„Waterchen — : wenn nun zum Beispiel hier in Mansurah irgend ein junger, hübscher Mann die reelle Absicht hätte, ein junges, unschuldiges Mädchen heiraten zu wollen,

bitte: könntest Du in einem solchen Fall auch die Trauung vornehmen?"

„Ja wohl, mein Engel! Dies Recht habe ich zu jeder Stunde!“ jagte der glückliche Vater und streichelte zärtlich die röthlichen Haare seines klugen Kindes, wobei er wie ein Sieger im Kreis der Gesellschaft umherschaute.

William hatte aber dieser zärtlichen Gruppe schon längst den Rücken zugewendet und sagte halblaut zu mir: „Ich traue nicht einmal dem dümmsten Niggerjüngling so wenig Geschmac zu, daß er diesen Strohkopf in seinen Wigwam führen möchte“ — worauf wir natürlich herzlich lachen mußten.

Man kann sich vorstellen, wie es ungefähr in den Köpfen der Theilnehmer einer solchen Festivität nach einer durchschwärmten Nacht bei einer Temperatur von üblichen 30—40° R. am andern Vormittag aussieht?? „Mich quält ein Dämon, Durst genannt“, seufzt und singt die Männerwelt; das richtige Getränk für diesen Zustand ist meiner bescheidenen Ansicht nach immer noch nicht erfunden worden! Hier in Egypten könnte ein Brauer nach dieser Richtung hin ein Riesengeschäft machen, denn der Engländer, der Franzose und nun gar erst der Deutsche, sie alle lassen nicht von der vererbten Vorschrift des — § 11 — —

Freund William war wohl im Ganzen auch etwas heiterer geworden, allein ein gewisser Zug von Schwernuth überschattete hin und wieder sein freundliches Gesicht, seine klaren, leuchtenden Augen, in welchen wirkliche Thränen standen, als wir nun von Allen und endlich auch von ihm herzlichen Abschied nahmen, um den Zug nach Alexandrien zu besteigen, welcher am jenseitigen Ufer des Nils seine Anfangsstation hat. Unsere eigene Noth mit den kränklichen Kindern ließ uns aber kaum Zeit über das Herzeleid nachzudenken, welches der junge Mann erfahren hatte und mit sich herumtrug. Die Zeit wird sicher auch hier lindernd wirken.

Auch in Alexandrien wollte keine Besserung in dem Befinden der Kinder eintreten! Es war wieder einmal ein entsetzlich heißes Jahr, eine wie mit Gift durchschwängerte, glühende Atmosphäre lag über der weiten Hafenstadt, über der stillen Meeresfläche, Alles athmete Tod und Verderben!

Sieht man nun dazu die unzähligen Leichenzüge von Europäern und Eingebornen durch die Gassen ziehen und das hastige Bestreben, dieselben nur schleunigst aus der Stadt zu bringen und blickt dann zurück in den eigenen Familienkreis und auf das eigene „Ich“, so kann Einem windelweich werden!

Egypten muß damals gesünder gewesen sein, als man die Pyramiden gebaut hat. Heutigen Tags ist das Klima wie vergiftet. Ich stelle mir vor, daß nach einigen hundert Jahren hierorts nur noch Schlangen und Krokodile existiren werden, denn diese gedeihen nebst allem andern Ungeziefer wirklich prächtig, wie ich mich oft überzeugen konnte.

Wie leicht kann einem der Aufenthalt in diesem Lande durch die ewigen Krankheiten und anderes Mißgeschick verleidet werden! Und ich hatte doch anfangs Land und Leute so sehr lieb —!

Freilich, dem kränklichen Menschen ist Alles zuwider. Das Schönste und Beste ist ihm gleichgiltig. Nur der gesunde Mensch vermag aus Allem Kraft und Stärke, frohen Muth und frische Lebenslust zu schöpfen, wenn er den richtigen Humor nicht verliert und vorausgesetzt, wenn er überhaupt welchen hat! „Wenn Sie Ihre Kinder retten wollen, so bringen Sie dieselben sofort nach Europa!“ sagte der dieselben behandelnde, sehr geachtete europäische Arzt zu uns; „Hier ist unsere Wissenschaft zu Ende, da nutzen alle Medicamente nichts! Und Ihnen rathe ich ebenfalls eine Reise nach Deutschland zu längerem Aufenthalt daselbst, damit Sie Ihr Leberleiden los werden!“ sagte er, zu mir gewendet — —

Das war ein Ausspruch, welcher wie mit Keulenhieben auf uns herniederjauchte, weil er unseren wirthschaftlichen Ruin bedeutete!

Da gab es aber kein langes Besinnen! Hier der sichere Tod, dort die Hoffnung auf Errettung vor demselben! Was nützte uns auch schließlich alles Geld und Gut, wenn wir das Leben dreier unschuldigen Kinder dagegen aufs Spiel setzen sollten? Meine Frau fing sofort zu packen an: einer rechten und echten Mutter geht das Wohlergehen und Leben ihrer Kinder über Alles! Am folgenden Morgen schon konnte abgefahren werden, so weit war Alles geordnet.

Was ich beginnen sollte, war mir noch vollständig unklar! Vorläufig müssen die armen, dahinsiechenden Kinder gerettet werden, die blassen Wangen, die hohlen Augen flehen um Erbarmen! Dann wollen wir sehen, was weiter geschieht — —

In Zeiten der drohenden Gefahr, den sicheren Untergang vor Augen und unter Umständen, in welchen wir uns befanden, gibt es keine Ueberlegung, kein langes Erwägen: hier muß energisch gehandelt werden! Das Schreckgespenst grinste durch alle Fugen, lagerte sich um das ganze Haus — bricht es erst herein, so ist's schnell vorbei!

Alle acht Tage geht nur ein Dampfer nach Triest, und wenn wir diesen versäumten, konnten wir in den nächsten acht Tagen vielleicht schon alle drei Kinder verloren und begraben haben — ein schrecklicher Gedanke!

Es kam, wie es schien, just Alles zusammen, um das hereingebrochene Unglück noch recht voll zu machen!

Mein Hausgenosse kränkelte ebenfalls, wie fast alle Europäer um diese heiße Jahreszeit. Auch hier rieth der Arzt zur schnellmöglichten Abreise, zur Luftveränderung. Er war sehr vermögend und unabhängig, für ihn war eine Abreise von hier mit weniger Umständen verbunden.

Die besorgte Tochter drängte zur Abfahrt — Möbel und Geräthschaften wurden über Hals und Kopf zu Spottpreisen verschleubert, am Abend schon saßen Vater und Tochter auf dem italienischen Dampfer und fuhren davon! Sie hatten mir ihre Adresse in Catania hinterlassen, im Fall ich einmal dort hinkäme. Wer konnte aber jetzt daran denken, wo meine Familie ebenfalls vor Krankheit und Tod fliehen mußte?!

Jetzt heißt es für uns sorgen, denn morgen geht das österreichische Schiff nach Europa!

Mit wahrhafter Fiebereile wurden die nöthigen Betten u. auf den schönen Lloyd-Dampfer gebracht. Ich trug den ältesten Jungen von vier Jahren vor mir wie einen Täufeling in Kissen gepackt; der ganze arme, magere Körper war mit Milbeulen bedeckt, jede Berührung schmerzte ihn auf das Empfindlichste. Im Stillen sagte ich mir beim Anblick dieser Jammergestalt, daß den armen lieben Jungen wohl unterwegs ein nasses Grab auf tiefem Meeresgrunde erwarten würde —?

Alle sind eingeschifft, die Kinder wurden sogleich in die engen Cojen gebettet — wollte Gott, daß sie Europa glücklich und gesünder wiedersehen!

Ein letzter Abschied von der Frau — ich muß das Schiff verlassen, denn der Dampfer wird in höchstens fünf Minuten abfahren; es muß geschieden sein!

Wie verloren und verlassen kletterte ich die steile Schiffs-
N
treppe abwärts, während da oben an Bord die Anker unter Kettengerassel aufgezogen werden, und kaum habe ich den Fuß in meine Barke gesetzt, so ertönt der schrille Pfiff des Capitäns. Beantwortet von dem ohrendurchdringenden Geheul der Dampf-
pfeife, sämmtliche arabischen Boote schwenken schleunigst seitwärts; der Dampfer braust dahin, hinaus in die aufgeregten Wogen — nach kaum 10 Minuten sieht man von ihm nur eine leichte Rauchsäule über der weiten Wasserfläche, bis alles im fernen Horizont verschwindet — fahrt wohl, Ihr Lieben! Gott sei mit Euch!

Unterdeffen hat meine Barke das Ufer erreicht; ich stehe wieder allein da, allein, wie vor fast zehn Jahren, auf derselben Stelle — damals mit Hoffnungen und fröhlichem Jugendmuth im Herzen, heute mit unsagbarem, schmerzlichem Gefühl, krank an Leib und Seele, eine trostlose Zukunft vor mir!

In der Wohnung sah es gräulich aus! Da lag noch Alles so umher, wie es bei einer so plötzlichen Abreise von vier Personen nicht anders sein konnte. Die Kleider meiner Frau, die Anzüge der Kleinen, das Kinderpielzeug, die noch ungemachten Betten — Alles, Jedes erinnert mich an meine Lieben und diese schwimmen bereits auf hohem Meer!

Die Parterreräume sind ebenfalls verödet, die Käufer der Mobilien hatten dieselben inzwischen abgeholt. Das ganze Haus starrt mich leer und todt an, wie ausgestorben! Das Haus ist verödet und das Herz mit ihm!

Die arabische Dienerschaft steht gleichgiltig um mich herum. Alle glozen mich mit fragenden Blicken an, statt zuzugreifen und Ordnung in die verlassene Wirthschaft zu bringen! Jeder muß erst wieder an seine Stelle hingestoßen werden, das Volk ist und bleibt in jeder Lebenslage gleichgiltig und gelassen! Ich werde gut thun, wenn ich die ganze Sippchaft bis auf einen Wächter entlasse und meine Wohnung vermiethe. Wenn ich überhaupt allein in diesen verlassenen und verödeten großen Räumen bleibe, in welchen mich jeder Gegenstand an Frau und Kinder erinnert, so verliere ich noch mein bißchen Verstand! Biel ist so schon nicht mehr da — ich muß alle meine Kräfte sehr zusammennehmen, denn die letzten Tage und Stunden waren zu aufregend, das kann den Stärksten erschüttern!

Wenn ich mich in meiner Verlassenheit umschaue, ergreift mich ein förmlicher Schauer und Schwindel, aus allen Ecken grinsen mir höhnische Fratzen und schreckhafte Gespenster entgegen — —

Ist es denn wirklich wahr, daß ich wieder a l l e i n, ganz mutterseelenallein bin?

Ich wünschte, daß mir jetzt irgend Jemand eine riesige Ohrfeige verabreicht, damit ich zu mir komme und mir überhaupt bewußt werde, ob ich es noch bin oder nicht? Wenn's we h thut, habe ich wenigstens die sichere Ueberzeugung, daß ich noch da bin auf der Welt!

Am besten wird es sein, wenn ich das ganze Haus abschließe, einen Berberiner als Wächter vor dasselbe setze und in ein Hotel ziehe, denn mir graust vor der kommenden Nacht, vor dem Alleinsein in diesen stillen, verlassenem Räumen.

So wird's gemacht. Ich m u ß unter Menschen!

Männer, Ehemänner, Gatten und Familienväter, die Ihr diese Zeilen leset — könnt Ihr mir Unrecht geben? Hätte Ihr in gleicher Lage nicht genau ebenso gehandelt? Hattet Ihr nicht schon oft dieselbe Empfindung und das Verlangen nach „Mutter'n“ und den lieben Kleinen, sobald Ihr erst einmal vierundzwanzig Stunden von einander getrennt waret?

Und ich soll von nun an in einer Umgebung leben, welche mich an alle meine Lieben fortwährend erinnert und die mich nunmehr mit einem todtähnlichem Schweigen umgibt?!

Ich ziehe morgen aus, nein: heute ist noch besser, s o s o r t werde ich Anstalt dafür treffen!

Am selben Abend wohnte ich schon in einem mittlerem Hotel, dessen hintere Fenster und Balkons auf das weite Meer führten. Der umflorte Blick schweift über dasselbe hinweg — der Dampfer, auf welchem sich meine Familie befindet, ist natürlich schon längst verschwunden! Er wird viel zu leiden haben, es geht ein scharfer Wind, im Norden treiben dicke Wolken am Himmel.

Fort und fort peitschen die aufgeregten Fluthen gegen das steinerne Ufer, auf welchem das Hotel dicht am Strand aufgebaut ist. Die Sonne ist schon längst hinunter, tiefes Dunkel

lagert sich über den Wogen, deren ewiges Brausen und Rauschen sich wie ein unheimlicher, monotoner Klagegesang anhört — —

Ach! Dies kleine, theure Zimmer in dem fremden, unfreundlichen Hotel ist nun vorläufig meine Heimat! Da s also ist das Resultat einer zehnjährigen Thätigkeit in diesem „schwarzen“ Erdtheil?

Mich überkommt ein Gefühl wie Weinen, Heulen, Schreien — ich möchte mich selbst oder irgend etwas anderes zerreißen, zerschmettern, vor meinen Augen tanzen Revolver, Dolche, Cyankali — ein furchtbarer Stich in der linken Seite, als Mahnung an die immer mehr zunehmende Leberkrankheit und ohnmächtig stehe ich wieder da: Alles Andere verschwindet vor dem eigenen inneren Weh — —

Nun begann ein Junggesellenleben, nachdem ich die vielen Freuden im häuslichen Kreis gekostet hatte.

Freilich ging es bei uns auch nicht immer glatt und auf rosigen Wegen. Es wurde mitunter recht brav gemault, gemurrt, gezankt, es kamen Tage, wo Eines dem Andern zürnte — kein Wort wurde miteinander gesprochen, Jeder beobachtete eine abwartende Haltung, Jeder wartete, daß der Andere zuerst ein freundliches Gesicht machen sollte, denn natürlich: „i ch bin ja nicht Schuld“ und „i ch auch nicht!“ sagte sich Jeder im Stillen.

Dieser Kriegszustand dauerte manchmal dreimal vierundzwanzig Stunden, oft auch länger, glücklicherweise blieb es aber nur stets bei der Kriegserklärung, es flogen weder Stiefelknechte, Nachtgeschirre, Teller, Schüsseln noch Petroleumlampen durch die Luft! Es war ein gegenseitiges schweigsames Grollen, es war just so, wie in jeder Ehe, nämlich: gleich th ö r i c h t!

Vierundzwanzig Stunden der Trennung und all' dergleichen frühere Thorheit ist vergessen!

Es ist und bleibt aber doch immer eine verdrießliche Sache um das Alleinsein! William, Du hast Recht! Ich empfinde

jetzt mit Dir! Dir fehlt aber nur eine Person, mir fehlen deren vier? Warum geht es aber auch nicht immer glatt und auf ebenen Wegen im Leben?

Eine alte, liebe Melodie summt mir fort und fort in den Ohren:

„Was soll mir Blüth' und Vogelschall?

Du fehlst mir, fehlst mir überall!“

Da fehlt z. B. gleich Morgens zur gewohnten, pünktlichen Zeit der Kaffee! Der arme Hotelbewohner muß warten, bis es dem schmierigen Kellner gefällig ist, denselben zu bringen.

Nach vielem Läuten erscheint er endlich mit demselben. Auf einer Platte befindet sich eine einzige, stark dickwandige, ziemlich kleine Porzellantasse von zweifelhafter Sauberkeit aber mit auffallend geringem Inhalt und ganz spitzem Boden.

Der Kaffee ist natürlich kalt. Der französische Kellner zuckt darüber mit den Achseln. Neben der Porzellantasse steht ein fingerhutgroßes Töpflein, wie aus der Spielschachtel meiner kleinen Tochter. Darinnen befindet sich die — Sahne, das „Obers“ — allen Respect! Der winzige Henkel dieses zwergartigen Töpfleins ist abgebrochen oder abgebissen, kurzum, er fehlt. Oben auf dem Obers schwimmen einige verdächtige, gelbliche Fettänglein, das Töpflein bleibt fast an der Hand kleben so — gut ist das Obers!

Hiezu kommen noch zwei ganz genau quadratisch ausgemessene und an Stärke und Gewicht ausgerechnete, dünne Stücklein Zucker und endlich zwei halbe, in der schonendsten Weise mit Butter bestrichene Miniatursemmeln, so, das Ganze kostet nur einen Francs, sobald Du aber mehr haben willst, brauchst Du es nur zu äußern, dann erscheint dasselbe in einer gleichen zweiten Auflage und kostet natürlich zwei Francs.

Wer kennt nicht die Hotellost mit ihren hohen Preisen, mit ihren kleinen, zugemessenen Portionen, mit ihren ewig gleichen Saucen, welche die Fleischgattungen gar nicht unter-

scheiden lassen und mit den vorge schnittenen winzigen Portionen, welche an der Table d'hote für zwanzig Personen reichen sollen, während vier tüchtige Esser mit gutem Appetit das Ganze alle in verzehren würden? Merkwürdig, alle Hotels der ganzen Welt gleichen sich hierin: kleine Portionen, große Rechnungen. Wenn ich diese Portion Kaffee mit 1 Fres. bezahle, so würden wir fünf Familienmitglieder schon mindestens 10 Fres. für das erste Frühstück in einem Hotel gebraucht haben, denn die Kinder hatten unmöglich an einer Portion genug!

„Mutter, Du fehlst mir überall! Diese Melodie geht mir beständig durch den Sinn — —

Jetzt sind die Meinen aber schon längst auf hoher See und müssen morgen in Corfu landen. Wie wird es den armen, kranken Kindern ergehen?

Zu dem unbehaglichen Gasthosleben gefellte sich nun noch das eigene körperliche Mißbehagen. Gestern Abend war einer meiner besten Bekannten in unserer Gegenwart gestorben; derselbe Photograph, welcher damals mein Bild mit Hilfe seines Pinsels so sehr verschönte, was mir eine deutsche Frau einbrachte! Er befand sich in sehr guten Verhältnissen, machte sehr schöne Bilder und brillante Geschäfte und starb im besten Mannesalter, im Anfang der Vierziger. Da er sich aber sehr elend fühlte, hatte er gestern Abend eine Anzahl Freunde um sich versammelt, unter denen auch ich mich befand und jener alte Doctor aus Cairo, welchem ich damals den kleinen bissigen Affen geschenkt hatte.

Der verehrte Leser wird sich schon manchmal gewundert haben, daß in meiner ägyptischen Schilderung fast immer dieselben Personen sich so häufig treffen, bald in dieser oder jener Stadt? Ich muß zur Erläuterung dessen bemerken, daß sämtliche Deutsche in Egypten förmlich ein großes Familienband bilden, daß man in deutschen Circeln immer ganz genau unterrichtet ist, was da oder dort passiert ist und das

kommt einfach daher, weil die deutschen Landsleute in jeder Stadt zusammen halten und auf Reisen immer wieder die deutschen Gesellschaftskreise aufsuchen und die Neuigkeiten austauschen.

Dasſelbe iſt auch bei allen anderen Nationen der Fall.

Der Grund, warum der Photograph ſeine Freunde um ſich verſammelt hatte, war einfach der: Er lebte ſchon ſeit ungefähr fünfzehn Jahren mit einer achtbaren Schweizerin in — wilder Ehe, wovon er aber Niemandem biſher ein Wörtchen geſagt hatte. Da er ſich nun recht elend und krank fühlte, wollte er ſeine Lebensgefährtin vor allen Landsleuten als rechtmäßige Gattin und im Todesfall als Erbin anerkennen. Die Frau ſelbſt war eine ſehr geſchickte Photographin und hatte das blühende Geſchäft während der Krankheit ihres Mannes ſchon ſeit Monaten allein geführt.

Der Photograph ſaß in der Mitte ſeines großen, lichten, palmengeſchmückten und künstlerisch ausgeſtatteten Ateliers in einem hohen Lehnſtuhl, eine dick aufgedunsene, blaſſe und leidende Geſtalt! Er gab ſich alle Mühe, heiter zu erſcheinen, trug uns in kurzen, kurzathmigen und humoristisch angehauchten Worten ſeinen Wunsch in Bezug auf ſeine Gattin vor, dieſelbe kniete vor ihm und hatte ihr weinendes Antliß in ſeinen Schoß gelegt — es war eine ergreifende, unſagbar rührende Scene. Das Ganze ſollte nach dem Willen des immer lebensluftigen Künstlers eigentlich ein luſtiges Familienfeſt, eine Art Nachhochzeit werden, hatte aber dabei doch nur ein ſo ungemein trauriges Gepräge. Wein, Champagner, Conſect, feinſte Cigarren, alles ſtand in reicher Fülle da, einige intimere Freunde hatten in Ermanglung eines Geiſtlichen den Heirats- und Erbcontract unterſchrieben — Jeder von uns fühlte, daß hier zugleich ein Todtenmahl geſeiert wurde.

Es wurde wohl geſſen und noch mehr getrunken, allein die ganze Unterhaltung ging im Flüſterton vor ſich, weil man

angesichts des Leidenden unmöglich in eine übermüthige Stimmung gerathen konnte.

Gegen Abend war denn auch der Photograph in seinem Lehnstuhl eingeschlafen, um nie wieder zu erwachen! Unser anwesender Doctor constatirte dessen eingetretenen Tod —

Die nunmehrige rechtmäßige Witwe ertrug ihren Verlust in würdiger Weise, still und stumm vor sich hin. Sie hatte auch dem Wunsche des alten Doctors nachgegeben, welcher die Leiche des Verstorbenen seciren wollte, um der Wissenschaft einen wichtigen Dienst in Bezug auf die Erforschung der speciell egyptischen Leberkrankheit zu erweisen.

Da der Arzt als diplomirter Doctor keiner weiteren Erlaubniß bedurfte, wollte er die Section sogleich in derselben Nacht und in demselben Atelier vornehmen, wozu ihm einige beherztere Freunde Dienste zu leisten versprachen. Wir weniger beherzten Menschenkinder entfernten uns aber einer nach dem Andern stillschweigend aus dem festlich geschmückten Atelier, mit seinen vielen Bildern, Säulen, Büsten und prächtigen Blattpflanzen und mitten in dem schönen Raum, unter einem prächtigen Kronleuchter hatte man den todtten Künstler auf einen langen Tisch gelegt, kaum eine Stunde nach seinem Ableben sollte sein Körper unter dem Messer des alten Doctors zerfleischt werden —

Die ganze Nacht hindurch schwebte mir der aufgedunsene Photograph, der lange Tisch und der Doctor mit seinen entblößten Armen und schneidigen Messern vor den Augen — Alles arbeitet und mehelt an dem armen Künstler herum, der Affe von damals schneidet dazu allerhand Fragen, dann springt er mir plötzlich auf die Seite: er will mir die Leber herauszerren! Es war eine entsetzliche Nacht voll unruhiger Träume im wachen Zustand!

Am anderen Tage fand die Beerdigung statt, bei welcher mir die Freunde erzählten, daß der Doctor die Leber des Verstorbenen dreimal so groß, wie unter normalen Verhältnissen,

gesund habe. Dieselbe hatte in ihrem rapiden Wachsthum nach und nach den ganzen Brustkorb ausgefüllt und war fast bis an den Schenkel gedrungen. Außerdem befanden sich drei faußgroße Löcher in derselben!

Wir selbst wurde bei dieser Erzählung übel und weh! Ich griff gleich an meine rechte Seite, wo es ja auch durchaus nicht stimmte — vielleicht trage ich auch schon in mir eine so durchlöcherete Leber herum, wie der arme verstorbene Künstler?

Das Klima Egyptens ist sehr gut und wirkt oft wunderbar bei Schwachen und Brustkranken, welche dajelbst wohl nicht ganz gesund, aber ihr Leben doch immerhin viel längere Zeit fristen, wie in unserem Norden.

Ein zu langjähriger Aufenthalt in dieser klimatischen Hitze zerstört aber den an Frost und Kälte gewöhnten Körper des Nordländers. Das Blut verliert an Frische und Kraft, es findet eine förmliche langsame Zersetzung desselben statt, bei Einem früher, beim Andern später. Ein Europäer soll mindestens e i n e n Sommer in seiner Heimat, im Norden zubringen, um frische Luft zu athmen und Ozon in seinen Körper aufzunehmen, dann hält er es wieder eine Zeitlang in der größten Hitze aus.

Zwei Wochen waren schon seit der Abreise meiner Lieben vergangen, ich begab mich aufs Consulat, wo sich möglicherweise mit dem heute Nachts von Europa angekommenen Dampfer ein Brief befinden konnte. Zagend erbrach ich das ungehend eingetroffene Schreiben, wurde aber um so freudiger überrascht, da meine Frau schrieb:

„Wir sind gestern hier in Triest glücklich angekommen; obgleich das Wetter sehr stürmisch war, haben sich die Kinder von der frischen Seeluft so sehr erholt, daß sie gegenwärtig munter um mich herumspringen! Alle sind pumperlgesund und können nicht genug zu essen bekommen. Schau, daß Du das Haus gut verkaufst und kehre Egypten den Rücken! Wir erwarten Dich mit Sehnsucht!“

Freudig erregt durch diese guten Nachrichten trat ich den Rückweg an und begab mich einmal wieder hinaus nach dem „Hahnenkamm“, (Gom el dik), wie nämlich die Vorstadt heißt, in welcher sich mein Haus befand.

Mit welch' hoffnungsfreudigen Gedanken hatte ich damals das Haus aufgebaut und wie verzagt ritt ich jetzt demselben auf meinem Miethesel zu — ich fand ja doch nur eine verwaiste Stätte!

Vor dem Gartenthor hält ein arabischer Fiaker und ich sehe durch das Gitter eine junge elegante Dame; es ist Fräulein Vietta, welche mit dem Berberiner spricht und kaum hat sie mich bemerkt, so fliegt sie mir entgegen, während sie mir zuruft: „Um Gotteswillen! Wie finde ich hier Alles so sehr verändert, so einsam! Und Ihre liebe Frau und die Kinderchen sind fort — ach, wie bedaure ich Sie!“ schluchzt sie laut und ihre Augen füllen sich mit perlenden Thränen —

Ein ganzer, langer Seufzer war meine erste Antwort, während ich ihr, dankbar für ihre Theilnahme, die kleinen Hände drückte. Dann aber ermannte ich mich, trotzdem ich eher geneigt war und gerechte Veranlassung hatte, in ein fürchterliches Geheul des Schmerzes über ein so widriges Geschick auszubrechen und sperrte endlich die Hausthür auf, welche einen recht kläglichen, schauerhaft klingenden Ton in den Angeln von sich gab.

Fräulein Vietta folgte mir in den weiten, öden Saal, ebenso stumm und gebeugt, als sollten wir in eine Grabesstätte treten.

„Wie anders ist es jetzt und wie fröhlich war es hier vor drei Jahren,“ kispelte die Sängerin vor sich hin; dann setzte sie lauter hinzu: „Ich bin gestern Abends von Cairo gekommen und mein erster Besuch heute galt Ihnen und Ihrer lieben Familie! Ich hatte ja keine Ahnung von der großen Veränderung, die leider hier vor sich gegangen ist!“

„Ja, leider! Sie haben Recht, Fräulein Lisetta. Ich bin deshalb ins Hotel gezogen, weil mich diese Einsamkeit in Verzweiflung gebracht hätte, aber Pardon: Sind Sie allein von Cairo gekommen, Fräulein oder vielmehr Frau Lisetta...?“

„Ja. Mein... Mann wird morgen nachkommen,“ sagte das blühend schöne Mädchen etwas zögernd und wurde dabei blutroth.

Warum diese Schamröthe?

Der Herr Compagnon wird doch die junge, vertrauensselige Sängerin nicht etwa an dem hübschen Näschen herumführen? Das wäre ja wirklich schändlich gehandelt!

Ich war nicht indiscret genug, das Mädchen offen darüber zu befragen. Sie wird mir schon selber gestehen, was sie drücken könnte, denn das dunkle Roth ihrer Wangen hatte ja schon verrathen, daß in dem Verhältniß irgend etwas nicht in der Ordnung war?

Wir waren beide schweigend durch das leere Parterre hinauf in Lisetta kamte ja jedes Stück unserer Wirthschafts der Kinder. Welche wehmüthigen Erinnerungen mochten sich an die Betrachtungen all' der „?“

irweise offen stehen gelassen zu schließen vergessen.

.. ich oder Lisetta diesmal die

Tafeln besetzen mußte!

Ganz sacht und behutsam schloß ich den Deckel, dabei jedes Geräusch vermeidend, als handelte es sich um das Zudecken eines theuren Todten — —

Lisetta hatte sich indessen mit dem Ordnen der vielen, umherliegenden Noten beschäftigt, wobei sie jedes Titelblatt musterte.

Endlich hielt sie, wie versunken in sich selbst, ein Blatt in den Händen und beugte ihren schönen Kopf darüber. Ein

schneller Seitenblick belehrte mich über den Inhalt der Noten: Es war meines Freundes Lieblingslied: „Ach wenn Du wärst mein Eigen“ —

„Wie geht es Mr. Wil—liam?“ fragt Lisetta mit sehr leiser Stimme, ohne den Kopf zu erheben.

„Ich glaube es geht ihm gut! Er hat mir neulich geschrieben, daß er mich dieser Tage hier in Alexandrien besuchen wird,“ antwortete ich.

„Weiß er auch schon von der Abreise ihrer Familie?“

„Ich selbst habe ihm davon noch nichts mitgetheilt, vielleicht hat er es schon durch Zufall erfahren?“

„Mr. William ist ein herzenguter Mensch!“ sagte Lisetta und seufzte ein wenig dabei.

„Sawohl, das ist er sicher! William verdiente eine bessere, glücklichere Lebensstellung. Der arme, junge Mann hat aber absolut kein Glück, weder im Leben noch in der Liebe. Er irrt allein umher, Jedermann hat ihn gern, Niemand aber nimmt sich seiner wahrhaft herzlich an! Ich empfinde jetzt in meiner Verlassenheit so recht mit ihm und hätte niemals geglaubt, daß ich nach so kurzer Zeit in diesem kaum erbauten Haus zu klagen haben würde, aber es scheint, als wenn sich das Wort eines unserer größten deutschen Dichter auch an mir bewahrheiten wollte: „Der Mensch wandelt nicht ungestraft unter Palmen!“

„Das ist auch mein Loß!“ sagte die schöne Lisetta mit einem schmerzlich erhobenen Blick aus ihren feuchtschimmernden Augen und drückte dabei das besagte Notenblatt innig an ihren Busen „ich bitte Sie, darf ich mir ein Andenken an vergangene, schöne Zeiten mitnehmen?“

„Ja, ja! Bitte, wählen Sie was Sie wollen!“

Lisetta rollte das Notenblatt zusammen — sie wußte nicht daß ich recht gut dessen Inhalt kannte, aber ich zweifelte nun nicht mehr, daß sie wirklich unglücklich war, daß sie mit diesem

Lied das Andenken an einige glückliche Stunden mitnehmen wollte, als ihr damals ein junger, feuriger, offener und charaktervoller Mann hier in meinem Haus zu Füßen lag — —

Da sich die Einsamkeit der verödeten Zimmer und die in denselben herrschende, drückende Schwüle wie ein Alp auf unser Gemüth legte, begaben wir uns hinunter in den Garten und setzten uns nebeneinander in die Laube. Lisetta ergriff meine Hand und nun brach das ganze innere Leid des Mädchens durch, sie konnte nicht mehr an sich halten: das gemeinsame Unglück gab ihr den Muth, mir ihren inneren Seelenschmerz zu offenbaren!

Es war das alte Lied von Liebe und vom gebrochenen Herzen.

Der Compagnon hatte sie — verlassen!

Nachdem er, der leichtfertige Dalmatiner dem jungen Mädchen von seiner unendlichen Liebe vorgezaubert und sie dann wirklich nach Malta zu ihren Eltern begleitet hatte, zu welcher Reise sein Onkel das Geld hergab, weil ihm der Neffe von allerhand wichtigen Geschäften erzählte, war die überglückliche Lisetta mit ihm nach Cairo zurückgekehrt. Das Mädchen wartete geduldig auf die Erfüllung der vielen Betheuerungen des Dalmatiners, daß er nämlich dem Herrn Onkel verpflichtet sei und seine Einwilligung zur Heirat sicher bekommen würde.

Lisetta ging ihrem Beruf als Sängerin nach und lebte ihrer ersten, aufrichtigen Liebe: sie opferte sich ihm ganz!

Der Dalmatiner war ein ganz gewissenloser Bonvivant, wie es in Egypten so viele junge Leute aus reichen Häusern gibt, er liebte die Abwechslung, schwärmte die Nächte hindurch und bald war sein Liebesrausch verflogen, verraucht. Das Mädchen machte ihm zärtliche Vorwürfe, mahnte ihn an die versprochene Heirat und nun wurde er brutal. Seit acht Tagen befand sich der Dalmatiner schon in Alexandrien, Lisetta hatte einen kurzen Urlaub genommen, um ihn aufzusuchen.

Das zügellose freie Leben in Egypten, die stete Umgebung von Harem's und Slavinnen, das tolle nächtliche Treiben in Spielhöhlen, Café Chantants und Freudenhäusern, welche alle ohne irgend eine gesellschaftliche Controle ihren Unfug bis in die unglaublichsten Dinge treiben, sie machen den jungen Menschen gewissenlos, roh und verderben ihn an Leib und Seele!

„Was wollen Sie jetzt thun, Bijetta?“ fragte ich schonend das junge, traurig dastehende Mädchen.

„Ich will mich an meinen Onkel wenden, ich muß es thun, um mich vor — Schande zu bewahren. Bitte wollen Sie mich dorthin begleiten? Ich gestehe Ihnen offen, daß ich Sie und Ihre liebe Frau um Beistand bei diesem, für mich so schweren Schritt zu bitten gekommen bin.“

„Gern, sehr gern will ich mit Ihnen gehen, liebe Bijetta, wenn es nur von Nutzen ist? Ich fürchte aber, es wird umsonst sein, denn diese Geldmenschen und noch dazu diese Dalmatiner haben kein Herz — meine Frau hatte damals schon kein rechtes Zutrauen zu dem jungen Mann, als sie ihn zum erstenmale bei uns vorstellten!“

„O, hätten Sie mich damals gewarnt!“

„Liebes Kind, in derlei Herzenssachen ist jede Warnung umsonst — die Liebe ist ja bekanntlich blind!“

„Wenn mir der Verlust meiner Ehre nicht bevorstehen würde, möchte ich niemals nur einen einzigen Schritt thun, um ihn und seinen Verwandten zu bitten, Dasjenige einzulösen, was er mir unter tausenderlei Versprechungen und Schmeicheleien abgerungen hat!“

„So wollen wir diesen Schritt versuchen und zwar sofort! Bitte, lassen Sie mich nur noch einige Anordnungen für mein verwaistes Haus treffen!“ sagte ich und verfügte mich in den hinteren Theil des Gartens, in welchem sich der wachhabende Berberiner schon längst eine niedere Hütte aus Bambusrohr aufgebaut hatte, wo er ganz sorgenlos mit seinen zwei schwarzen

Weibern und einigen herumkrabbelnden, schmutzigen Kindern sein anspruchsloses Leben von den paar Pfastern fristete, welche ich ihm als Monatslohn gab.

Nachdem ich den Barabrä zur treuen Bewachung meines Eigenthums ermahnt hatte, wobei ich natürlich den unvermeidlichen Backschijß als bekräftigendes Siegel in seine offene, schwarze Hand legte und dito einen Backschijß an die schmutzigen Weiber und deren Kinder vertheilte, machte ich noch einen abermaligen, stillen Rundgang durch alle die öden Kämme, that zum Schluß einen recht lauten und langen Seufzer, welcher gespensterartig aus allen Ecken wiederhallte, sperrte die Thüre zu und zog den Schlüssel ab — zum letztenmale!

Ich sollte mein Haus, meinen Garten, mein ganzes, mühsam erspartes Eigenthum nie wieder sehen!

An der Seite des schönen, unglücklichen Mädchens sitzend, rollte die flinke Equipage der Stadt zu und hielt vor dem Bankhaus des dalmatinischen Onkels. Bei unserem Eintritt glaubte ich zu bemerken, daß ein junger Mann, wahrscheinlich der ehemalige Compagnon im Hintergrund des weiten Raumes hinter einem sehr hohen Schreibtisch aufsprang und sich schleunigst durch eine Hinterthür entfernte?!

Der Herr Chef des Hauses empfing uns sehr gnädig und herablassend, that aber dabei so gemüthlich, als wenn das ganze Verfahren seines Herrn Neffen durchaus nicht so streng zu verurtheilen wäre: „Das kommt ja unter jungen Leuten aus wohlhabenden Häusern so häufig vor, daß die jungen Mädchen doch endlich schon gewizigt sein müßten?“ meinte er lächelnd „und übrigens sind die jungen Damen meist selbst Schuld, wenn sie in eine solche Lage und Verlegenheit kommen! Ich kann da gar nichts machen!“

Himmel und Hölle! Das ist ja die Sprache eines Gauner's eines Schurken, der seinesgleichen vertheidigt! Die Scham hatte das Blut in die Wangen des neben mir stehenden, nervös

zuckenden Mädchens getrieben, Lisetta hatte den Blick gesenkt, sie drückte ihr feines Spizentuch vor den Mund, um nicht laut aufzuschreien, hastig griff sie nach meinem Arm, ohne Gruß, aber innerlich aufs höchste empört, verließen wir den alten grauen Sünder und sein Geschäftslocal. — —

Ich begleitete Lisetta sofort in ihr Hotel und kaum in ihrem Zimmer angelangt, rang sie wie verzweifelt nach Athem, riß sich das Nieder auf, machte ihrem langverhaltenen Schmerz in einem entsetzlichen Aufschrei Luft und verbarg ihren Kopf schluchzend in die Kissen und Polster des Bettes, auf welches sie hingesunken war. „Arme Lisetta, Du hast einen großen Schmerz erfahren!“

Eine alte, italienische Matrone, welche sich im Hotel befand, wurde von mir mit der Pflege des unglücklichen Mädchens betraut.

„Was haben Sie nur der armen Signora gethan!“ fragte mich die Alte mit mißtrauischen, vorwurfsvollen Blicken. Ich hielt jede Auseinandersetzung für unnütz, Lisetta wird sicher die Aufklärung über ihren Zustand selbst besorgen.

In mein Hotel zurückgekehrt, finde ich die Visittkarten des „wilden“ Ehegatten aus Ramle und meines Freundes Mr. William vor. Beide erwarteten mich in einem nahe am Meer gelegenen Café.

Sofort begeben sich mich dorthin und treffe die Herren bei einer Carambolage, nämlich beim Billardspiel an, welches auch sogleich abgebrochen wird.

William schaute recht munter drein, der wilde Ehegatte erklärte sofort den Zweck seines Besuchs: ich soll stante pede mit ihm auf einige Wochen nach Ramle in seine Wohnung ziehen, um mich daselbst gründlich zu erholen!

„Topp!“ sage ich erfreut, „es gilt! Ich acceptire Ihre Einladung mit Vergnügen, muß aber bitten, daß ich heute noch

über Nacht in Alexandrien bleibe, unseres gemeinschaftlichen Freundes William wegen!“

„Gut, va bene,“ sagt der lebenslustige Triestiner, „Sie werden auch bei mir im Haus eine Veränderung vorfinden —“

„Was denn, bitte?“

„Sie werden es selbst sehen, wenn Sie morgen nach Ramle kommen — für jetzt addio, meine Herren, ich versäume sonst den Zug!“

Diese Einladung kam mir wirklich recht gelegen, ich befinde mich ja seit einigen Wochen selbst schon immer in einem so stark elegischen Zustand, daß ich mit der Dame des Hauses in Ramle hoffentlich recht gut harmoniren werde?

Freund William that sofort alle dem Freundschaftsverhältniß naheliegenden Fragen und war natürlich über die Abreise aller meiner Lieben nicht wenig erstaunt!

Nach gegebener Auskunft über die geringsten Details kam selbstverständlich das Gespräch auf sein „verlorenes Paradies“, auf „seine“ Lisetta.

Ich muß den Freund mit der ganzen traurigen Affaire bekannt machen, aber behutsam, sonst gibt es heute Nachts noch ein Blutvergießen, einen Mord, welchen ich bei der großen Leidenschaftlichkeit meines Freundes zu verhindern verpflichtet war.

Wenn der junge Mann wüßte, daß dort in dem gegenüberliegenden Hotel „seine“ Lisetta entehrt, schmerzgebeugt und in Thänen gebadet darniederliegt? Er würde zum Rächer der Schandthat, zum Mörder werden, blindlings würde er sich auf sein Opfer stürzen!!

Und dennoch muß ich den Freund mit der Thatsache bekannt machen, aber die Sache so hinstellen, als wären beide Theile mit der Trennung einverstanden gewesen.

Vorher werde ich aber noch einen Schritt thun, welcher das Verhältniß des jungen Paares klären mußte!

Ich bat William um einige Momente der Entschuldigung, ging schleunigst in mein Hotel und schrieb in fliegender Eile an den Herrn Compagnon: „Ich hoffe von Ihrer Ehre, daß Sie ein unschuldiges Mädchen nicht in Schande treiben wollen und erwarte von Ihnen sogleich eine bestimmte Antwort!“

Ein arabischer Diener war von mir beauftragt, dies Billet dem jungen Herrn zu übergeben.

Die Antwort kam sogleich, sie war von dem alten Wieder-
mann geschrieben:

„Mein Nefse ist von mir mit Ordnung meines Filial-
geschäfts in Dalmatien betraut worden. Er befindet sich seit
gestern auf der Reise nach dorthin!“

O Ihr Schufte! Die Lüge paart sich mit der Gemein-
heit! So zieht man sich also aus einer Ehrensache? Einestheils
sörmlich erleichtert kehrte ich ins Café zurück. Nunmehr konnte
ich meinem Freunde Alles entdecken. Nach geschehener, möglichst
schonungsvoller Mittheilung konnte ich auch meinem armen, fast
sprachlosen Freund überlassen, selbstständig zu handeln. Am
Spätabend schritt er dem Hotel der verlassenen Sängerin zu.

Wird er sich der Entehrten annehmen?

Die Aufregung dieses einen Tages hatte nicht verfehlt,
meiner Gesundheit noch einen ordentlichen Stoß zu versetzen!
Ich konnte kaum den Morgen erwarten, um mich nach Namle
zu begeben, wo eine frischere Meeresluft über die Hochebene
wehte, wo ich in Gesellschaft des lebenslustigen Herrn Er-
leichterung zu finden hoffte.

Einige Zeilen an Mr. William und an Fräulein Lisetta
entschuldigten meine Abreise, mag der jüngere Mann nunmehr
den Schutz des getränkten Mädchens übernehmen.

Der lebenslustige Willenbesitzer empfing mich mit seinem
leichten Zweiradler-Sitzwagen an der kleinen Bahnstation und
wir fuhren durch den grobkörnigen Sand gemächlich seinem
idyllischen Heim am Meeresstrand zu!

„Ich bin sehr neugierig auf die Veränderung, welche ich bei Ihnen vorfinden soll!“ erinnerte ich ihn im Laufe der Unterhaltung, „wie geht es vor Allem Ihrer Signora?“

„Danke! Sie befindet sich sehr wohl in — Calcutta!“

„In Calcutta? Haben Sie Ihre Villa schon wieder umgetauft?“ fragte ich erstaunt.

„Nein, durchaus nicht, ich spreche im Ernst!“

„Ich verstehe aber gar nicht, daß Ihre Signora in Indien, in Calcutta sein soll —?“

„Das ist ja eben die Veränderung, welche Sie bei mir vorfinden,“ lachte mein Freund, „ich habe die Elegie ziehen lassen und mir dafür die Fröhlichkeit ins Haus genommen, ist Ihnen das vielleicht nicht auch angenehmer? He? Da kommt sie schon angehüpft!“

Eine junge, fescbe Italienerin eilt aus der Villa an den Wagen, Umarmung, Küsse, Vorstellung — ich staune!

„Meine Signora Lucia,“ präsentirt mir der Herr seine neue Donna, „und hier ein guter Freund, ein Strohwitwer, angehender Hypochonder, durch und durch leberkrank aber gemüthlicher Mensch, den wir aufheitern müssen, weil er von Weib und Kind verlassen ist! Avanti, nur hinein ins Haus, die Tafel gedeckt, Wein herauf, in zehn Minuten muß Alles fertig sein —“ und lustig flog die kleine Signora die Stiege hinauf, uns voran, lachend hörte man sie im Nebenzimmer mit Messer und Gabel klappern, die Diener commandiren zc. und kaum hatten wir den Staub von Gesicht und Kleidern gewischt, so stand sie auch schon mit einer graziösen, einladenden Verbeugung vor uns, schob ihre beiden runden Arme durch die unseren und führte uns mit hüpfenden, zierlichen Sprüngen zur Tafel.

Ich kann mich vor Erstaunen noch gar nicht fassen, aber das muß ich sagen; der Herr hat Geschmack und sein Haus ist jetzt wie umgewandelt! Die zierliche kleine Donna versteht es,

Leben in die Villa zu bringen, ihr Plappermäuschen steht keinen Moment still, sie ist in Manieren und Bewegungen flink, drollig und stets zu Scherzen und Neckereien aufgelegt. Die Elegie ist aus dem ganzen Haus verschwunden, verbannt, der bronzenfarbene Pollux mit seinen großen Bluthaugen ist auch nicht mehr da — —

„Wie gefällt es Ihnen jetzt bei mir?“ fragte mich der Hausherr lachend und kauend: „nicht wahr, jetzt kann man leben und genießen! Ich bin froh, daß ich keine so tragischen, seufzenden, ermüdeten und stets nervösen, empfindlichen und unendlich langweiligen Gesichter um mich herum sehe! Das macht krank, das steckt an und verbreitet sich zuletzt über das ganze Haus — ich habe meine frühere Signora sehr gern gehabt, aber wir hatten zwei so sehr verschiedene Temperamente, daß oft über die geringste Kleinigkeit der größte Zank entstand und die Seufzer und Thränen geflossen sind, wie die Bächlein vom Gebirge herunter. Da habe ich ein Ende gemacht und bin meiner Signora bereitwilligst und gern entgegengekommen!“

Die Gegenwart der Signora Lucia verbot es, über das Nähere eine Frage zu thun. Der Hausherr kam mir aber zuvor und erzählte mir während des Kauens und Essens von selber die ganze Geschichte auf — deutlich, weil seine Erwähle davon kein Wort verstand, wie ich jetzt erst merkte.

„Wissen Sie, meine Signora hatte mich wohl gern, aber können Sie glauben, daß sie einen Andern doch noch lieber hatte?“

„Ja, vielleicht den —“ Pollux wollte ich sagen, schob aber dafür schnell ein Stück Braten in den Mund.

„Sie kennen ihn nicht!“ setzte der Hausherr seine Rede fort, ohne meine Unterbrechung zu beachten. „Stellen Sie sich vor, daß sich meine Gnädige in einen Buckligen verliebt hat — ha, ha, ha!“ lachte der lebenslustige Gastgeber aus vollem Halse.

„So erzählen Sie weiter,“ sagte ich gespannt.

„Sie klagte doch, wie Ihnen bekannt ist, immer über Migraine und dergleichen Unsinn — wissen Sie: die Frauen haben immer irgendwo ein Leiden und wenn sie gar keinen körperlichen Schmerz oder sonst wo ein Leiden aufweisen können, so klagten sie plötzlich über Migraine, weil das modern ist, interessant macht, Alles entschuldigt und weil man diese Krankheit weder hören noch sehen, weder riechen noch schmecken, weder fühlen noch diagnostizieren kann! Die Herren Aerzte gehen natürlich sofort darauf ein, weil die Migraine nur eine Krankheit der besitzenden Classe ist, kurzum meine Signora fuhr bereits alle Tage nach Alexandrien zu Doctor und Apotheker, die ewige Migraine hat mich schließlich ein Heidegeld gekostet, weil sie zur Ausfahrt stets ein neues Kleid, einen modernen Hut oder dergleichen brauchte. Endlich kommt sie eines Tages ganz vergnügt und gut aufgelegt aus der Stadt zurück; die Migraine ist verschwunden, curirt! Sie erzählt mir, daß ihr der Herr Provisor der Apotheke, wo sie stets ihre Medicamente gegen die Migraine eingekauft habe, einen Heirat'santrag gemacht hatte und stellte mir nummehr frei, daß ich sie entweder heiraten, oder ihrem neuen Glücke entgegen ziehen lassen müsse, denn sie wollten nach Calkutta reisen und dort eine Apotheke gründen.

„So heirate in Gottes Namen den Herrn Provisor!“ sagte ich, denn Sie wissen, daß ich principiell gegen das Heiraten bin und meine Signora wußte das auch. Ich habe aber durchaus nichts dagegen, wenn Andere da für sind. Am nächsten Tage begleitete ich meine Signora in die Stadt, sie stellt mir im Hotel den Herrn Provisor, einen kleinen, buckeligen Mann vor — ha, ha! so ein Gusto! Ich konnte kaum das Lachen unterdrücken über dieses zukünftige Ehepaar: die Signora ist doch hübsch, groß und schlank und nun das kleine buckelige Manderl daneben — ha, ha!

Ich habe darauf meiner Signora eine anständige Summe Geld für die Reise mitgegeben und jetzt ist das glückliche Pärchen sicher schon in Calcutta und — gründet!“ beschloß der Herr laut lachend seine Erzählung. —

Signora Lucia kannte diese ganze Geschichte, wie mir der Hausherr ungenirt mittheilte. Wo er aber diese Dame kennen gelernt hatte, erzählte er mir nicht. Das ist ja auch ganz gleichgiltig für mich. Die Signora war stets liebenswürdig und zuvorkommend und hat mir den Aufenthalt in ihrer Villa immer angenehm zu machen gewußt.

„Nun sagen Sie mir aber gefälligst: was ist denn aus dem schwarzen Diener geworden, welchen Sie mit dem Namen „Pollux“ belegt hatten?“

„Ah! Der Bursche ist zugleich mit meiner Signora gegangen,“ erzählte mein Gastgeber; „er hat meine Gnädige immerfort gebeten, ihn mitzunehmen nach Calcutta und diese hat sich auch bei ihrem zukünftigen Gatten für den schwarzen Burschen verwendet und zwar so sehr, daß der Herr Provisor ihr rund heraus erklärte: entweder reist sie mit ihm allein oder er läßt sie mitsammt dem Pollux in Alexandrien sitzen. Der kleine Buckelige hat ihr gleich die Zähne gezeigt, vielleicht wird sie auch nicht mehr so viel Migräne haben dürfen?!“

Es wird dem verehrten Leser auffällig erscheinen, daß gerade ich mich immer in Kreisen bewegt habe, welche solche abnorme wilde Eheverhältnisse aufweisen. Ich übertreibe aber nicht, wenn ich sage: daß drei Viertel der in Egypten wohnenden europäischen Eheleute in solchem Verhältniß leben! Die Sache läßt sich auch einfach durch folgendes erklären: Der nach Egypten verschlagene oder direct dort hingereifte Mann betritt das Land der Muselmanen zumeist als Junggeselle. Der geringere Mann nimmt sich eine Araberin zur Wirthschaft ins Haus und denkt natürlich gar nicht daran, dieselbe zu ehelichen, auch würde es der Glaubensunterschied verbieten.

Der besser situirte Kaufmann oder Handwerker lernt irgend ein Mädchen kennen, beide haben die ganz reelle Absicht zur Heirat, da aber die Gelegenheit zur kirchlichen Trauung fehlt, so vergehen die Jahre nacheinander in alter Gewohnheit und es bleibt schließlich immer bei demselben Verhältniß, bis beide Theile zuletzt aufs Heiraten vergessen.

Der in Egypten aber reich gewordene Mann treibt es am liebsten wie der Türke selbst und ist deshalb am allerwenigsten zu einer ernsten Verbindung geneigt. Hierzu kommen nun noch die oft so sehr großen Unterschiede in Alter, Sprache und Religion, in Charakter und Sitte, ferner die Sucht, daß man in Egypten schnell reich werden möchte, um sich dann in Europa gütlich zu thun, genug: Niemand will sich ernstlich binden und fesseln, weil er das Land recht bald und mit Reichthum versehen zu verlassen hofft.

Mein Gastfreund begleitete mich in ein für mich hergerichtetes Zimmer und empfahl mir ein paar Stunden Schlaf. Nachmittags wollten wir dann eine Segelpartie auf seinem neuen Boot versuchen.

„Ich bin nämlich jetzt Sportsmen geworden,“ sagte er, „und beschäftige mich viel auf dem Meere mit Segeln und Angeln, das wird Ihnen Zerstreuung bieten und Ihre Leber gesund machen. Nun strecken Sie sich aus und schlafen Sie nach Herzenslust.“

Der gute, freundliche Hausherr machte nicht viel Complimente, er meinte es deshalb um so aufrichtiger. Sein Wahlspruch war: Leben und genießen! Eine volle Tafel, ein guter Trunk, ein gemüthliches Heim und recht viel Liebe! Er verdiente viel Geld und gab ebensoviel aus, alles für seine Person und seine nächste Umgebung, denn seine Dienerschaft befand sich ebenfalls wohl und zufrieden bei ihm.

In Kamle ist es zur Mittagszeit so ruhig und still wie im Innern einer entlegenen Wüste. Alles schläft drei bis vier

Stunden lang; die Herrschaft, die Diener, die Hausthiere und selbst die Eisenbahn läßt keine Züge über die Mittagszeit verkehren. Der Mittag gehört dem Schlaf. Wer möchte auch in dem heißdurchglühten Sand zur Mittagszeit herumsteigen?

Nach eingenommenem Mokka spazierten wir an den Meeresstrand, wo bekanntlich die Ruinen der Bäder der Cleopatra aus dem Wasser herausragen.

Ein schönes, elegantes Segelboot wiegte sich auf den leicht bewegten Wellen. Wir bestiegen dasselbe, ein schiffskundiger Diener rollte die Segel auf und mit einem weiten Bogen flog das Boot hinaus ins Meer, wo der Hausherr die Segel einzuziehen befahl und das Angelzeug auspackte.

„Jetzt werden Sie ganz etwas Neues sehen. Ich fische nämlich auf Seekrabben, welche es hier in Massen gibt. Wenn das Meer nur einigermaßen glatt ist, können sie dieselben auf dem kaum vier Meter tiefen Grunde herumkrabbeln sehen. Das kommt aber selten vor; es genügt jedoch, wenn man ihre Brutstätten kennt, wir werden dieselben bald unter unserem Kiel haben.“

Der „Krabbenfänger“ nahm hierauf die Richtung seiner Villa und eines anderen dahinter liegenden Thurmes genau ins Auge, dann schaute er nach dem rechten Ufer, wo er wiederum zwei aus dem Wasser ragende Ruinen ins Visir nahm und daraufhin dem Schiffer nach rechts oder links hin zu rudern befahl.

„Osbur — Halt!“ rief er plötzlich dem Araber zu. Sogleich raffelte ein kleiner Anker vom Bord abwärts in den Grund. Jetzt befestigte der Sportfischer unten an dem stärkeren Ende einer fünf Meter langen Stange ein, zwischen zwei Drähten ausgespanntes, schaufelartiges Netz mit einem daran befindlichen Sack und fuhr nun mit demselben zu Grunde. Der arabische Schiffer setzte die Barke durch leichte Ruderschläge in Bewegung, das Boot machte langsam einen Kreis um seinen

Anker herum, wobei der Fischer den Grund des Meeres gleichermaßen abmähete. Nun mußte der Araber beim Aufziehen des Netzes mithelfen und beide Mann brachten eine ziemlich schwere Last von Seetang und dazwischen befindlichen hunderten von zappelnden und mit den Scheeren schlagenden Krabben in die Höhe. Der ganze Inhalt wurde, nachdem das Seewasser abgelassen war, auf den Boden des Bootes ausgelehrt, worauf die häßlich ausschauenden Krabben nach allen Seiten hin zu entweichen suchten, aber sofort mit den Händen zusammengefangen und in ein Netz gethan wurden.

Diese handgroßen und auch kleineren Krebsartigen Schalthiere haben ein ekelhaftes Aussehen. Sie ähneln großen — Wanzen, sind aber dabei ganz einseitig gebaut und haben nur auf einer Seite des Körpers eine ausgebildete größere Scheere und längere Füße, während die andere Seite verkrüppelt erscheint. Sie kriechen deshalb auch immer seitwärts statt geradeaus.

Nachdem mein Hausherr noch einigemal mit dem Netz abwärts gefahren war und die vielen hundert kleineren Krabben zurück ins salzige Meerwasser geworfen hatte, wurde der Anker gelichtet und wir segelten heimwärts.

„Das war heute ein ausgiebiger Fang,“ meinte der Herr Krabbenfischer, „da haben wir ein reichliches Nachtmahl!“

„Nachtmahl?“ dachte ich mir und setzte etwas lauter hinzu: „wollen wir denn diese Dinger da — essen?“

„Freilich, gewiß! das ist ja etwas ganz Superbes, frische Krabben! Sie werden sich wundern, wie gut diese schmecken!“

„No, Signor! um keinen Preis der Welt könnte ich von diesem häßlichen Zeug essen — mir ekelt jetzt schon davor!“

„Ha ha! das habe ich auch gesagt, als ich die ersten Krabben gefangen hatte, und jetzt könnte ich alle Tage davon essen!“

„Verschonen Sie mich nur gefälligst damit, ich bitte Sie, mir graust entsetzlich vor diesem Gethier. Das ganze Aussehen der mißgestalteten Thiere reizt mich zum Erbrechen.“

„Ganz genau ebenso habe ich früher gesprochen. Lassen Sie nur diese schmackhaften Seekrabben auf den Tisch kommen — schmeckst du prächtig, ich freue mich jetzt schon darauf,“ sagte der Sportsman.

Indessen hatte das Boot gelandet, der Araber warf sich das Netz mit dem krabbelnden Ungeziefer über die Schulter und wir schritten der Villa zu, wo die kleine lebhaftige Signora ihren Herrn und Gebieter wieder, wie gewöhnlich, mit den zärtlichsten Umarmungen und Küssen empfing und dann erstaunt über den reichen Fang, die kleinen Hände zusammenschlug.

„Dio, so viel hast Du gefangen? Du bist ein prächtiger Mann, das wird ein herrliches Nacht Mahl geben!“ sagte sie erfreut.

O weh! schon wieder ist von diesem scheußlichen Nacht mahl die Rede. Mir wird übel und weh — ich muß mich krank stellen oder sofort abreißen. Es mag ja sein, daß diese im Aussehen abscheulichen Thiere vorzüglich schmecken, ich höre es ja nun sogar selbst aus dem Munde einer lieblichen Frau, aber „Was der Bauer nicht kennt, das ißt er nicht.“

Als nun am Abend richtig die Krabben in einer dampfenden Schüssel aufgetischt wurden und die Herrschaften sich mit großem Appetit darüber machten, die Schalen aufzubrechen und den Saft auszutrinken, wobei sie mich fortwährend mitzueißen nöthigten, da überkam mich ein schauerhaftes Weh. Entweder hatte sich meine Leber schon so ungeheuer vergrößert, daß sie mir den Athem benahm oder war es der Ekel, genug, ich mußte mich legen, die erhoffte Besserung, welche die Seelust mit sich bringen sollte, trat nicht ein und trotzdem ich alle Kraft zusammenraffte, um meinen freundlichen Gastgebern gegenüber nicht schwach zu erscheinen, so half doch alles Sträuben dagegen nichts.

Am nächsten Tag konnte ich mich nur mühsam erheben. Ich bat meinen freundlichen Hausherrn, mich nach Alexandrien

in mein Hotel zu begleiten, was er gern that. Ich wandelte herum wie im Traum, wurde aber aus demselben hin und wieder durch so heftige Stiche in der Seite geweckt, als wenn man mit einem spitzen Dolchmesser darin herumarbeiten möchte. Dazu kam noch, daß ich durchaus nichts mehr genießen konnte — da mußte es ja ohnehin bald aus sein —?

Das fade Junggesellenleben in dem schmutzigen französischen Hotel setzte noch den Trumpf auf alle die Misere in mir und um mich herum!

Ich sah im Spiegel nur ein abgelebtes, gelbliches und hageres Gesicht mit hohlen, umränderten Augen, so stier und stumpf, daß ich gar nicht den Muth hatte, in eine nähere Betrachtung dieser kranken Bijage einzugehen. So sieht also Jemand aus, der zehn Jahre lang egyptische Luft geschnappt hat!

Wie frisch und gesund schauen dagegen unsere Männer Ende der Dreißiger in Deutschland aus, da sind sie ja so recht drin im Vollbesitz aller Kraft!

„Komme Du auch nach Europa!“ lautete der andere Brief, welchen ich nach einigen Wochen empfing: „wir befinden uns Alle so wohl! Das ist doch eine bessere Luft, die nordische, heimatische! Und wie schmeckt uns Allen das Essen und Trinken hier in Wien! Alle bitten Dich: Komme! Komme bald! Du wirst Dich hier schnell erholen!“

Meine Freunde rathen ebenfalls zur schleunigsten Abreise, sie sagten mir geradezu, daß ich ganz jämmerlich aussehe — ich fühlte es ja selbst! Die Hände wurden förmlich durchsichtig, Gehen und Stehen wurde mir hauer, ich werde wohl nächstens einschlafen, wie der Photograph mit der durchlöcherten Leber —

Noch eine Woche quälte ich mich herum! Ich hatte inzwischen einen Bekannten getroffen, welcher mit seiner Dame in meine Wohnung zog, so daß unser Haus und Eigenthum nicht ganz verwaist dastand. Ich übergab ihm den Schlüssel, denn es war mir unmöglich, ihn dorthin zu begleiten!

Mein ganzes Eigenthum, das Ersparniß von zehn Jahren, muß ich nun in fremden Händen lassen! Es wird sich zwischen uns eine Entfernung von über 400 deutschen Meilen legen, wie und was soll daraus werden??

Das Drücken und Stechen in der rechten Seite machte sich immer fühlbarer — und was soll daraus werden? fragte ich mich mit Todesahnungen in demselben Moment.

„Fahren Sie mit dem ersten besten Dampfer, aber beeilen Sie sich, das ist mein Rath!“ so sagt mir der Arzt und so rathen mir alle meine Freunde!

Der beste und treueste unter ihnen, der gute Mr. William war leider nicht anwesend in Alexandrien. So viel ich erfuhr, hatte er Fräulein Lisetta nach Cairo begleitet. Ich werde ja Alles vielleicht später erfahren, was aus den jungen Leuten geworden, sie sind mir ja stets so viel werth gewesen, daß sie mir unvergeßlich bleiben werden! Die liebe *Selbsterhaltung* macht aber den Menschen zum Egoisten, vor Allem erzittern und alles Andere tritt vor ihr in den Hintergrund.

Das Bedauern, das Mitleid meiner Freunde — es ließ mich fast unberührt. Ich habe einmal irgendwo gelesen, (oder vielleicht ist es eine Geburt meines damaligen, elenden Zustandes gewesen) daß es mit dem sogenannten „Mitleid“ anderer Leute eine eigene Bewandniß habe!

Der Mensch hat die Gabe, alles Sichtbare in sich aufzunehmen, wie es gleichermaßen ein photographischer Apparat thut.

Das Auge erblickt etwas Schönes, Erhabenes. Sofort wird es durch den Augenspiegel aufgenommen, in die Dunkelkammer der Seele fixirt und wandert als fertiges Bild in unser Gehirn, wo es in der Abtheilung für „Ideales und Begeisterung“ aufbewahrt wird.

Wiederum erblickt das Auge eines wenig Begüterten den Reichtum einer Million! (es kann auch weniger sein.) Sofort spaziert das Bild denselben photographischen Weg durch

das Innere des Menschen und wird schließlich in der Abtheilung für „Neid“, „Verachtung oder Gleichgültigkeit“ aufbewahrt, für lebenslängliche Zeit!

Endlich erblickt das Auge wirkliches Elend, Siechthum, Gebrechen, Krankheit oder gar den blassen Tod! Sofort arbeitet der unsichtbare, innere Apparat, nimmt Alles getreulich auf und weiß oft nicht, in welche Abtheilung das Bild unterzubringen ist, denn da gibt es die „Barmherzigkeit“, den „Abscheu“, die „Furcht“ und eine große Gesamt-Abtheilung: das „Mitleid“ genannt.

Da es nun für die meisten Menschen nicht angenehm ist, so viele Bilder der letztgenannten, zahlreichsten Kategorie in sich aufzunehmen, so gehen sie diesen Objecten gern aus dem Wege, oder spenden mit abgewendetem Auge in die Hand eines Armen, sehen über Gebrechen und Siechthum hinweg und mögen den Tod nicht anschauen — warum? weil das Mitleid der meisten Menschen ein „Leid mit sich selbst“ ist, weil das in die Seele aufgenommene Bild dem Inhaber desselben vor Augen hält: „Dir kann es auch einmal so ergehen“ oder „Du mußt auch sterben!“ folglich entspringt das Mitleid aus der Selbstsucht: sich selbst vor Elend, Siechthum und Tod gewahrt sehen zu wollen! Dixi. Das wahre, echte Mitleid bedauert nicht, sondern handelt! Und gerade hier, in diesem, von der Heimat so fernen, exotischen Lande, habe ich kennen gelernt, daß viele meiner Freunde und Bekannten mit Energie eingriffen und handelten für mich, da ich mich in meiner jetzigen Lage zu keiner thatkräftigen Action mehr aufzuraffen im Stande war. — —

XXIX.

Zurück! Der philosophische Koch.

Der österreichische Lloyd-Dampfer war vor zwei Tagen nach Triest abgedampft, heute Abend sollte ein italienischer Dampfer die „Patria“, abgehen und diesen werde ich zur Abreise benutzen.

Ja! in „Patriam“, ins Vaterland will ich zurück! Ich will mir ein frisches Blut und eine neue gesunde Leber holen und dann? — Nun, zuerst kommt die Gesundheit, ohne leibliches Wohlbefinden ist der Mensch zu nichts fähig, nachher wird sich ja alles Andere auch wohl finden?!

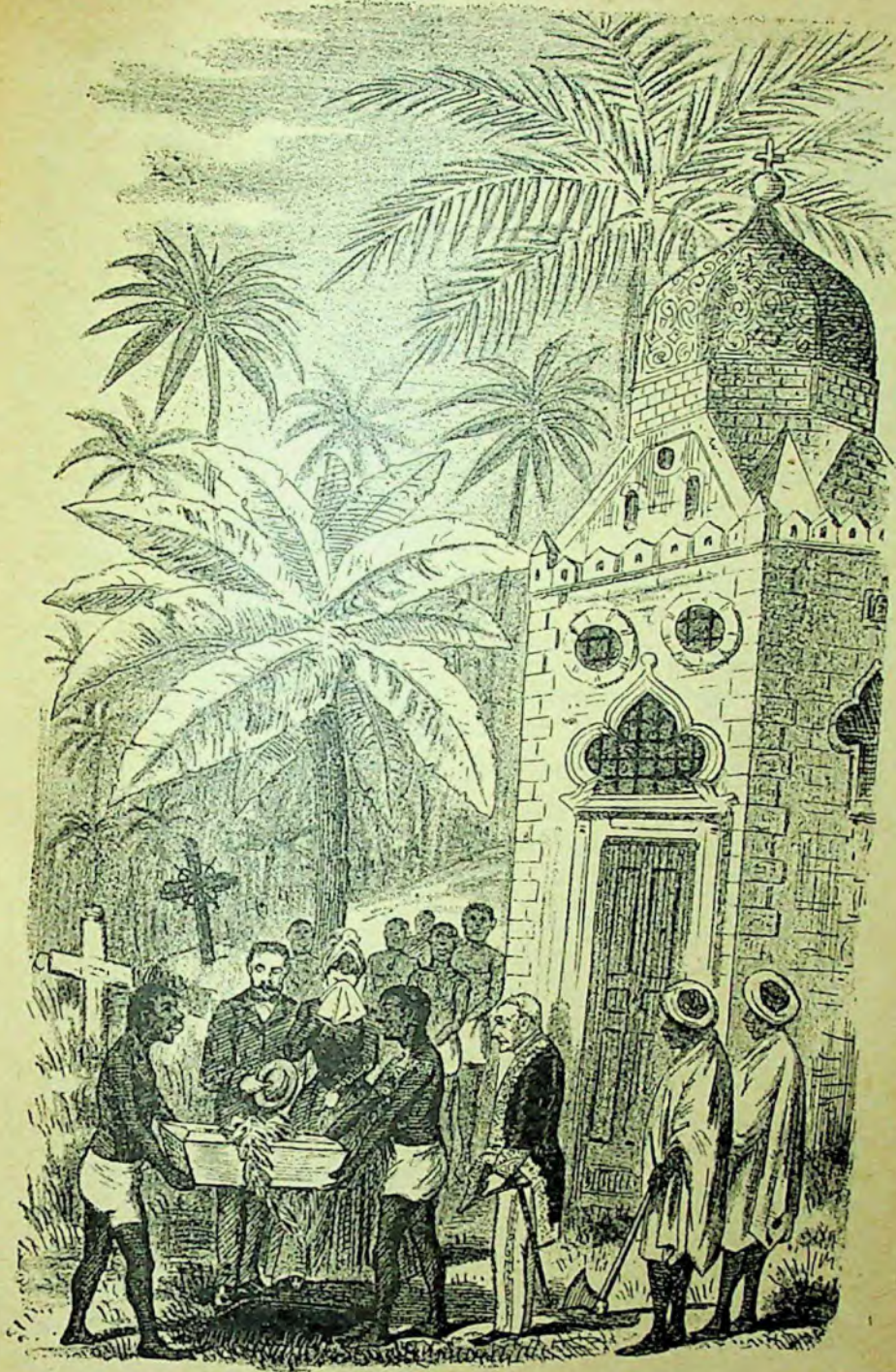
Nur erst fort von hier, aus dieser heißdurchglühten Luft, aus dieser staubdurchschwängerten Atmosphäre!

Das war ein hastiges Packen und Ordnen der nöthigen, letzten Angelegenheiten.

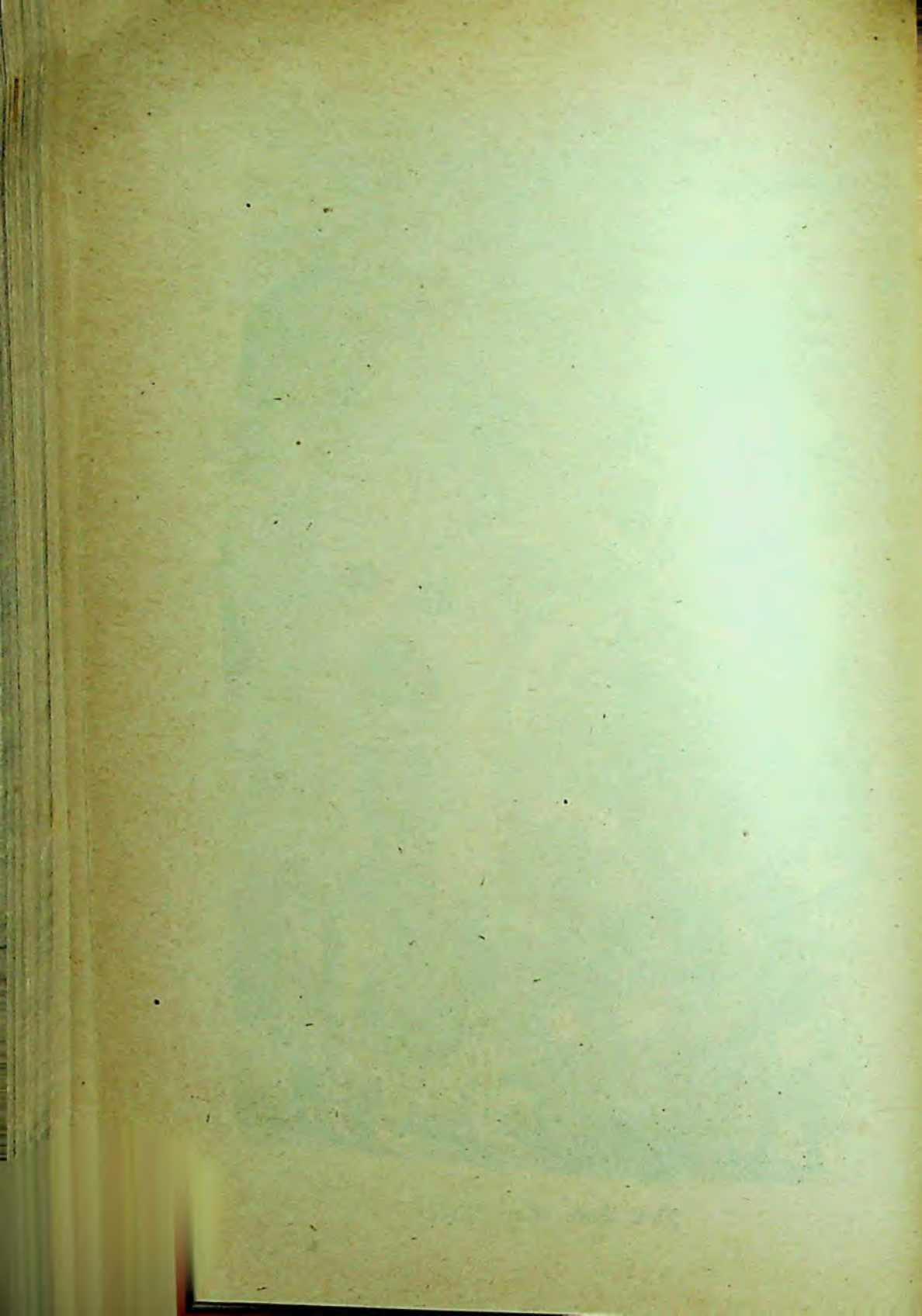
Alles muß ich zurücklassen — ich fühle es in mir; ich muß mich sehr beeilen, sonst klopft mir der knochige Senfmann auf die Schulter, ohne Rücksicht auf die irdischen Angelegenheiten und ich bin ohne Erbarmen fein — —

Der Herr aus Namle begleitete mich aufs Schiff; ich mußte öfter um seine Unterstützung bitten, um nicht umzusinken. Es war auch höchste Zeit, daß ich eingeschifft wurde, denn die Kräfte nahmen rapid ab! Noch ein paar Tage länger in Egypten und ich hätte vielleicht die Reise in die andere, wenn auch bessere (?) Welt antreten müssen und das wollte ich denn doch noch nicht! Zuerst möchte ich doch noch mindestens die Heimat und meine Angehörigen wieder sehen und dann möchte ich gern — noch recht lange leben!

Mein begleitender Freund verabschiedete sich. Ich bat ihn dringend öfter nach meinem Haus zu schauen und dasselbe nach



Der Tod. (Cap. XXII.)



Belieben zu bewohnen. Er versprach mir auch Alles, drückte mir die Hand und verließ den Bord.

Die „Patria“ lichtete die Anker und setzte sich langsam in Bewegung.

Adieu, Egypten!

Adieu! Nachdem ich zehn Jahre über deinen fruchtbaren Boden und unter deiner glühenden Sonne gewandert bin — ach! ich habe keine Kraft mehr zum Denken, die Sinne verwirren sich, der Abschied wird mir hierdurch wenigstens leichter gemacht!

Halb ohnmächtig liege ich oben am Deck auf einer der Seitenbänke, vor dem umflorten, müden Blicke entschwindet die flache Küste der Hafenstadt immer mehr und mehr, der Abend sinkt herab über die weite Wasserfläche, es wird kühler an Bord und ich bitte einen der vorübergehenden Matrosen, mich hinunter in die Kajütte zu führen.

Wie ein Greis hänge ich mich an den starken Burschen an, schleppe mich die schmale Kajüttenstiege hinunter und sinke wie todt in mein Schlaf-Coupé — die Seelust hatte mich ordentlich angegriffen und es ging entweder zum Schlechteren oder Besseren mit mir!

Am nächsten Morgen konnte ich mich schon allein, wenn auch mühsam aufs Deck begeben und trotzdem die „Patria“ schon recht hübsch auf den Wellen tanzte, bekam ich nicht die geringste Neigung zur Seekrankheit! Natürlich, wo eine Krankheit den ganzen Körper eingenommen hat, ist kein Platz für eine zweite.

Nachdem ich vierundzwanzig Stunden auf dem Wasser schaukelte, ohne irgend etwas zu genießen und nur die reine, unverfälschte Meeresluft eingeathmet hatte, bekam ich zum ersten Male seit sehr, sehr langer Zeit wieder einmal wirklichen, leibhaftigen Hunger! Dieses knurrende, mahnende Gefühl im Magen kannte ich schon seit Jahren nicht mehr — soll ich ihm gleich nachgeben und darauf los essen?

Es riecht aus der Schiffsküche gar lieblich nach allerhand Braten, Arostro, Fricandeau genug, so recht frisch und gewürzig! Ich sitze dicht daneben und athme den entzückenden Duft ein: Allah! Nicht das gut!

Der Koch in schneeweißer Kleidung und großer weißer Tellermütze, welcher in der Küche hantiert, thut hin und wieder einen Blick heraus aus dem dampfenden und brodelnden Küchenraum, in welchem die blanken Kasserollen und Kupferpfannen ringsum an den Wänden im Widerschein des Feuers und der Sonne blitzen.

Er schaut sich das Wasser an, es ist und bleibt freundlich und unbewölkt, danach muß er also mehr anrichten, weil alle Passagiere gesund und wohltauf sind und einen riesigen Appetit entwickeln werden!

Dieser Koch scheint ein freundlicher Mensch zu sein. Jedemal, wenn er in seine Thür tritt, schaut er mich so theilnahmenvoll und mitleidig an, schaue ich denn wirklich so erbärmlich und elend aus?

„Sie waren wohl lange da drüben, Signor?“ fragte er mich und zeigt dabei mit dem Kochlöffel über die Schulter zurück nach Egypten —

Stumm und schwach mit dem Kopfe nickend, bejahte ich seine freundlich gestellte Frage.

„Ja, ja, Signor! Da gehen Viele hin und Wenige kommen zurück! Oh, ich kenne das, denn ich fahre schon zwölf Jahre auf der „Patria“ immer dieselbe Route von Taranto nach Egypten und habe schon viele Passagiere dorthin begleitet! Wie ich an Ihrer gelben Hautfarbe sehe, so haben Sie es auch in der Leber, Signor?“

„O Gott, ja!“

„Nun, dann seien Sie froh, Signor, daß Sie überhaupt noch lebend auf unser Schiff gekommen sind! Vor zwei Jahren, ganz um dieselbe heißeste Zeit war der italienische

Consul zur Abreise nach Italien ins Schiffsbuch eingetragen. Die „Patria“ machte seinetwegen noch eine kleine Verspätung, um ihn zu erwarten. Statt seiner kam aber die Nachricht von seinem Tod; er war in seiner Equipage auf dem Weg zum Hafen verschieden — durch und durch leberkrank.“

„O weh!“ seufzte ich ganz verzagt —

„Drum sage ich: hätte er noch unsere „Patria“ erreicht, so war er sicher heute noch bei seinen zweiundvierzig Jahren am Leben; Sie werden es hoffentlich bald an Ihnen selbst erfahren, was die Seeluft thut! Ehe wir landen, werden Sie mein bester Gast geworden sein und später werden Sie noch oft an uns're saftigen Rostbeuße denken. Uebrigens! Ist vielleicht ein Schnitt gefällig, Signor? So recht mürbe, vom Filet?“

„Ja, ja, bitte! — Allah, Himmel ist das ein guter Mensch und ein geschickter Arzt dazu! Der gute Koch sieht sofort, daß es mir augenblicklich im Magen fehlt!

Wie das saftige Stück vom Teller duftet!

Ich glaube aber, daß ich das Kauen und Beißen verlernt hatte, es war mir auch, als hätte ich lauter falsche Zähne im Maul, so sehr langsam ging es mit dem Essen, zum Neger des immer lauter knurrenden Magens!

Der Koch schaute mir von seiner Küchentür zu: „Heute gibt es Makkaroni mit Liebesäpfeln, die werden besser hinunter rutschen,“ sagte er, weil er mir ansah, daß ich gleichermaßen wie ein Kind erst mit leichterer, weicher Nahrung „gepäppelt“ werden mußte, „und morgen Früh werden wir auch schon ein Stück von der italienischen Küste sehen, da weht schon andere, frischere Luft, die wird Ihnen noch schneller zur Gesundheit verhelfen“ und indem der menschenfreundliche Koch das Lieb von der bella Italia sang, zog er sich an seinen Küchenherd zurück, um die Makkaroni mit Liebesäpfel zu bereiten.

Der Koch hatte so sehr Recht! Ein Europäer braucht frische Luft, reinen Sauerstoff, unverfälschten Ozon, damit

sein Blut wieder die richtigen Bestandtheile erhält! Ich fühle ja, wie mir jetzt schon ganz anders ist, das Auge blickt schon lebhafter um sich, die Glieder sind nicht mehr so lahm und faul, sie können schon ganz anders bewegt werden, durch die Adern rollt das Blut frischer und macht die Fibern und Pulse zucken, wie in gesunden Tagen. Und all' die große Veränderung zum Bessern nach kaum zwei Tagen, nach einigen Mahlzeiten und einigen Gläsern feurigen, italienischen Weines!

Mit wiederkehrender Gesundheit fand sich auch der Sinn für Naturschönheiten ein, welche nunmehr gleich einem großartigen Panorama an dem Auge vorüberzogen — das ist ein ganz anderes, frischeres Grün auf Sträuchern und Bäumen da drüben auf den Bergen der italienischen Küste, wie da unten im Nilland Egypten. Alles erscheint saftiger, frischer, die Blätter streben aufwärts, die Luft, welche von dort herüber weht, ist balsamisch gewürzt!

Vor drei Tagen wollte ich sterben und heute freue ich mich schon wieder des Lebens, spaziere auf dem Deck des schönen Dampfers herum — so plötzlich ändert sich Alles!

Da dicht vor uns liegt die Spitze des „Stiefels von Europa“, die italienische Küste, der erste Anblick von europäischem Festland! Und welch' ein bezaubernder Anblick! Die Seele erweitert sich, das Herz möchte springen vor innerer Lust!

Daneben links liegt Sicilien mit seinem, bis in den Himmel ragenden, ewig rauchenden feuerpeienden Berg Aetna. Die Wolken verhüllen sein Haupt, welches mit einer Cravatte von Schnee geziert ist.

Der Koch hatte wieder so sehr recht, wenn er das Lied von der bella Italia sang. Das ist ein Mann, der Herz hat! Angesichts dieses herrlichen Landes, dieses blauen, durchsichtigen Meeres und mitten in dieser wohligen, warmen und würzigen Luft möchte ich laut aufjauchzen und einfallen in dieselbe Melodie von der Schönheit Italiens!

Doch das würde zu sehr auffallen! Ich muß mich erst umschauen und überzeugen, ob die anderen Passagiere dieselbe frohe Stimmung und Empfindung angesichts dieser Naturherrlichkeiten haben?

Keine Spur sieht man davon!

Man sollte wohl kaum glauben, wie weit die Blasirtheit der Menschen und ihre Unempfindlichkeit, ihr Stumpfsein geht!

Da stehen und sitzen oben an Deck wohl ein Duzend Passagiere erster und zweiter Classe herum, sie werfen hin und wieder kaum einen Blick auf die, bei der untergehenden Sonne wie in flüssiges Gold getauchte, herrliche Küste Calabriens! Einige unterhalten sich über die in Alexandrien gemachten Geschäfte; sie schimpfen über die dortigen Kaufleute arabischer Abstammung, welche hartnäckig die geforderten Preise herunterdrücken und gerathen dabei in solche Hitze, als seien sie auf der Börse. Andere haben sich sogar mit dem Rücken gegen die Küste gewendet und verkehren im gleichgültigsten Gespräch mit einander — wie ist denn das möglich? Und noch dazu bei einem Schauspiel, in welchem sich ringsum die Natur in ihrem herrlichsten Schmuck zeigt?!

Ich möchte jedem Einzelnen den Kopf umdrehen, nach der Küste zu, um ihn mit der Nase auf die vielen, goldgeackten Berggipfel, Schluchten und blauen Thäler hinzuweisen, damit er doch wenigstens eine Empfindung hat!

Aber das verstehst du Egyptianer nicht! Das ist ja nicht nobel und vornehm, wenn man sich wundert und seiner inneren Empfindung vor aller Augen Ausdruck gibt! Das gehört nicht zum feinen Ton, denn derselbe verlangt, daß man über Alles erhaben ist und eine Gleichgiltigkeit zeigt! Die wahre Noblesse muß immer hübsch kühl bleiben. Das Staunen und Bewundern ist nur für Leute gewöhnlichen Schlages oder für einen Menschen wie du bist, der so etwas, wie vergoldete

Bergspitzen und dergleichen Naturwunder seit zehn Jahren nicht gesehen hat —

O, goldene Sonne am purpurfarbenen Horizont, gehe unter vor diesen Menschen! Lasse die Herrlichkeiten vor ihnen mit dem Schleier der Nacht bedecken, denn diese sind mit Blindheit geschlagen! Bei ihnen gibt es nur noch eines, was sie bewundern: die eigene, werthe Person! Da sitzen einige Damen, sie putzen sich die langen Nägel ihrer Finger, die Herren zupfen an Cravatten und Manchetten herum und steigen auf dem Berdeck umher, so gespreizt, wie es unsere Truthähne in Egypten am Hühnerhof thaten!

Der Koch hatte nun erst vollends Recht, als ich mehrmals seine vorzüglich zubereiteten Makkaroni mit Liebesäpfeln gegessen hatte. Wie das glatt hinunter fuhr in den ausgehungerten Magen und wie gut schlief es sich darnach in dieser sanft geschaukelten, großen Wiege auf dem Rücken des tief dunkelblauen, leicht bewegten Golfes von Taranto!

Die Gesundheit ist voll und ganz wiedergekehrt, Wachen und Schlafen, Essen und Trinken, Alles schmeckt wieder!

Es mochte um Mitternacht sein, in der dritten Nacht seit unserer Abfahrt, als der Dampfer plötzlich anhält! Oben am Deck ertönen weithin schallende Commandorufe, die Mannschaft rappelt hin und her — sind wir denn schon an unserm Ziel angekommen oder ist irgend etwas an der Maschine passiert?

Ich begeben mich schleunigst auf Deck, ebenso schlüpfen sämtliche übrigen Passagiere aus ihren Cojen, die Angst ums Leben treibt sie hinauf, man konnte ja nicht wissen, was überhaupt passiert war?

Eine wunderbare, sternenhelle Nacht breitet sich über das ganze Firmament aus. Wir finden eine Anzahl Matrosen damit beschäftigt, eines der großen Boote, welche in den Krähnen zu beiden Seiten der Bordwand hängen, ins Meer hinab zu lassen, während der Dampfer sich langsam nach rückwärts bewegt.

Was ist denn eigentlich vorgefallen?

Endlich erfahren wir den Grund des Aufenthaltes: Ein englischer Matrose, welcher die Fahrt nach Taranto als Deckpassagier mitmachte, war plötzlich vor den Augen des Steuermanns über Bord ins dunkle Wasser gesprungen!

Die Matrosen erzählten uns, daß der Engländer ein fürchterlicher Säufer war und von früh bis spät den stärksten Brandy getrunken habe. Er phantasirte dabei stets von seinem früheren Capitän, den er umbringen wollte, weil er ihn vom Schiff davongejagt hatte. Wahrscheinlich hatte er nun diesen Sprung im Delirium gethan!

Es wurden vom Schiff aus Schwimmkränze an langen Leinen ausgeworfen, acht Mann rudern mit dem Boot hastig davon, indem sie der Richtung folgen, welche der Dampfer so eben verlassen hatte. Bald verschwindet das Boot auf dem dunklen Wasser Spiegel unserer Blicke, da sich der Mond hinter Wolken verbirgt.

Nach geraumer Zeit kehrte das Boot zurück: Der Engländer ist gefunden worden! Er hatte sich schwimmend über dem Wasser gehalten und wahrscheinlich konnte er auch schon nicht mehr ertrinken, weil er schon bis oben an den Hals voller Schnaps war und die Spirituosen bekanntlich specifisch leichter sind, wie das Salzwasser.

Der Mensch wurde an Bord gebracht und stand nun da, wie ein Wassergöke, kaute an seinem Tabakspriem herum, den er noch im Maul hatte und stierte uns umstehenden Passagiere und Matrosen nacheinander an, als wollte er von uns die Aufklärung über das geschehene Wunder vernehmen?! Dabei troff ihm das Wasser aus den Kleidern und rann in einem kleinen Bach über Bord ins Meer zurück.

So schaut ein Selbstmörder aus! Er ist lebensüberdrüssig, er will mit Gewalt ein Ende damit machen, da unten in der salzigen kühlen Fluth! Noch eine Viertelstunde vielleicht und

es wäre aus gewesen mit ihm für immer, er brauchte dann nimmer Durst zu leiden!

Ich begreife mich selbst nicht, warum mir der Mensch so viel Mitleid einflößt, alle Anderen haben sich schon längst gleichgiltig von ihm abgewendet.

Das ist aber die viel zu zart besaitete Seele in mir, die für einen Maschinisten ganz unnöthig ist, weil sie überall gleich mit empfindet und hilfreich beispringen möchte —

Es ist für das praktische Leben ohne allen Werth, so ein weiches Ding von Seele! Was geht mich denn der Mensch eigentlich an? Läß' ihn doch treiben, was er will, er mag wohl seine Ursache haben, das Leben von sich zu werfen, ich kann ihm ja doch nicht helfen und ändern, folglich ist auch mein Mitleid ganz unnütz!

Der Capitän mochte wohl auch so einen weichen Sinn haben. Er beschäftigte sich lange mit dem Manne, hielt ihm das Unsinnige seiner That vor und ließ ihm trockene Kleider, Speisen und warmen Wein reichen.

Der Mensch genoß von den Speisen nichts, trank nur gierig den Wein hinunter, wandte sich darauf gleichgiltig und stumm ab und legte sich auf einen Haufen zusammengerollter Laue.

Der Dampfer hatte sich inzwischen wieder in Bewegung gesetzt und ich ging hinunter in meine Kajüte, um nochmals einzuschlafen.

Raum war eine Viertelstunde vergangen, so hielt das Schiff abermals und es entstand oben dasselbe Lärmen.

„Was ist denn schon wieder?“ fragt Einer den Anderen.

„Der betrunkene Matrose ist schon wieder über Bord gesprungen! Jetzt wird die Sache aber doch schon zu dumm!“

Das Boot wird abermals hinabgelassen, die Matrosen hätten den Kerl am liebsten im Wasser gelassen, sie mußten ihn aber pflichtgemäß auffuchen!

Nach einem Aufenthalte von einer Stunde wurde er wieder schwimmend aufgefunden und, wie die Matrosen erzählten, rief er auch diesmal um Hilfe, als sich das Boot näherte. Der Mensch war offenbar unzurechnungsfähig. Diesmal legte man ihm aber feste Handschellen an und dazu wurde er an einem Tau wie ein Thier an den Mittelmast gebunden, so daß er nur einen kuzen Umkreis zur Bewegung frei hatte. Er lallte fortwährend nach Brandy, schimpfte und fluchte auf englisch, daß es ein Graus war, und weil er gar keine Ruhe gab, ließ ihm der Capitän eine kräftige Weinsuppe in den Hals gießen, die er gierig verschlang und bald darauf in einen festen Schlaf versank.

Es war vorgeschriebene Pflicht des Capitäns, den Mann auf dem Wasser aufsuchen zu lassen, sonst hätte man ihn gewiß nicht zum zweitenmale aus den salzigen Fluthen aufgefischt, des großen Aufenthaltes wegen!

Wir Passagiere hatten den größten Nachtheil von dieser Affaire mit dem wahnsinnigen Menschen, denn statt am frühen Nachmittag konnten wir vielleicht erst spät Abends im Hafen von Taranto Anker werfen und in der Finsterniß in dieser kleinen, aber wildfremden apulischen Hafenstadt nach Quartieren herumsuchen, was keine große Annehmlichkeit ist.

Bevor wir landeten und ich vom Schiffe Abschied nehmen mußte, wollte ich dem liebenswürdigen Koch noch eine Genugthuung für seine aufmerksame herzliche Theilnahme geben.

„Was gibt es heute zum Nachtmahl, Signor Maestro?“ fragte ich ihn, indem ich direct zu seiner Küchentür ging und mich in dieselbe postirte.

„Eccolo! Sehen Sie!“ rief der Kochkünstler hoch erfreut, „so ist's recht, Sie müssen unsern Bord ganz gesund verlassen, das habe ich Ihnen vorher gesagt. In meiner Küche wird die beste Medicin zubereitet, das weiß Jedermann an Bord. Es soll mir nur Niemand von Egypten reden! Ich war auch

einige Wochen auf egyptischem Boden, aber diese Unmasse Fliegen, der ewige Staub, die fürchterliche Hitze und nun erst gar die verfluchte Augen- und Leberkrankheit, o Dio! Wissen Sie, Signor, unsereins hat auch nicht viel, aber man hat doch wenigstens die Gesundheit und freut sich darüber seines Lebens!“

Der schneeweiße Koch stieg immer mehr in meiner Achtung! Das war ja ein ausgemachter Philosoph mit unwiderleglichen, vernünftigen Weltansichten! Er hatte ja vollkommen Recht, wenn er weniger Verdienst und ein weniger comfortables, aber gesundes Dasein viel höher anschlug, als ein luxuriöses Leben, an welchem aber allerhand Krankheiten, Ungeziefer und andere unzählige Plagen herumzagen!

Jetzt endlich hält der Dampfer, der Anker raffelt in den Abgrund. Am Ufer sieht man die vielen Lichter der kleinen Stadt, darüber hoch oben das große Feuer des Leuchtthurms — es ist richtig stockfinster über unsere Ankunft geworden und daran trägt der Engländer in seinem Delirium Schuld!

Einige italienische Uniformen erscheinen an Bord und revidiren unter Laternenschein die Pässe der Passagiere. Der Capitän übergibt ihnen den unglücklichen Selbstmordcandidaten, welcher ohne viele Umstände in eine Barke geschleppt wird.

Der Maestro Koch hatte die Liebenswürdigkeit, sich meiner Person anzunehmen. Er nöthigte mich in seine Barke, und dann ging es durch schmale, krumme und steil aufwärts führende Gassen, die spärlich mit Dellampen erleuchtet waren.

„Ich werde Sie zu einem Wirth führen, welcher die beste Küche und den gesundesten Wein in Taranto hat,“ sagte mein freundlicher Begleiter. Wir traten bald darauf in den weiten Parterreräum eines Gasthauses, der durch eine mächtige Kienfackel erleuchtet war, die unter einem beruhten Rauchfang hing und zunächst den Feuerherd und seine Umgebung mit grellem Lichte beleuchtete.

Eine echte, unverfälschte südtalienische Gastwirthschaft that sich vor uns auf, wie ein Zauberbild aus Rinaldo Rinaldini, dem großen Räuberhauptmann!

Schwere, lange Eichentische mit Füßen wie ein Sägebock, ebensolche Bänke, auf welchen die apulischen Einwohner, meistens Fischer, herumlagen oder saßen, alle mit rothen, lang herabhängenden Mützen bedeckt, an deren Zipfel eine dicke blaue Quaste herunterhing.

Ich habe es von jeher geliebt, mich auf Reisen immer unter das eingeborene Volk zu mischen, um so den Grundcharakter desselben kennen zu lernen.

Im Volksleben findet man das ganze Seelenleben einer Nation unvermischt und treu charakterisirt. So wie sich der Mann gibt, so ist er auch in seiner Gesinnung; man sieht es ihm an den Augen an, die sprechen die Wahrheit!

Reiche und vornehme Leute lieben es auch gar sehr, einen Blick in das echte Volksleben zu thun. Da sich dieselben aber nicht gern direct unter das gewöhnliche Volk mischen, so hat die Kunst dafür gesorgt, und das ganze Leben im Wald, Dorf und Schänken, verliebte Jäger, rausende Bauern und zechende Räuber auf die Leinwand gezaubert!

Das „Volksleben“ wird schön in Del gemalt und in breiten, goldenen Rahmen auf die dunkle Sammttapete irgend einer Galerie oder eines Salons aufgehängt, damit es vom Fauteuil aus bei einer Tasse Mocca betrachtet und besprochen werden kann.

Da nun gewöhnlich nicht Jedermann ein „Kunstkenner“ ist, und die meisten Beschauer den schönen, goldenen Rahmen bewundern und für das Werthvollste halten, so wird doch gewiß Eines die gewünschte Wirkung nicht verfehlen und der gleichgiltigste Beobachter wird in ein riesiges Erstaunen gerathen, wenn ihm der Besitzer zum Schluß erklärt, daß das Bild ein „echter van Dyk“ sei und daß das quadratfuß-

große Stück Leinwand 2000 Gulden gekostet hat. Da bricht dann erst die eigentliche Bewunderung durch und Jedermann staunt bald das kleine theure Stück, bald den großen Schätzer der Kunst an, welcher diese Ovation gnädig lächelnd hinnimmt, denn nunmehr sieht ein Jeder das Stück „Volkleben“ oder die paar Fischer auf dem kleinen Bilde, den morschen Kahn, das umherliegende Angelzeug und die im Hintergrund untergehende Sonne mit ganz anderen, staunenden Augen an!

Maestro Schiffskoch, mein landeskundiger Führer, welcher hier bei Taranto zu Hause war, blieb auf meine Einladung für heute mein Gast. Er wird auch zu Lande für unser leibliches Wohl zu sorgen wissen.

Der Wirth hat uns vor Allen ein gutes Nachtquartier in seiner Privatwohnung zugesichert, weil der Küchenmeister ebenfalls über Nacht bleiben wollte und nun brauchten wir nicht erst noch in der Finsterniß nach einem Hotel herum zu suchen.

Ein Hotel ersten Ranges sieht in London, Paris, Wien oder Berlin innen genau so aus wie in Kamschatka, Honolulu oder Tsin-tsin-schin in China. Man trifft überall dieselben Einrichtungen, sieht überall dieselben langweiligen Gesichter, dieselben Kellner im Frack, welche wie lebensmüde herumschleichen und dieselben hohen Rechnungen der dicken Wirthe, welche jeden Ankömmling mit einem einzigen Blick abschätzen und darnach zu schröpfen wissen!

Wir bleiben deshalb lieber hier, mitten unterm Volk. Hier liegt ein Lebensvolles Bild vor Augen, so habe ich es gern! Ich bin halt mehr „für Natur!“

Vor dem Küchenherde steht eine kräftige Männergestalt in hoher Rothmütze, welche einen mächtigen Bratspieß mit sechs daran aufgespießten Hühnerleibern über einer tüchtigen Holzkohlengluth dreht und hin und wieder mit Fett oder Del begießt, daß die Flammen hoch auflodern. Das verspricht eine

kräftige, knusprige Abendmahlzeit! Außerdem gibt es noch Sepia, Tintenfisch, wie uns eine andere lebendige Speisekarte in gleicher Rothmütze mittheilt — die gedruckten Speisekarten mit dem vielen, dazu meist falsch geschriebenen, aber wenig versprechenden Inhalt brauchen wir nicht!

„Sepia gibt's?“ sagt mein Begleiter, „da laß ich alles Andere stehen, denn Sepia ist mein Leibgericht!“

„Meines auch!“ setzte ich hinzu, denn dieser Tintenfisch schmeckt bei richtiger Zubereitung vorzüglich und hier, wo man diese sonderbaren Fische an Ort und Stelle fängt, wird man sicher die Zubereitung derselben verstehen?!

„Wir werden uns morgen eine Portion Tintenfische fangen, Signor, wenn es Ihnen Spaß macht? Ich weiß hier an der Küste im Hafen die beste Stelle, da wollen wir hinsfahren. Und dann sind Sie morgen mein Gast in dem Hause meines Vetter's, so wie ich heute der Ihrige bin. Mein Vetter ist ein Weinbauer und hat einen vorzüglichen negro im Keller, den besten in der ganzen Gegend. Den müssen Sie kosten!“ jagte der Koch und schmalzte mit der Zunge dazu.

Die bedienende Rothmütze brachte eine steinerne Kanne mit feurigem Landwein aus den apulischen Bergen. Derselbe schaut schwarz aus, wie Tinte, schmeckt aber gut, wenn auch etwas sehr stark herbe, ist aber gesund und nahrhaft.

Das war richtiger „Heidenwein“, man konnte sicher darauf schwören, daß er noch „ungetauft“ auf den Tisch kam!

Der Philosoph stellte mich den übrigen Gästen als einen Deutschen und noch dazu echten „Berolinese“ vor — Alle die braunen, intelligenten Gesichter staunten mich mit ihren großen Gluthaugen an, wie sie schon immer vorher gethan hatten. Die Rothmütze am Bratspieß hörte sogar vor lauter Erstaunen zu drehen auf, um mich nochmals eindringlich zu betrachten.

So schauen also die Deutschen aus, die Freunde und Allirten Italiens, welche den großsprecherischen Franzosen so gründlich und in so vielen Schlachten verhaßen und ihm so viele Kanonen, Festungen, Landbesitz abgenommen und dazu ganze lebendige Armeen mit sammt ihren Generalen und Officieren gefangen genommen haben!?

Schon bei meinem Eintritte in diese Locanda bildete ich den Gegenstand der allgemeinen Betrachtung, denn ein kaum zugereister Fremder fällt in einer so kleinen, fernen Hafenstadt natürlich sofort auf. Er wird von oben bis unten gemustert, weil er schon ganz andere Bekleidung und ein anderes Gesicht hat. Jedermann glaubt etwas Neues an ihm zu entdecken.

Da ich nun vom Maestro Küchenmeister als Deutscher gut eingeführt war, so wurde der Freundschaftsbund auch hier besiegelt. Die Italiener haben eine wirkliche Achtung für die Deutschen, das Anstoßen und Zutrinken nahm daher kein Ende. Die „Patria“ sollte nun noch drei Tage im Hafen verweilen, so lange konnte ich also auch den Signor Koch um mich haben und mich in dieser durstigen Hafenstadt aufhalten. Der Koch (Cuoco), welcher hier sehr angesehen war, spielt auf einem Dampfer eine sehr wichtige Rolle. Er hat sein eigenes Boot und mehrere Schiffsjungen, welche unmittelbar unter seinem Commando stehen, ihn an's Land begleiten müssen, um die gemachten großen Einkäufe an Bord zu bringen, daselbst die Hühner und anderes Geflügel zu putzen, Erdäpfel zu schälen und seine Launen zu tragen haben. Der Koch ist die Mutter des Schiffes, der erste Capitän ist der Vater desselben. Sie stehen zu einander wie der Hauptmann zum Feldwebel einer Compagnie Landestruppen. Vater und Mutter leben stets in großem Frieden miteinander und in der größten Vertraulichkeit, dann gibt's niemals Streit bei der Verrechnung, wo doch immer ein gutes Theil für Jeden übrig bleiben soll.

Mein Begleiter hatte schon ein schönes Haus und ein tüchtiges Stück Land dazu in Sicilien. „Drei Jahre werde ich nun noch mitmachen, dann lasse ich mich mit vollem Gehalt pensioniren und setze mich zur Ruhe, weil ich darauf Anspruch habe,“ sagte er zu mir, und dabei war der freundliche Mann noch in den besten Jahren, kerngesund und stinker als seine Küchenjungen.

Der viele gute Wein und dazu die große Freude des Abends, den Fuß wieder einmal auf europäischen Boden gesetzt zu haben, beides hatte mich stark erregt und nach und nach einen betäubenden Eindruck auf mich gemacht.

Ich erinnere mich nur noch, daß ich vom Wirth und meinem philosophischen Begleiter mit einem Rict in der Hand in ein sehr hohes und breites Bett gepackt wurde, daß es bald nachher dunkel um mich war und daß ich einen sehr glücklichen Traum von allerhand rothen Mützen hatte, die alle um mich und um eine weiße Tellermütze lustig im Kreis herumtanzen. Der Wein, der dunkle Nebenjaft, wirbelte mir im Kopf herum. —

Ein lautes „boun giorno“ erweckte mich am Morgen.

Maestro Koch stand vor meinem Bette, er hatte auf der Schulter ein ganzes Sortiment Angelzeug und Kästchen. Ich glaubte höchstens erst eine kleine halbe Stunde geschlafen zu haben und dabei schien die helle Sonne ins Zimmer hinein und in das gemüthliche Gesicht des Freundes aller Magen!

„Auf Signore, auf! Wir wollen uns eine Schüssel voll Tintenfische holen! Meine Bootsjungen warten schon am Strand, es weht aus Süd-Ost, wir können daher bequem und schnell hinübersegeln! Da drüben gibt es mehr Fische, als an der ganzen apulischen Küste zusammen. Ich werde Sie unten erwarten, tummeln Sie sich aber ein wenig, wir kommen sonst zu spät zurück und das wäre unangenehm für alle Theile!“

Der viele feurige Wein hatte mir fast die Augen aufge-

trieben, es wird daher recht gut sein, wenn ich schleunigst an die frische Meeresluft komme?!

Beim Heraussteigen aus dem fremden, hohen und riesig großen Bette hatte ich fast das Unglück, mir einen Fuß zu verstauchen, als ich wie gewöhnlich auf den Fußboden fahren wollte. So hoch sind dieselben! Man kann nur mit Hilfe eines Sessels sicher in das Bett gelangen! Wie die beiden Männer, der Koch und der Wirth es gestern Abend mit mir gemacht haben, um mich dort hinauf zu bringen, ist mir heute noch ein Wunder. Jedenfalls hat ein tüchtiger Schwung nachhelfen müssen — es war mir auch, als wenn ich einige blaue Flecken an den Armen hätte?!

Die italienischen Betten sind außerdem so breit, daß sich ein vollkommen ausgewachsener Mensch darin, just nach Belieben in die Länge oder Quere legen kann, er wird immer gut darin liegen. In der Regel schläft auch die ganze Familie in ein und demselben Bett! Wenn ich während der Nacht aus irgend einer sehr natürlichen Ursache heraussteigen hätte müssen, wäre es ohne einen Hals- oder Beinbruch sicherlich nicht abgegangen!

Unten im Gastzimmer saßen schon wieder eine große Anzahl Nothmühen, welchen der Signor Koch Vortrag über seine Fischereigeräthschaften hielt. Bei meinem Eintritte lenkte sich die ganze Aufmerksamkeit wieder auf mich, denn Jedermann wollte den „Deutschen“ sehen. In der ganzen Hafenstadt, die freilich nicht bedeutend ist, befand sich kein einziger Deutscher — ich blieb mithin das Wunder des Tages, als wenn etwas Besonderes an mir zu sehen gewesen wäre.

Nun aber hinaus an's wogende Meer, zur lustigen Fahrt an die gegenüberliegende nahe Küste auf den Tintenfischfang, der Wind ist günstig.

Zwei Bootsjungen führten die Segel, Maestro Koch saß hinten am Steuer und ich befand mich müßig in der Mitte.

Hinaus ging es nun aus dem Hafen, wie ein Pflugchar durchschnitt das leichte Boot unter dem Druck des Windes die blauen Wogen, wir flogen förmlich an der „Patria“ vorbei, bogen dann um eine Landzunge herum und hatten bald die Stadt und den Hafen mit seinen vielen Schiffen und Barken aus dem Gesichte verloren.

Wir näherten uns einem steilen, steinigen Küstenstrich. Die hochanstiegenden Felsen fielen scharf ins Meer ab und spiegelten sich in dem blauen Grund wieder.

Das Boot wurde festgemacht und wir zogen eine Strecke am Ufer entlang unter Beobachtung des geräuschlosten Verhaltens und im tiefsten Schweigen, denn „selbst die Fische haben Ohren und wittern die Gefahr!“ wie unser erfahrener Führer flüsterte.

An einer Stelle, welche namentlich steil abfiel, wurde Halt gemacht. Der Maestro Koch vertheilte an seine beiden Schiffszungen dünne, sehr lange Rohrstäbe, an deren Enden eine feine Harpune mit einem Widerhaken angebracht war. Lautlos zeigte er ins Wasser, in welchem ich in einer Tiefe von acht bis 10 Fuß mehrere schüsselgroße Quallen bemerkte, in Form von mächtigen Pilzen. Sie standen fast unbeweglich mitten im Wasser, man bemerkte nur, daß aus ihrer Mitte nach unten viele polypenartige Saugrüffel wie Arme herunterhingen, welche hin- und herpielten.

Wie ein Pfeil jauste die feine Harpune ins Wasser und sofort verbreitete sich um die Qualle eine schwarze, undurchsichtige Wolke, welche der Tintenfisch von sich gibt. Durch diese plötzliche, tiefschwarze Färbung des Wassers erschreckt dieser sonderbare Fisch seine kleinen Opfer an Fischen oder Schalthieren, welche sich ihm nähern. Er klappt dann wie ein Regenschirm zusammen und umschließt die gemachte Beute in sich, um sich nunmehr mit derselben auf den Meeresgrund zu senken und sie dann mit den Rüsseln langsam aufzusaugen.

Der Tintenfisch entzieht sich auch durch diese plötzliche dunkle Färbung des Wassers seinen Verfolgern, vor allen anderen Feinden stellen ihm die Delphine gern nach. Im Meere findet ein ewiges Verschlingen der kleineren Fische durch die größeren Raubfische statt.

Die Färbung des Wassers hielt sehr lange an. Der Harpunier zog hierauf die Lanze ganz behutsam an einer feinen Nebeschnur in die Höhe, damit die Harpune aus dem zarten Fleisch nicht herausgerissen wurde und fuhr darauf mit dem Kästher (Fangnetz) unter den daran haftenden, zusammengeklappten Tintenfisch. Derjelbe sah aus wie ein kopfgroßer Haufen Galerte, aus welcher die armlangen polypenartigen Sauger herausgingen.

In kurzer Zeit hatten die drei am Ufer umherspähenden Harpuniere einen großen Korb voll Tintenfische gestochen. Es sah in demselben aus, als läge eine große Masse schwärzlicher Dünn- und Dickdärme, Kalbaunen und Blunzen durcheinander. Sehr appetitlich war der Anblick keineswegs!

Ich versuchte nunmehr auch mein Glück mit dem Auswerfen einiger Harpunen. Nach jedem Wurf trat dieselbe tief-schwarze Färbung ein, aber Tintenfische saßen keine an dem Widerhaken — die Lanze fuhr jedesmal einige Fuß weit am Ziel vorbei. Der Widerstand des Wassers und die Spiegelung in demselben geben der Harpune eine ganz andere Richtung. Trotzdem ich die Richtung ganz genau zu nehmen glaubte, schoß ich doch jedesmal an dem Ziel vorbei — ich paßte also ganz und gar nicht zum Harpunier.

„Das braucht viel Übung, bis man den ersten Tintenfisch trifft,“ sagte der Koch, „jetzt werden wir uns aber eine Portion Seekrebse holen, die gibt es dort weiter unten, wo der Bach mündet.“

Der seefahrende Küchenchef, welcher schon mein ganzes Herz erobert hatte, war in Gesinnung wie in allen seinen Hand-

lungen überall gleich tüchtig. Da sich der Wind stärker erhoben hatte, so kam mir die Fahrt in dem kleinen Boote gefährlich vor. Er lenkte dasselbe aber so geschickt und commandirte dabei seine Schiffsjungen bei dem Segelmanöver so vortrefflich wie die älteste Seeratte.

Wir streiften bald darauf dicht am Ufer dahin über eine Stelle, wo sich ein kleiner Gebirgsbach ins Meer ergoß und dichtes Schilf wucherte. Die Schiffsjungen sprangen über Bord ins Wasser und lancirten das Boot ins dichteste Schilf hinein, hier sollten wir die Seekrebse finden. Die beiden Burtschen suchten nun unter Wasser mit den Händen an den Wurzeln des Rohrs herum und brachten jedesmal einige fingerlange, zarte Krebse in die Höhe, welche mehrmals mit dem Schwanz klappten, aber an der Luft bald verendeten wie fast alle Meeresbewohner. Auch von diesem Beckerbissen hatten wir bald genug. Der Maestro Koch streute darauf einige tüchtige Hände voll mitgebrachtes Salz über die Krebse, damit dieselben ordentlich davon durchzogen und vor Fäulniß bewahrt wurden. Nun ging es bei dem herrschenden starken Winde wie rasend durch die hochaußspritzenden Fluthen heimwärts, dem Hasen zu.

Nach einem kurzen Spaziergang durch die kleine Hafensstadt und dann aufwärts über schmale, mit breiten Steinen und Stufen gepflasterte Gebirgswege gelangten wir vor das idyllisch schön gelegene Haus des Verwandten, welcher uns in seiner Wohnung sehr freundlich empfing.

Dieser Vetter, ein wohlhabender, behäbiger Weinbauer hatte sein Haus dicht an dem fast senkrecht aufsteigenden Gebirgsstock angebaut, auf welchem zerstreut seine Weinberge lagen.

„Jetzt werden wir uns einen frischen Trunk aus der Cantine holen, zum Willkommen für den Signor Tedesco (Deutschen)“ sagte er schmunzelnd: „kommen Sie mit, Signori!“ und mit diesen Worten zündete er eine Riesenfackel an,

welche er seinem Buben gab, trotzdem es noch heller, lichter Tag war, nahm ein paar schwere, große Steinkrüge unter die Arme und ging mit uns durch das Hinterhaus der hohen Felswand zu.

Nach dem Oeffnen einer kleiner, schweren Thür strömte uns sofort der bekannte Duft eines Weinkellers entgegen. Der Bube lief mit der Fackel voran und wir schritten langsam hinter einander in den mächtigen, dunklen Raum wie in ein Heiligthum.

Ich mußte staunen über die Großartigkeit der tief in den Felsen hineingearbeiteten Kellereien, in welchen zu beiden Seiten, ebenfalls auf Steinsokeln die ungeheuren Fässer mit dem dunklen Saft der Reben ruhten!

„Dieser Keller muß ja eine riesige Arbeit und Mühe gekostet haben?“ fragte ich den Besitzer, welcher mitten in dem Raum mit hochgehobener Fackel dastand, wie ein Beherrscher der Unterwelt.

Ja und nein, wie man will! sagte der Vetter: „schauen Sie: dieser Keller ist von meinem Ur-Urgroßvater angefangen und war im Anfang nur eine kleine Höhle, die nun nach und nach von den Kindern und Kindeskindern immer tiefer hinein ausgearbeitet und ausgewölbt wurde. Ich für meinen Theil habe auch einen hübschen Raum geschaffen, aber das geht so spielend vor sich, Tag für Tag. Man braucht irgend einen Platz, bricht und meißelt die Steine heraus, die Kinder helfen dieselben hinausschaffen und so ist wieder Raum für ein Paar Fässer gewonnen!“

„Wenn das so weiter geht, kommt Ihr endlich auf der andern Seite durch!“ lachte der Koch: „Aber nun, Herr Vetter, wollen wir Euren Wein kosten, uns wässert schon der Mund darnach!“

„Sabito, Sofort!“ sagte der Besitzer und zog mittelst Heber eine Kanne voll heraus, welche nun als Kostprobe von

Mund zu Mund ging. Dann wurden die mitgebrachten Krüge bis an den Rand gefüllt.

Bald fing uns aber in dem Felsenkeller zu frösteln an und da auch die Kiensackel zu verlöschen drohte, traten wir den Rückweg an und befanden uns nach wenigen Minuten draußen im warmen, hellen Sonnenschein.

Die Leute waren hier alle von einer großen Herzlichkeit mit schlichten Manieren und ohne viele Complimente! Da wird Wein, Weißbrod und guter, schmackhafter Ziegenkäse auf den Tisch gestellt und Jeder greift zu, so lange es schmeckt. Und wie schmeckt es nach einer solchen Segelpartie, nachdem man beinahe vier Stunden die salzige friische Meeresluft eingeathmet hat!

Wenn mich jetzt, nach kaum sechs Tagen der Abreise die Freunde in Alexandrien sehen würden, sie müßten über die Verwandlung meines äußeren Menschen staunen! Jetzt fühlt man erst den Werth der Gesundheit durch die plötzliche Luftveränderung!

Ich war begierig, der Zubereitung der Tintenfische beizuwohnen, welche am Abend aufgetischt werden sollten. Der Italiener ißt nämlich am Mittag nur leichte Speisen, was bei dem hierorts immer noch sehr warmen Klima eine natürliche Folge ist. Seine Hauptmahlzeit ist das Nachtmahl, wenn sich die Luft abgekühlt hat.

Draußen am Hof war eine Magd an der Cisterne mit dem Zerschneiden und Waschen der Tintenfische beschäftigt. Das dralle, hübsche Mädchel arbeitete mit den nackten, dicken Armen in einem Schaffel herum, dessen Inhalt wie schwarze, dicke Tinte ausah! Beim Zertheilen dieses gallertartigen Quallenfisches entfließt seinem weißen Fleische eine solche Unmasse tintenartiger Flüssigkeit, daß das Wasser zum Auswaschen ein Duzend Mal gewechselt werden muß, bis es endlich anfängt

klarer zu werden. Ganz rein und klar wird es aber niemals und wenn man den ganzen Brunnen ausschöpfen würde.

Das apulische Mädel schaute mich mit seinen dunklen Bluthaugen freundlich an und wußte sich meine Neugierde nicht recht auszulegen? Wahrscheinlich bezog sie dieselbe auf sich, denn sie nahm so zierliche Manieren an, daß es eine Freude war, sie zu betrachten. Sämmtliche Landmädchen Apuliens sind durchgängig gleich gekleidet: ein buntfarbiges Seidentuch phantastisch um den Kopf geschlungen, ein silbergesticktes Nieder, welches die nackten, runden Arme frei läßt, dann ganz kurze, meist rothe und nur bis zum Knie reichende Unterröcke, welche die hübschen lichtbraunen Wadlern und kleinen Füße sehen lassen. Schuhe und Strümpfe kennen die Landmädchen nicht!

Um nun über den Proceß der Zubereitung von Tintenfischen weiter berichten zu können (was ich dem verehrten Leser schuldig bin) folgte ich der jungen Apulierin in die geräumige Küche. Hier wurde das weiße Fleisch der Fische in Längsstreifen geschnitten, ebenso die langen Fühler und Rüssel, die Stücke werden dann in Ei und Mehl gewälzt und in siedend heißem Mixeröl über hellem Feuer geröstet. Bei Tische drückt man den Saft einer frischen Citrone darüber: es schmeckt brillant, zarter und knusperiger als Vämmernez!

Der einzige feste Bestandtheil im ganzen Tintenfisch ist das flache, ovale weiße Bein, welches unsere Tischler zum Abschleifen der Politur brauchen.

Alles, was hier auf dem schweren Eichentische steht, ist aus dem Besizthum des Weinbauers gewonnen. Die Tintenfische und Krebse sind von der nahen freien Küste, gehören also jedem, der sie zu „stechen“ versteht, der Ziegenkäse und die frische Butter sind von seiner Alm, das schneeweiße Brot von seinen Feldern, die Citronen und der Salat aus seinem Garten, das Olivenöl und der feurige Wein sind von seinen Bergen. Glückliche Menschen!

Die kleinen, fingerstarken Seekrebse enthalten in ihrer zarten Schale nur reines, schneeweißes, schmackhaftes Fleisch von vorzüglich pikantem Geschmack, welches man nach Entfernung der Schale ohneweiters in den Mund steckt. Alles am Tisch ist so appetitlich, daß es der — ärmste Mensch essen kann. Man versteht auch in Apulien zu leben!

Auch an diesem zweiten Abend that der viele gute Wein eine plötzliche Wirkung. Der Herr Better läßt immer „frisch vom Felsenkeller holen,“ natürlich geräth man alsbald in Begeisterung und ich erzähle den Tischgenossen von Egypten, von Schlangen und Krokodilen, von Weib und Kind — die stattliche Bäuerin und die dralle Magd haben sich an der Thür postirt, sie hören zu und drängen sich dabei aneinander, als wollten sie sich gegenseitig Muth machen in dem schauerlichen Gefühl welches ihnen bei meinen lebhaften Erzählungen über den Rücken läuft!

So ein Landwein, wenn er aus seiner behaglichen stillen Ruhe in dem dunklen, kühlen Felsenkeller plötzlich geweckt und in Krügen auf den durch Kienfackeln erleuchteten Tisch gesetzt wird, um dann in die Kehlen durstiger und warmblütiger Menschenkinder zu laufen, fängt erst nach einiger Zeit an zu gähren und rebellisch zu werden! Er ist im Stande, einen ganz vernünftigen Menschen in allerhand anderes Geschöpf zu verwandeln. Man glaubt, dieser sei zum Vogel geworden, er strebt deshalb immer nach oben, er ersteigt Sessel und Tische und möchte sich am liebsten hoch hinauf in den Aether schwingen! Bei Anderen wieder wirkt der vielgenossene Wein nach unten, sie machen es den Vierfüßlern nach, kriechen am Boden herum, als wollten sie wieder hinunter in den tiefen Keller, wo der viele gute Wein lagert! Einige bekommen plötzlich Stimme, sie singen und brüllen alle Vieder nacheinander, welche aber nicht über die erste Strophe hinauskommen. Andere sind verliebt oder zornig, schweigsam, sinnend, träumerisch — kurzum der

Wein erregt jedes Gemüth in anderer Weise und oft schon hat Jemand im Weinrausch den ersten besten Nebenmenschen umarmt, geküßt und mit ihm Bruderschaft getrunken, welchen er am anderen Tage kaum beachtet, weil er — im nüchternen Zustand die Thorheit von gestern bereut und sich derselben schämt. —

Der gastfreundliche Weinbauer hatte vorsichtigerweise für Nachtquartier gesorgt. Diesmal theilte ich mein ebenso kolossales Bett mit dem Maestro Koch und noch einem Tischgenossen. Ich schlief wie eine Kanone, der Hahn hatte schon längst gekräft, Weib, Knecht und Magd, Alles war schon längst auf den Beinen, als ich zum zweitenmale wieder in Europa erwachte! Der Naturwein hat aber nicht die unvereschämten Eigenschaften unserer gefälschten, chemischen, meist französischen Gistpräparate, genannt Bordeaux, Chateau la Rose, Cliquot &c. Er trinkt sich leicht, berauscht schnell und verduftet ebenso flüchtig mit dem Einathmen der frischen Luft!

Das Programm des dritten Tages wurde beim Frühstück festgesetzt.

Der Herr Better wird uns Nachmittags in seine Weinberge und Olivenwäldungen führen. Außerdem war es Sonntag, an welchem die Bauern und deren stramme Weiber und Töchter aus der Umgebung Tarantos in die Stadt gezogen kommen, um die Messe zu hören und die Weinboutiquen zu füllen. Man hat hier fortwährend zu schauen und zu stammeln. Die jungen Burschn, alle mit großen rothen Mützen mit herabhängender Quaste marschiren langsam nebeneinander her, in einer Reihe, welche sich über die ganze Breite des Fahrdammes erstreckt. Hinterher zieht die Reihe der Dorfmädel, welche einander an den Händen festhalten. Die bunten Trachten, die kurzen Röckchen und die vielen nackten Beinchen geben Stoff genug zur Betrachtung!

Der Sonntag am Lande gehört der Ruhe, der Schwelgerei, dem Essen und Trinken. Zum Mittag kam ein ganzes am Spieß gebratenes Lamm auf den Tisch, Knechte und Mägde setzen sich ebenfalls nach Alter und Dienstzeit an denselben. Der Hausherr tranchirt den Braten, aber nicht mit den Fingern, wie in Egypten schmutzigen Angedenkens, sondern mit Messer Gabel. Gesprochen wird nicht viel, desto mehr aber gegessen und endlich ist Alles vollauf satt!

Nun soll der Spaziergang in die Weinberge und Olivenwälder unternommen werden. Der Bauer gibt uns jedem einen knorrigen Gebirgsstock in die Hand, zwei Meter lang, unten mit starker Eisenspiße beschlagen. Der Stock erinnert mich an die damalige Jagd auf Nilpferde und an den alten Kollegen in der Verberei.

Jetzt geht es bergauf, Stiege für Stiege, aus allerhand Geröll und Stein unregelmäßig, krumm und schief zusammengesetzt, da bewährte sich unser Gebirgsstock sofort. Zu beiden Seiten des steilen Weges breiten sich die Weinfelders aus, deren knotige Neben aus dem Steingeröll und der wenig vorhandenen Erde so reichen Blätterschmuck und so riesige dunkle Trauben erzeugen. Die Bearbeitung dieser Weinberge ist eine äußerst mühsame, da der Dünger mittelst kleiner, flinker Esel in Körben zu Berge getragen werden muß.

Immer höher hinauf geht es, den tiefdunklen Olivenwäldungen zu, welche da hoch oben im Gebirge wild wachsen und weiter keine Pflege brauchen, als daß man alle Jahre die am unteren Stamm treibenden Nester wegschneidet und das Unterholz vernichtet.

Der Olivenbaum erreicht nur eine sehr geringe Höhe und Stärke, weil es ihm auch bei größerem Wachsthum sicher an Halt auf diesem steinigen Boden fehlen würde. Stamm und Nester sind verkrüppelt, als wären diese Bäume von der Natur wie Stiefkinder behandelt. Dafür sind aber die nicht zu zahlreichen Blätter

fleischig und schön dunkelgrün und die zwetschengroßen Früchte von ausgezeichneteter Güte, weil sie das herrliche Olivenöl liefern.

Im frischen, reifen Zustande vom Baume gepflückt, schmecken die Oliven durchaus widerlich, weil sie zu viel Del enthalten. Sie sind dann ein gutes Mittel gegen Verstopfung. Als eingemachte Früchte aber, im guten, scharfen Essig findet man die Oliven als Leckerbissen auf jeder besseren Tafel. Den größten Nutzen gewähren sie aber, wenn dieselben zu Del gepreßt werden, wozu die italienischen Bauern sich einfacher hölzerner Spindelpressen bedienen.

Das erste und reinste Del, welches beim Pressen der Oliven klar abfließt, nennt der Italiener im Handel das Jungfernöel. Dann folgt das gewöhnliche Olivenöl für Salate und zum Kochen und zuletzt preßt man noch eine schmierige, dicke Sauce heraus, welche als Brennöl verbraucht wird. Die ausgepreßte Maische wird den Schweinen vorgeworfen, welche dabei prächtig gedeihen.

Hier in diesen Olivenwäldungen sollte ich auch endlich einmal einige von den Bäumen zu Gesicht bekommen, für welche ich stets in meiner Jugend schwärmte, welche das Ideal aller Bäume für mich bildeten und deren Früchte zur Winterszeit an jeder Straßenecke Wiens gebraten werden, welche bei uns im Norden aber auch als „Wildlinge“ gedeihen, nämlich echte Kastanienbäume!

Dieser edle Baum wächst aber nur auf sehr gutem, erdreichen Grund, daher war derselbe hier oben nur spärlich, obgleich in schönen Exemplaren zu finden. Sein Aussehen in Blatt und Frucht ist durchaus genau dasselbe, wie bei unseren Wildlingen. Ich kann nicht umhin, hierüber eine Frage zu thun, welche vorzugsweise den Gärtner angeht, die sich aber gewiß schon mancher der geehrten Leser vorgelegt hat, nämlich: sollte es wirklich unmöglich sein, daß man unsere wilden Kastanien durch Verpfropfen und Oculliren veredeln und die Früchte genieß-

bar machen könnte? Das würde einen großen Gewinn für uns bedeuten!

Von einer baumfreien Stelle genossen wir nun noch einen herrlichen Ausblick über die tief unter uns liegende Hafenstadt, und über die vorüberziehenden Segler und Dampfer auf dem weiten blauen Meere und über den „Stiefel Europas“, die gesegnete Südspitze Italiens.

Welch' ungeheure Strecken an Land und Wasser kann der Mensch von dieser Bergeshöhe aus mit seinem Auge umfassen, und wie winzig klein steht er selbst in dieser großartigen Schöpfung da!

Da hoch über uns kreist ein mächtiger Seeadler wie ein großer schwarzer Punkt am Himmel. Plötzlich fällt der Adler herunter, wie ein Meteor vom Firmament, er taucht ins Meer, holt sich jedenfalls einen Fisch und ebenso schnell steigt er wieder mit seiner Beute gen Himmel!

Wie weittragend muß das Auge eines solchen Adlers sein, welcher aus dieser ungeheuren Höhe den kleinen Fisch im bewegten Wasser da unten bemerkt? Ich glaube, der Adler kann bis zur afrikanischen Küste, bis zu meinem verlassenen Haus in Alexandrien zurückschauen?

Der Gedanke an mein zurückgelassenes Eigenthum kann mir sofort den ganzen Humor verderben!

Wir müssen hinunter, ehe es Abend wird. Die Besperglocken von Tarantos Kirchtürmen begleiten unseren Abstieg mit lieblichem Geläute. O himmlischer Klang — zehn Jahre lang habe ich dich nicht vernommen! Wie feierlich ziehst Du in Herz und Seele ein und mahnst sie zur Andacht, zur stillen Anbetung. Wie viel lieblicher klingt der Ton der Glocke gegen den monotonen Gesang des Gebetrufers in Egypten. —

Nachdem wir die Gastfreundschaft des Signor Betters noch bis zum nächsten Morgen genossen hatten, begleitete ich den Küchenchef zurück an den Hafen, um Abschied von ihm zu

nehmen, denn der Dampfer mußte zum Mittag die Rückreise nach Egypten antreten. Drei Tage Ruhe, vier Tage Fahrt, das war die regelmäßige Tour des Dampfers.

Soll ich mit demselben zurückkehren? Ich bin vollständig hergestellt, ich könnte zurückkehren in mein Haus, könnte den Dienst beim Pascha oder anderswo wieder aufnehmen?

Nein, nein! Ich kann, ich will nicht zurück! Jetzt habe ich erst empfunden, was Gesundheit für einen Werth hat, ich will dies kaum zurückgewonnene Gut nicht wieder opfern, darum: „Addio, alter Freund und Philosoph, Du guter, lieber Küchenmeister! Du hast mich gesund und gestärkt wieder nach Europa zurückgebracht und hier sogleich in freundliche Kreise fröhlicher Menschen eingeführt; der Himmel schütze Dich auf allen Deinen ferneren Seereisen und lasse alle Stürme ohne Ungemach an der schmucken „Patria“ vorübergehen, damit Du nach drei Jahren den ersehnten und wohlverdienten vollen Genuß einer Landratte vollkommen durchkosten kannst!“

Die „Patria“ nahm mit ihrer Postambulanz einen Brief von mir an den „wilden Ehegatten“ in Ramle mit, in welchem ich denselben um Nachrichten über mein Eigenthum zc. bat, und zwar möchte er mir poste restante Cosenza schreiben, wohin ich zu reisen beabsichtigte.

Ich muß nunmehr meinen Weg allein fortsetzen, durch Calabrien nach Sicilien und daselbst nach Catania, wo ich vielleicht meinen ehemaligen Hausgenossen und die schöne, feurige Nina antreffe?

XXX.

Calabrien, Sicilien. Der Aetna.

Viel Gepäck erschwert den Weg, namentlich wenn es durchs Gebirge geht. Eine kleine Reisetasche über der Schulter und ein tüchtiger Knotenstock in der Hand sind die besten Begleiter. Dazu soll man als ein einfacher Wandersmann nicht zu vornehm gekleidet gehen, sondern recht schlicht weg und vorzugsweise soll man keine dicken, goldenen Ketten und Ringe tragen, weil dadurch die Habsucht schlechter Menschen erregt wird!

Nach unsern nordischen Begriffen wimmelt es in Calabrien voller Räuber mit dem verwegenen Calabresehut schief auf den Kopf gestülpt, den schwarzen dicken Schnurrbart verwogen in die Höhe gedreht, mit Dolchen und Revolvern im Gürtel und dem geladenen Doppelstutzen in der Hand!

So schauen aber die hiesigen Räuber nicht aus.

Bei der großen Armuth der Gebirgsbewohner ist es allerdings sehr gewagt, sich ohne genügenden Schutz so ganz allein in die Bergschluchten und Thäler zu begeben und nun gar eine ganze, große Fußreise quer durch Calabriens Gebirge machen zu wollen. Man begegnet allerdings nur Hirten und einfältigen Bauern, aber gerade diese sind die Wölfe in Schafsfleibern, die wirklichen Räuber, welche den reichen und vornehmen Reisenden festnehmen, plündern und allenfalls auch erschlagen und in irgend einer Schlucht verschwinden lassen, wenn derselbe gar zu viel Gegenwehr anwendet. Es kommen auch häufig genug Ueberfälle von Postwagen, Reisenden, Ausplünderungen, sogar Mord und Todtschlag vor! Das ist aber hier zu Lande nicht mehr auffallend.

Mein freundlicher Gastgeber sagte mir aber, daß ein schlichter Wanderer von den Gebirgsbewohnern nichts zu fürchten habe, weil sie bei demselben nichts Werthvolles vermuthen und für alle Fälle wollte er mir einen Talisman mitgeben, welcher sicher seine Wirkung nicht verfehlen würde, wenn auch eine ganze Räuberbande mir an's Leben gehen wollte!

Darauf war ich wirklich recht neugierig!

Der Signor Better begleitete mich hinunter in die Hafensstadt in dasselbe Weinlocal, wo ich übernachtet hatte, und hier verkehrte er längere Zeit mit dem Wirth im lebhaftesten, halblauten Gespräch, worauf er sich zu mir an den Tisch setzte und sagte:

„Ich habe Alles in Ordnung gebracht. Morgen Früh fährt eine Gelegenheit ins Gebirge und da ist noch ein Platz für Sie frei. Für das Andere, nämlich Ihre Sicherheit, ist auch gesorgt“ setzte er heimlich hinzu, „da verlassen Sie sich nur auf den Wirth, welcher von mir unterrichtet ist. Ich muß nunmehr zurück, denn morgen heißt es früh aufstehen und den Wein binden. Also glückliche Reise!“

„Ich wünsche vom Herzen eine gute Ernte,“ sagte ich Abschied nehmend, worauf der liebenswerthe Weinbauer heimwärts schritt.

Da ich mir nun einmal fest vorgenommen hatte, diese Bergreise einzuhalten, weil ich, aufrichtig gesagt, eine große Aversion gegen jede längere Seereise hatte (der Seeweg nach Catania hätte mindestens 60 Stunden gedauert) so faßte ich die kühne Idee, meine werthe Person in einen completen Calabreser umzuwandeln, um nicht so auffällig zu erscheinen.

Ich werde mich also am Besten in die hiesige Landestracht mit einer kurzen Zoppe und Kniehose bekleiden, dazu eine Mütze über den Kopf ziehen und da mich die egyptische Sonne schon recht hübsch braun gebraten hatte, werde ich mich schließ-

lich in meiner Verkleidung gar nicht mehr von einem echten Calabreſer unterſcheiden?

Mir fehlen allerdings nur die ausdrucksvollen, ſüditalienischen Gluthaugen — leider aber läßt ſich das norddeutsche Waſſerblau nicht färben und fälschen! Ferner fehlt meiner Naſe der kühne, römische Schwung (ſie hat eher einen etwas böhmischen) mithin wird die ganze Verwandlung unnütz ſein und mich im Gegentheil vielleicht nur noch verdächtig machen? Mein deutsches Miſchelgeſicht wird ſchließlich alles verrathen?

Während ich beim vollen Weinkrug über allerhand Vorſichtsmaßregeln nachgrübelte, wobei natürlich eine ganze Anzahl Raubersgeſtalten vor meinem geiſtigen Auge vorbeimarſchirten, hat ſich meinem Tiſch ein alter Calabreſer mit verwelkerten Geſichtszügen genähert, welcher vorher ſchon mit dem Wirth längere Zeit unterhandelt hatte und ſich nunmehr an meine Seite ſetzte. Er ſchmaucht behaglich aus ſeiner kurzen Thonpfeife und fragt mich alsbald über meine fernere Reiſe aus — vielleicht iſt das gar ſchon ſo ein alter Rauberſpion? Da heißt es auf der Hut ſein!

Der Alte ſchaute wohl recht gemüthlich drein, ließ aber dabei hin- und wieder einen verwünſcht ſtechenden Blick über mich hinweggleiten, welcher mich mißtrauiſch machte. Er nannte mir jedes Städtchen und jeden Ort, welchen ich zu paſſiren haben würde, und ſchilderte die Gefährlichkeit der Wege und der — Menſchen. Dann ſtand er auf und ging hinaus.

Nun ſetzte ſich der Wirth an meinen Tiſch und ſagte mir, daß ich gut thun würde, mich mit dem alten ladro (Räuber) zu verſtändigen.

„Iſt denn das ein wirklicher Räuber?“ fragte ich ängſtlich und erſtaunt.

„Ja wohl, Signor, der alte Lump ſteckt mit den Gebirgsbewohnern unter einer Decke. Der kann viel ſchaden und viel

nutzen, je nachdem man sich mit ihm stellt. Ihr Gastfreund hat mir schon gesagt, daß Sie die Tour übers Gebirge machen wollen. Jetzt rathe ich Ihnen folgendes:

Sobald der Alte wieder hereinkommt, fragen Sie ihn um die Post und ersuchen Sie ihn um seine Begleitung dorthin. Darauf zahlen Sie in seiner Gegenwart Ihr baares Geld zur Beförderung nach Cosenza ein, um es dort nach Ihrer Ankunft beheben zu können. Behalten Sie sich höchstens hundert Lire für die Reise und für den Alten, welchem Sie unbedingt dreißig bis vierzig Lire geben müssen, damit Sie sicher reisen, er wird es Ihnen schon abfordern. Morgen Früh finden Sie Gelegenheit zur Fahrt, da kommt schon der Herr Pater, welcher auch mit Ihnen fährt." sagte der Wirth und machte das Kreuzzeichen als Gruß.

Ein großer, magerer geistlicher Herr in dem enganschließenden schwarzen Gewand und dem großen, dreifach aufgebogenen Hut der Jesuiten gekleidet, schritt ins Gastzimmer und wurde vom Wirth auf ehrfurchtsvolle Weise begrüßt, dann zu meinem Tisch geführt, wo er sogleich ein Gespräch mit mir anknüpfte und seine Freude über meine Reisebegleitung ausdrückte.

"Sie sind Engländer?" fragte der Herr Pater, denn es scheint auch hier allgemein die Ansicht verbreitet, als könne nur der Engländer auf Reisen gehen.

"Ich bin ein Deutscher, Herr Pater," antwortete ich und ohne Umstände erklärte ich Zweck und Ziel meiner Reise und fragte zum Schlusse: ob denn die Zustände in Bezug auf das Räuberunwesen wirklich so gefährlich seien.

"Ja wohl," sagte der Herr Pater, "und das kommt Alles von der großen Armuth her, in welcher unsere Gebirgsbewohner leben. Die Armen plagen sich Jahr aus, Jahr ein, um nur ein Stück Brod zu gewinnen, der ganze Gewinn geht auf Abgaben und Steuern drauf! Die Regierung aber ist an Allem

selbst Schuld; sie hat die Kirche verstoßen und den heiligen Vater gefangen gesetzt und daher kommt nun alles Elend!”

Ich erinnere daran, daß es zur Zeit war, als dem Papst die weltliche Macht über den Kirchenstaat von Seiten des nun vergrößerten, geeinigten Italien's genommen wurde.

Da es in dem weiten Raum immer dunkler wurde und sich die Gäste mehrten, hatte sich auch ganz unbemerkt von mir der alte „ladro“ eingefunden und dicht hinter mir Platz genommen. Er that ungemein vertraulich mit mir und, indem er einen in Papier gewickelten Gegenstand in den Händen herumdrehte, jagte er mir ganz leise ins Ohr, daß ich für hundert Lire ganz sicher nach Cosenza gelangen würde.

Nun fielen mir die Worte unseres Wirthes ein. Ich fragte den Alten, was er eigentlich für mich thun könnte?

„Signor,“ sagte er, „weil Sie ein Deutscher sind, will ich Ihnen behilflich sein, damit Sie ohne Gefahr reisen können — kaufen Sie mir dies hier ab — es darf aber durchaus Niemand sehen und wenn Ihnen unterwegs etwas passiert (der Weg ist sehr mühsam, beschwerlich und oft sehr einsam) dann zeigen Sie mir diesen Gegenstand her,“ dabei drückte er mir das Papier in die Hand.

„Ich habe aber nicht mehr übrig als dreißig Lire, Signor, Sie wissen es selbst —“

„Geben Sie 50 Lire,“ drängte der Alte.

„Ich kann nicht, beim besten Willen.“

„Va bene!“ sagte der Alte und hält die Hand auf. Sofort hole ich drei kleine Goldstücke heraus und lasse sie in die Hand des Alten gleiten. Obgleich ich den ganzen Handel nicht verstehe, soll es mir nicht darauf ankommen, wenn es meine Sicherheit gilt. Vielleicht bin ich nur geprellt worden? Meinetswegen! Die wiedererlangte Gesundheit macht freigebig und außerdem hatte ich ja während der drei Tage meines hiesigen Aufenthaltes Gastfreundschaft genug erfahren, mehr als für dreißig lumpige Lire!

Der Alte geht. Er macht dem Herrn Pater und den übrigen Gästen seine Verbeugung und verschwindet. Ich stecke das Papier in die Tasche und fühle in demselben einen harten, runden Gegenstand, wie ein Vierkreuzerstück. Es wird schließlich Nacht und ich begeben mich zeitlich auf mein Zimmer — die Neugierde hatte mich natürlich früher als sonst hinaufgetrieben!

Das Papier enthielt ein kupfernes, rundes Metallstück mit einer Dese, an welcher eine Schnur befestigt war. Auf einer Seite war das Bild der Madonna geprägt, auf der andern, glatten Seite befanden sich einige gekritzelte Schriftzüge, aus welchen sich ein G heraus rathen ließ, freilich sehr undeutlich und nicht von Künstlerhand gemacht! Da ich diesen „Talisman“ nur in der Noth herzeigen sollte, wie mir der Alte eindringlich gesagt hat, so ließ ich denselben in die Westentasche verschwinden.

Frühzeitig rollte am andern Morgen das seltsame Reise fuhrwerk, ein großer, zweirädriger Karren vor die Lokande, in welchem schon eine hübsche, dicke Matrona saß. Der Herr Pater und ich krochen nun ebenfalls in das Innere und unter dem Schellengeläute dreier Maulthiere, welche hintereinander eingespannt waren, holperte unser Zweiradler zur kleinen Hafensstadt hinaus, den blauen Thälern und Bergen zu.

Der Karrenführer ritt quer wie eine Dame auf dem letzten und stärksten Thier, von welchem aus er die beiden vorderen Maulthiere mittelst einfacher Leine und langer Peitsche lenkte.

Wir drei Insassen machten es uns auf den Strohpolstern so bequem wie möglich und tauschten unsere Meinung zuerst natürlich über das schöne Wetter, dann aber über den Zweck der Reise aus. Der Herr Pater erzählte kurz, daß er Amtsgeschäfte in der Stadt gehabt habe und nun in sein Kloster zurückkehren wolle, wohin er am Abend gelangen würde.

Die hübsche dicke Signora wollte ins Gebirge fahren, um Orangen und andere Früchte einzukaufen, mit welchen sie Handel trieb, denn hier ringsum ist reicher Himmelsseggen auf Bäumen und Feldern! Die blühenden Gärten, von niederen, kunstlosen Steinmauern umgeben, strotzen von goldigen Orangen, dunkelrothen, faustgroßen Feigen und von Baum zu Baum ziehen sich die starken Weinranken mit den dunklen, saftigen Trauben. Für einige Soldi erhält man einen ganzen Hut voll Weinbeeren und noch eine Handvoll dazu, als Draufgabe!

Ich für meine Person mußte nun ebenfalls beichten, woher und wohin ich reisen wollte, wobei die hübsche, junge Signora fortwährend ihre dunklen Augen über mich schweifen ließ, weil ich ihr wohl in Aussehen, Kleidung und Sprache sehr befremdlich vorkommen mußte? Endlich fragte sie den Herrn Pater, ob ich auch denselben rechten Glauben hätte, wie er hier zu Lande gelehrt würde?

O Jeh! Jetzt geht's gefehlt!

Bisher hatte ich stets geflissentlich in Gesprächen Alles vermieden, was Religion anbetraf, nun werde ich aber unmöglich ausweichen können und werde frei und offen bekennen müssen, daß ich ein Lutheraner, ein — Ketzer bin! Der Herr Pater fixirt mich schon mit scharfem Blick — wenn ich nur aus dem zweirädrigen Kasten heraus könnte, um seinen Augen auszuweichen!?

Die hübsche, runde Signora bringt mich da mit dieser Frage in eine schöne Verlegenheit!

Um mich derselben zu entziehen, lenkte ich das Gespräch bald auf die Gegend, bald auf die Reiseroute; das nuzte mir aber nichts, denn der Herr Pater hat schon mehrmals geradezu gefragt, wie es mit meinem Glauben steht und die dicke, hübsche Signora brennt vor Neugierde — sie wollen eine glatte Antwort haben!

Gut, oder vielmehr: O weh! Wie ein auf Unwahrheit ertappter Schulknabe stammele ich mein Glaubensbekenntniß her, der Herr Pater fragt mich über Alles aus — Alles muß heraus, aus den verborgensten Falten des Herzens — ich besand mich wie bei einer Beichte! Nun habe ich nichts mehr zu verheimlichen!

Ein Protestant wird in diesen Gegenden wie ein Verlorener betrachtet. Ich kann doch aber nichts dafür, daß ich in dem Glauben meiner Väter geboren und erzogen wurde? Der Herr Pater war doch gewiß ein sehr guter Mann, er erklärte aber der andächtig zuhörenden Signora unsern protestantischen Glauben und ich höre zu meinem Erstaunen: daß wir verirrete Schafe seien, daß wir ohne Hirten in der Welt herumirren, worauf die dicke Signora sich mehrmals bekreuzigt und mich mit mitleidigen Blicken zu betrachten anfängt. —

Ich werde mich aber hüten, eine andere Meinung zu äußern! Die angeborne norddeutsche Freigeisterei kann mir in dieser erzfrommen Landschaft nur Unannehmlichkeiten bereiten! Zu dem ganzen Zwiegespräch mußte ich deshalb ein wirkliches Schafsgesicht machen und stillschweigen, denn der Maulthierlenker hatte sich ebenfalls auf seinem Sattel ganz herumgedreht und lauschte ehverbietig auf die Erklärungen, welche mich in solche Verlegenheiten setzten. Wenn wir erst noch mehr hinein ins Land und ins ferne Dorf gelangt sein werden, wird sich mein ketzerischer Ruf bald durch ganz Calabrien verbreitet haben und den zahmen Hirten erst recht einen guten Vorwand zum Todtschlagen und Verauben abgeben?! Wer wird denn später nach mir fragen, wenn mein ausjägiger Leichnam in irgend einer Felspalte modert und meine Gebeine von den vielen Gebirgsgeiern in alle Winde vertragen werden?

Der Herr Pater hat mir, gewiß gegen seine Absicht, die üppige Landschaft in lauter Mordthäler verwandelt! Wie schön war der Anfang, die Ankunft in Taranto, wie gastfreundschäftlich

kam mir Jedermann entgegen. Und jetzt hört man mir von Räubern und Unsicherheit der Wege, dazu werden die Schluchten immer finsterner und unheimlicher und vor uns steigen die dunklen Bergspitzen immer höher und zackiger gen Himmel. Da möchte man ganz verzagt werden und am liebsten wieder umkehren.

Doch halt! Ich habe ja einen Schutz, ein Amulet, einen Talisman für dreißig güldene Lire bei mir — ein Griff in die Westentasche überzeugte mich, daß er noch vorhanden war. Mir juckten förmlich die Fingerspitzen bei der Berührung des Papiers — wenn ich nur erst von der Wunderkraft desselben überzeugt wäre? Vielleicht kann mir der Herr Pater darüber Auskunft geben und wenn ich diese Medaille auch Niemandem zeigen soll, außer in der größten Noth, so wird mich der geistliche Herr doch nicht verrathen?

Ich nahm die Medaille aus der Tasche heraus und wickelte das Papier herunter, als wenn ich mit einem ganz gleichgiltigen Gegenstand zwischen den Fingern spiele —

„Das ist ein sehr gefährliches Spielzeug, was Sie da in den Händen haben,“ sagte der Herr Pater zu mir; „so etwas sollte man nicht sehen lassen,“ setzte er begütigend hinzu —

Sofort lasse ich den Talisman in sein dunkles Versteck verschwinden, während ich den geistlichen Herrn fragend anschau —

„Ich werde Ihnen die Sache später erklären — übrigens da Sie hier ganz fremd sind, wo werden Sie heute übernachten?“ fragte er freundlich —

„Offen gestanden weiß ich das selbst noch nicht, ich muß auf gut Glück die beste Gelegenheit hierzu wahrnehmen, welche sich an der Endstation bieten wird,“ antwortete ich.

„So lade ich Sie in unser Kloster ein, wenn Sie annehmen wollen? Es liegt eine Viertelstunde weiter rechts von der Station.“

„Sehr gern, Herr Pater, herzlichen Dank!“

Unsere Fahrstraße ging nun immer steiler bergan; sie schlängelte sich serpentinenartig am Gebirge hinauf, bergauf und bergab. Als es nun wieder aufwärts ging, stiegen wir beiden Männer aus, um die Last zu erleichtern. Das elende Fuhrwerk war so schwerfällig gebaut, daß die drei mageren und knochigen Maulthiere schon allein daran genug zu schleppen hatten. Die beiden großen Holzräder wackelten auf der Achse hin und her und wenn dieselben zu pfeifen und quitschen anfingen, weil sie ganz trocken gingen, so steckte der Fuhrmann eine Handvoll ausgerautes Gras in die weit ausgeleierten Löcher, welches nun die Schmiere ersetzen mußte.

Jetzt hatte ich endlich Gelegenheit, den Herrn Pater um Auskunft über die Medaille zu bitten, wozu er sofort bereit war.

„Mit dem Dings da hat es eine eigene Bewandniß,“ sagte er, „es kann Ihnen sehr nützlich werden, kann aber auch verderblich sein oder mindestens große Unannehmlichkeiten bereiten. Was Sie hier schon über Räuber und dergleichen gehört haben, existirt in der That. Unsere Gebirgsbewohner alle sind mehr oder weniger Räuber, und wenn dieselben auch zum größten Theil sich an einem wirklichen Ueberfall thatsächlich nicht betheiligen, so unterstützen sie gleichermaßen das Räuberwesen dadurch, daß sie die eigentlichen Thäter in Schutz nehmen, verbergen und niemals verrathen werden, denn das würden sie sich zur größten Todsünde anrechnen. Die Leute sind durchschnittlich alle arm und finden es ganz natürlich, daß sie etwas von dem Ueberfluß der Reichen für sich in Anspruch nehmen, zuerst durch Bitten und bei Weigerung durch Gewalt! Wie sind Sie zu der Medaille gekommen?“ fragte der geistliche Herr.

Ich erzählte den Verlauf der Sache und den Handel um dies eigentlich werthlose Stück, welches ich unbezahlt mit 30 Lire bezahlt hatte.

„Das Geld müssen Sie verschmerzen, obgleich Sie das Ding vielleicht noch billiger bekommen hätten. Würden Sie aber gar nicht auf den Handel eingegangen sein, so hätte man Sie ruhig ziehen lassen und Ihnen ganz sicher Ihr ganzes Hab und Gut weggenommen, vielleicht wäre es Ihnen auch ans Leben gegangen! Ich bin aber überzeugt, daß Sie nunmehr das ganze Gebirge ohne jede Gefahr passiren können, denn ohne daß Sie ein Ahnung davon haben, wissen die betreffenden Personen auf der ganzen Route bis Cosenza schon vorher von Ihrer Durchreise, das hat schon der Alte besorgt und geht Ihnen voran wie ein Lauffeuer, von Mund zu Mund,“ sagte der Herr Pater lachend. „Unser Maulthiertreiber ist ebenfalls sicher schon davon unterrichtet, daß Sie sich losgekauft haben. Die armen Gebirgsleute wollen ja eigentlich nicht rauben, deshalb fordern oder erbitten dieselben gleichsam einen Tribut, von den reicheren Leuten und Diejenigen, welche denselben verweigern, fallen über kurz oder lang in ihre Hände und dann kostet es viel mehr!“

„Aber, was sagt die Regierung dazu, Herr Pater?“

„Die Regierung kann nur sehr wenig dagegen thun. Man müßte dann in jedes Dorf, auf jeden Gebirgsweg, ja sogar an jeder Schlucht eine Anzahl Polizeimänner aufstellen, dazu die nöthigen Wachtstuben und Kasernen aufbauen und das würde eine so große Summe Geld kosten, viel, viel mehr als die wenigen Steuern betragen, welche das Land trägt,“ sagte der Herr Pater.

„Bitte! was hat es nun für eine Bewandniß mit der Gefährlichkeit dieses Amulets oder Talismans, Herr Pater?“

„Das ist einfach zu erklären, Signor, da dieses Madonnenbild auf der Rückseite ein, nur dem Eingeweihten erkennbares Zeichen trägt, wovon die Polizei aber unterrichtet ist, so würde man Sie in irgend einem Dorfe oder einer Stadt sofort verhaften, wenn die Organe der Polizei, von denen es hier zu

Landes auch viele geheime gibt, die Medaille bei Ihnen sehen würden! Und wenn man auch gern glauben möchte, daß Sie dieselbe gekauft haben, so würden Sie ohne ein oft monatelanges Verhör nicht davonkommen, wobei Sie alle Personen und Umstände beschreiben müßten und wo möglich wieder nach Taranto zurückbegleitet würden, um den Mten ausfindig zu machen. Verstehen Sie jetzt das Gefährliche dieses Kupferstückes?"

"Vollkommen, Herr Pater. Darum betonte der Alte auch so eindringlich, daß ich das Ding Niemanden zeigen sollte!"

"Weil Ihnen außerdem noch die Rache der also Verathenen bevorsteht! Begreifen Sie jetzt Alles?"

"Ganz gewiß, Herr Pater, und ich danke Ihnen herzlich für Ihre Warnung," sagte ich.

"Ich für meinen Theil rathe Ihnen, daß Sie das Kupferstück sofort bei Ihrer Ankunft in Cosenza unbemerkt wegwerfen, weil Sie dann ohne dasselbe sicher weiter reisen können! Man kann nicht wissen, ob man in Sicilien, Neapel oder Rom, kurzum in ganz Italien diese Medaille von Seiten der Polizei ebenfalls kennt und da wären Sie dann stets denselben Unannehmlichkeiten ausgesetzt. Schauen Sie: wir Geistlichen können ganz allein ohne jeden Schutz reisen, weil das ganze Gebirgsvolk ungemein fromm ist. Es hört sich nun allerdings merkwürdig an, daß ein Räuber auch gottesfürchtig sein kann? Das ist ja eben das Räthselhafte in der Natur der ärmeren Volksklassen, daß sie sich von der Schöpfung aus für gleichberechtigt an allen Gütern dieser Welt halten! Sie werden sich auf Ihrer Wanderschaft durch das Gebirge selbst von der entsetzlichen Armuth dieser Einwohner überzeugen können!"

Unter diesen Gesprächen hatten wir wieder unseren Karren erreicht, welcher oben auf der Anhöhe auf uns wartete, weil es thalwärts ging. Nachdem unsere hübsche, dicke Reisegefährtin gesehen hatte, daß der Herr Pater mit mir sehr freundlich verkehrte, wurde sie nach und nach auch zutraulicher und ge-

sprächiger und betrachtete mich endlich nicht mehr mit so fremden Augen. Sie hatte eine Tausche ausgepackt, die aus gebratenem Lammsschlägel und gutem Käse bestand, welcher hier in diesen Gegenden merkwürdigerweise in Därme gepreßt wird und äußerlich vollkommen unsern „Cervelatiz“ gleicht.

Während das elende Karrenfuhrwerk auf der abschüssigen Fahrstraße sich immer toller vorwärts bewegte, wobei die drei knochigen, mageren Maulthiere sich in einen förmlichen Galopp gesetzt hatten, trat dasjenige ein, was ich schon immer befürchtet hatte. Nach kaum einigen Bissen von dem saftigen Fleisch schwenkte sich der Karren seitwärts gegen die Einfassungsmauer des Gebirgsweges, schlug dann plötzlich um, weil eines der elenden Holzräder mitten durch gespalten war — wir alle drei Insassen lagen alsbald auf der steinigen Straße, ich selbst hielt statt des Bratenstücks die dicke Signora im Arm, die sich fest um mich angeklammert hatte, weil ich ihr gegenüber saß, der Herr Pater lag dicht daneben, während sein dreieckiger Hut wie ein Reifen lustig die Straße hinabtrieb.

Der schuldtragende Fuhrmann rieb sich sein Knie und that dabei, als wäre es total in Scherben gegangen und die drei hungrigen Maulthiere grasten inzwischen ruhig an dem frischen Laubwerk, welches auf der niedrigen Steinmauer wuchs, die uns glücklicherweise vor jähem Absturz in die Tiefe bewahrt hatte!

Nach gegenseitiger Ueberzeugung, daß Niemandem etwas zu Leide geschehen war, mußten die Maulthiere abgeschirrt und für uns zum Reiten hergerichtet werden, während der gebrochene Karren auf der Straße liegen blieb. Der Fuhrknecht verblieb ebenfalls bei demselben; der Herr Pfarrer hatte ihm versprochen, von dem nächsten Ort aus Leute zur Hilfe zu senden und nun trabten wir demselben zu, um baldigst unter Dach zu kommen!

Nach zweistündigem Ritt erreichten wir das aus wenigen armjeligen Häuschen bestehende Gebirgsdorf, der Herr Pater

gab einige Anordnungen betreffs des zurückgebliebenen Fuhrmanns, daraufhin setzten wir unsern Weg fort durch eine Waldung von Myrthengebüsch, dem Kloster zu, nachdem sich die zurückgebliebene Signora vielmals bei mir bedankt hatte, weil ich bei dem Sturz aus dem Karren gleichsam als Unterlage und Polster gedient hatte, weshalb sie ganz unbeschädigt davon gekommen war.

In einem stillen, abgeschiedenen Gebirgskessel lag das „Kloster“, welches nur aus zwei von einander getrennten, einfach weiß getünchten Parterregebäuden bestand, dem Männer- und dem Frauenkloster.

„Sie können jetzt bei uns einen Zimbiß nehmen,“ sagte der freundliche Pater; „dann aber rathe ich Ihnen, über Nacht in dem Kloster der Schwestern zu verbleiben, weil Sie dort viel besser aufgehoben sind als bei uns Mönchen!“

Das ließ sich hören, beim All. . .! (beinahe hätte ich hier einen, zur Gewohnheit gewordenen, egyptischen, unchristlichen Ausruf losgelassen! Ich werde mir aber dergleichen auf europäischem Grund und Boden abgewöhnen müssen!)

Nach meinem Eintritt in die stillen, abgeschlossenen Räume des Klosters gingen wir in die unglaublich einfach ausgestattete Zelle meines geistlichen Reisegefährten. Ein armseliges Bett, ein kleiner Holztisch und ditto zwei Holzstempel, dazu an der Wand ein Crucifix, das war die ganze Einrichtung! Wie viel Entfagung gehört zu solchem Leben?! Hier muß die innere Glückseligkeit die äußerlichen Bequemlichkeiten des Daseins ersetzen!

Der Herr Pater führte mich hierauf in den allgemeinen Speiseraum, wo sich nach und nach ungefähr zehn Mönche zusammensanden, welche mich naheinander freundlich begrüßten, trotzdem sie von meinem eigentlichen Glauben alsbald unterrichtet waren. Nun ging es zur Tafel, auf welcher kein Tischtuch ausgebreitet wurde, die aber um so bessere, kräftigere Speisen

brachte, welche aus dem nebenan liegenden Nonnenkloster fertig zubereitet geschickt wurden.

Auf das Zeichen eines älteren Mönches erhoben sich alle Herren, die Thür that sich auf und der Prior des Klosters schritt langsam herein, gestützt auf den Arm eines Ordensbruders, weil er vor Alter kaum noch gehen konnte. Sechzig Jahre von fünfundschtzig Lebensjahren hatte der Greis hier im Kloster zugebracht! Er war auch der Gründer desselben und mein geistlicher Reisegefährte erzählte mir in kurzen Abrissen die vormalige Lebensgeschichte des Priors:

„Als Jüngling und aus fürstlichem Hause stammend, hatte derselbe ein großes Vermögen und lebte in Rom im Ueberfluß seiner Gelder auf noblem Fuß, wie es so Sitte ist unter jungen Leuten aus reichen Häusern. Da fehlte es natürlich auch nicht, daß er sich in eine junge schöne Frau verliebte, die aber leider schon verheiratet war. Aus Kummer darüber entsagte der junge Cavalier im schönsten Lebensalter allen Freuden der Welt, legte ein Gelübde ab und gründete dieses Kloster auf eigene Kosten, wo er zuerst mit nur zwei armen Ordensbrüdern lebte, welche ihn bedienten. Da aber diese, nur von Männern geführte Wirthschaft bald unterzugehen drohte, gründete der reiche Einsiedler nach einigen Jahren das zweite Kloster, für Frauen, welches hier neben dem Unseren liegt. Diese nun sorgen für die Küche, Wäsche und Näherei, dabei wird der ganze Verkehr nur durch einen, abwechselnd dazu bestimmten Bruder vermittelt.“

„Unser alter Herr Prior hat noch niemals wieder ein lebendiges weibliches Wesen gesehen! Nur eine Leidenschaft treibt er mit Vorliebe, die Gärtnerei, und in dieser zieht und cultivirt er wieder am liebsten die *M y r t h e*, deshalb sehen Sie auch allüberall in Lauben, Bosquets und Alleen diese schöne, immergrüne Pflanze vorherrschend vor allen Anderen.“

Dies Alles erzählte mir mein Reisegefährte im Flüster-ton, während des Nachtmahls, denn der Herr Prior hatte die

Gewohnheit, nur eine Suppe zu nehmen und sich dann sofort auf sein Zimmer zurück zu ziehen. Die Speisen waren einfach, aber kräftig und gut. Der Wein war geradezu verlockend trinkbar und wurde demselben auch fleißig zugesprochen, weil er von den Klosterbrüdern selbst in großer Fülle gezogen war, als einzige Entschädigung für die vielen Entbehrungen anderer weltlicher Genüsse!

Der diensthabende Klosterbruder führte mich sodann hinüber in das Frauenkloster, wo er selbst ein geräumiges Zimmer mit mehreren Betten inne hatte. Er lieferte das Tafelgeschirr durch eine kleine Oeffnung in der Thüre ab, von welcher es durch unsichtbare Frauenhände in Empfang genommen wurde.

Werkwürdig! Hier ringsum grünt und sproßt das schönste Reisig der Welt, nach dessen Schmuck sich das Herz der blühenden Jungfrau sehnt, welches immer und überall an das herrliche Brautlied mahnt: „Wir winden Dir den Jungfernkranz!“ Und mitten in diesem duftenden Immergrün, dessen zierliche Sträucher und Bäume Laub genug hergeben würden, um tausende von Bräuten herrlich damit zu schmücken — mitten in diesem, an die eheliche Verbindung mahnenden, dunklen Grün der Myrthe stehen zwei Häuser, deren Mauern einige Duzend Menschen beiderlei Geschlechts auf ewige Zeit zu trennen gebaut wurden!

Der Gründer des Klosters, der gebrechliche Greis hat sich vielleicht die Myrthe als Lieblingspflanze gewählt, damit sie ihn stets an seine verlorene Liebe erinnern sollte?

Nun galt es aber, meinen Marsch fortzusetzen, nachdem ich am folgenden Morgen das Kloster wohlbehalten und gestärkt verlassen hatte. Bei meiner plötzlichen Abreise von Alexandrien damals, hatte ich nicht darum gefragt, wohin der Dampfer ging. Es kam ja in meinem krankhaften Zustand nicht darauf an, nur fort wollte ich, fort aus dem egyptischen Sonnenbrand, alles Andere spielte keine Rolle.

Jetzt ist's aber anders! In meinem jetzigen, gesunden Zustand bedauerte ich fast, diese unwirthsame Gebirgstour unternommen zu haben. Meine Aversion gegen die Seefahrt war aber Schuld daran, folglich darf ich auch nicht umkehren, sondern muß noch zwei Tage daran wenden, um die jenseitige Meeressüfte und mein vorläufiges Ziel zu erreichen! Im nächsten Dorf miethete ich ein Maulthier zum Reiten. Vom Kloster aus war ich mit Fleisch und Wein reichlich versehen worden, weil man mir sagte, daß ich bis Abends erst ein größeres Dorf erreichen würde.

Der Maulthiertreiber war ein wilder, mürrischer Geselle, der reine Typus eines Räubers! Wer weiß, ob der Bursche meine „Preismedaille“ respectirt, wenn wir Beide uns erst allein auf einsamer Gebirgsstraße befinden werden? Es kann ja nicht schaden, wenn ich ihm dieselbe gelegentlich blicken lasse, ehe er mir mit seinem Knüttel Eines von rückwärts über den Schädel haut? Hier in den Abruzzen sieht man wohl herrliche Landschaftsbilder mit tiefen Schluchten und Abgründen — ich möchte aber doch in keinem derselben liegen, so schön und romantisch sie auch immer sind!

Damit ich meinen wilden Begleiter stets im Auge behalten konnte, fing ich mit demselben ein Gespräch an. Er mußte mir von seiner Heimat, von Weib und Kind erzählen, was er Alles in kurzen Antworten herausbrachte. Der erste frühere Maulthiertreiber wußte also doch nichts davon, daß ich eine „Sicherheitsmedaille“ bei mir trug oder hatte vielleicht über seinem zerbrochenen Karren alles Andere vergessen?

Nach einer Strecke Weges gesellt sich ein anderer zerlumpter Kerl zu uns, welcher mit uns zieht — jetzt wird mir doch unheimlich zu Muth! Beide Begleiter sind stets hinter mir, es kommt mir vor als wispeln sie heimlich miteinander? Nun ist es an der Zeit, die Kraft meines Talismans zu probiren, ehe es zu spät wird! Mit einem Ruck reiße ich das Maulthier

zurück und springe aus dem Sattel! Wenn die Kerls Böses mit mir vor hatten, sollten sie wenigstens ihren Mann finden!

Beide stehen dicht vor mir, offenbar überrascht und unentschlossen. Ich ziehe mich etwas zurück, greife in die Westentasche und ziehe das Papier heraus, aus welchem ich die Medaille herausreißte. Meine Begleiter folgen meinen Bewegungen mit finsternen Blicken. Beide sind aber wie umgewandelt beim Anblick des unscheinbaren Gegenstandes! Stumm grüßend zieht der hinzugekommene wilde Kerl seines Weges voran, mein Führer hält mir dienstbeflissen den Steigbügel und erleichterten Herzens besteige ich das Thier, welches nun von dem Führer in kurzen Trab gesetzt wird! Nun wurde auch mein Begleiter rebelliger, dafür schwieg ich um so mehr und hatte innerlich schon hundert Mal diese verwünschte Bergtour bereut! Lieber will ich nochmals die größten Seestürme durchmachen!

Wo der zweite Kerl hingekommen ist, konnte ich nicht begreifen. Wahrscheinlich hatte er sich seitwärts in irgend einer Schlucht verloren — die Kerle sind ja hier im Gebirge so heimisch, wie die Ratten in ihren Löchern.

Nach einer elend zugebrachten Nacht in einem erbärmlichen Wirthshaus und nach abermals zehnstündigem Ritt blinkte mir schon der helle Spiegel des Meeres entgegen. Am Abend besah ich mich in Cosenza, einer kleinen, aber reizend gelegenen Hafenstadt — Gott sei Dank, ich bin wieder unter Menschen!

Mein nächster Gang am andern Morgen war zu der Post, wo ich mein Geld behob und einen Brief aus Egypten vorfand. Ich bringe denselben hier ziemlich wortgetreu wieder:

„Lieber Freund!“ so schrieb der gemüthliche Herr aus Kamle, „ich komme meinem Versprechen nach, Ihnen zu schreiben, obgleich ich (außer in meinem Beruf) die Feder nur sehr ungern strapezire. Ihr Haus steht noch immer auf derselben Stelle, ich habe dasselbe, Ihrem Wunsche gemäß, in die Feuerversicherung eintragen lassen, was aber hierorts hübsch theuer ist,

worauf ich Sie aufmerksam mache. Sollte aber der (glückliche?) Zufall wollen, daß es wirklich abbrennt, dann ist der Ersatz an Geld dafür um so ausgiebiger!“

„Meine frühere Signora hat aus Calcutta an mich geschrieben um — Geld! Sie möchte gern wieder zurück aus Indien, es ist ihr dorten zu heiß, auch hat sie mit ihrem buckligen Gatten das geträumte Glück nicht gefunden, kurzum: sie wollen wieder auseinander gehen! Ich bin schon darauf vorbereitet, daß meine Aphrodite eines Tages in Kamle erscheint, dann geht es natürlich nicht ohne einen heftigen Kampf ab! Vorläufig habe ich davon das bene, daß mir meine jetzige Lebensgefährtin ungemein schmeichelt, seitdem sie den indischen Brief gelesen hat!“

„Unser Freund William weilt in Cairo; man kann sich ja leicht denken, was ihn dort fesselt? Sein ehemaliger Compagnon hat sich noch nicht wieder in Alexandrien blicken lassen, es muß also doch etwas Wahres an der Filiale sein; übrigens wird er sich hüten, unserm William zu begegnen!“

„Aus Manjurah kann ich Ihnen nichts berichten. Bis jetzt ist noch Niemand von dort nach Alexandrien gekommen.“

„Ihr ehemaliger Chef in Benna-Abussir soll einen bedeutenden Verlust in Baumwolle erlitten haben. Man weiß noch nichts Genaues darüber. Die Preise hatten an der Börse einen großen Rückgang erfahren, er soll zu theuer eingekauft haben!“

„Heute ist wieder ein entsetzlich heißer Tag, + 45° R im Schatten, ich schließe deshalb und eile nach Kamle. Ich bitte um baldige Antwort, Ihr Brief aus Taranto hat mich herzlich erfreut, aus jeder Zeile liest man heraus, daß Sie Gesundheit und Humor wieder gewonnen haben! Versäumen Sie nicht, Catania zu besuchen und grüßen Sie herzlich Ihre ehemaligen Hausgenossen, besonders aber Fräulein Nina!

Ihr ergebener N.“

Wie im Traum wandle ich durch die kleine Fischer- und Hafenstadt und werfe vom Meeresstrand aus einen bangen, gedankenvollen Blick hinüber über das weite Meer nach dem fernen Süden, nach Egypten, nach dem Haus, welches mir erst so viel Freude bereitete und jetzt so viel Kummer macht. Dann wieder schweifen die Gedanken nordwärts zu den fernen Lieben und endlich werden sie unwillkürlich durch einen Griff in die Westentasche auf einen Punkt zusammengedrängt: ich halte die verwünschte Kupfermedaille in der Hand, sie brennt mir wieder in den Fingerspitzen — fort damit! ein Wurf und in weitem Bogen fliegt sie hinab in die schäumenden Fluthen! —

Am Hafen ging es lebendig zu. Eine Unmasse Fischerboote schaukelte auf den Wellen, eine Anzahl Schiffer war mit dem Ausbreiten großer, feinmaschiger Netze beschäftigt, während die Frauen und Mädchen dieselben untersuchten und schadhafte Stellen ausbefferten. Alles schien in fröhlichster Stimmung zu sein, man hörte Gesang und muthwilliges Scherzen untereinander, während die Hände fleißig arbeiteten, denn es stand ein großes Ereigniß bevor: die Büge der *Sardinien* waren von der nördlicher gelegenen Küste her angezeigt worden, da muß sich das Fischervolk rühren, um die alljährlich wiederkehrende Ernte einzuheimsen, heute Nachts schon konnten die ersten Fische eintreffen!

Nachmittags segelten die meisten Boote ab, nordwärts. Sie hatten vorn an der Spitze einen eisernen Korb hängen, mit Reißig und Pech gefüllt zum Feuermachen. Ebenso waren längs der ganzen Küste Feuerstellen hergerichtet, um die Fische anzulocken, weil die Büge derselben gern dem Licht zusteuern. Am Abend war Alles weithin beleuchtet und so lebhaft auch der Tag vergangen war, so lautlos still und feierlich ernst herrschte nunmehr tiefes Schweigen zu Wasser und zu Lande! Fast alle Einwohner der kleinen Hafenstadt waren am Ufer versammelt, Alles unterhielt sich aber nur im leisesten Flüster-

ton. Es gilt dem Brodverdienst, dem ausgiebigsten im ganzen, langen Jahr, dessen ist sich Jedermann bewußt, bis zum kleinsten Kind hinunter! Die alten und schwachen Leute, welche nicht mehr mithun konnten, beteten still vor sich hin zur Madonna, um glückliches Gelingen zum reichen Fang!

Der dunkle Nachthimmel ist mit Sternen überjät, hunderte von Feuerstellen tanzen da draußen auf den Wogen, sie nähern sich langsam der Küste, die ersten Netze werden heraufgezogen: Sie bergen eine silberblinkende, große, bewegliche Masse!

Geräuschlos wird das schwere Netz ans Ufer geschleppt und in bereit stehende, mächtige Holzkübel ausgeleert, Millionen Fische zappeln und springen darin umher, Netz auf Netz folgt hintereinander, jedes ist gefüllt mit reicher Beute.

Kräftige Burschen und Mädchen schleppen die Kübel heimwärts in die Stadt hinein, Eines treibt das Andere zur schleunigsten Umkehr an, um frische Beute zu holen.

So geht es emsig fort bis zum anbrechenden Tag! Milliarden von Sardinen sind eingefangen worden, der reiche Fang hat allgemein befriedigt!

Nun beginnt wieder ein neues, fröhliches Arbeiten. Die Sardinen müssen geköpft, gereinigt und sortirt werden, da sind alle Hände vollauf beschäftigt in Hütte und Haus. „Frische Fische, gute Fische!“ Da darf nicht gezögert werden!

Der ganze Strand ist weithin mit silberblinkenden Sardinen bedeckt, ebenso die Straßen und Plätze der Stadt, weil beim Transport viele tausend Fische verloren gegangen sind.

In Haus und Hof ist Alles mit Zubereitung der Sardinen beschäftigt, Alt und Jung, Groß und Klein, Jeder greift fleißig zu. Die jungen, frischen Mädels stehen im leichten Hemd und Unterrock an langen Tischen und schneiden oder hacken die Köpfe glattweg. Daneben stehen andere, welche das Eingeweide herausnehmen, wieder andere, die sortiren die Fische schön nach

der Größe und packen dieselben in flache Strohkörbe, welche von den kleinen Buben geschickt auf dem Kopfe balancirt nach den Räucherklammern oder direct zu den Großhändlern getragen und verkauft werden. Das Alles geht so flink vor sich, daß man dem ganzen Proceß kaum mit den Augen folgen kann. Eine große, von den Engländern gebaute Fabrik liefert die bekannten Blechschachteln und besorgt das Einölen und Verlöthen. Olivenöl reist genug auf den Bergen der ganzen Umgebung heran, daran ist kein Mangel.

Der ganze Fang der Nacht muß in einem Tage gepackt und geborgen werden, bei der hier zu Lande immer noch herrschenden großen Sonnenhitze geht die Zersetzung des Fischfleisches schnell vor sich. Die ganze Luft auf Straßen und Plätzen riecht nach Fischen. Die Ueberbleibsel oder zu kleinen Fische werden von den Schweinen aufgefressen, welche sich unter den Tischen und zwischen den Arbeitern herumtreiben. Die Schweine gedeihen dabei prächtig, sie werden dick und fett und grunzen zwischen dem lauten Geschwätz und Getreisch der fröhlich arbeitenden Mädeln und Buben.

Am Abend beginnt der Fischzug von Neuem und so geht es oft vierzehn Tage bis drei Wochen lang.

Die Züge der Sardinen kehren alle Jahre pünktlich wieder. Sie streifen längs der italienischen Küste vorbei, hinüber nach Sicilien und ebenso zur sardinischen und französischen Küste, man findet sie fast zu gleicher Zeit an allen Küsten des mittelländischen Meeres. Woher kommen diese unendlichen Schaaren von Fischen und wohin gehen sie während der übrigen langen Jahreszeit? Es scheint hier derselbe Vorgang des „Schwärmens“ stattzufinden, wie auf dem Festlande bei den Bienen, bei Tauben, Wildenten und allen anderen Zugvögeln. Sie schaaren sich an bestimmten Punkten zusammen und ziehen dann gemeinschaftlich in eine andere Gegend, um sich dort wieder zu zerstreuen.

Man sieht auch am Tage die Züge der Sardinen vorüberziehen. Sie schwimmen in gedrängten Massen, wie ein starker Silberstrom dicht unter der Oberfläche des Wassers langsam dahin, man glaubt, daß sie sich untereinander erdrücken müssen! Der Fang bei Tage würde aber weitaus nicht so ergiebig sein, weil sich die Ströme sofort vertheilen und ins tiefere Wasser senken. Daher gehört die Nacht dem Fang und der Tag der Arbeit.

Des interessanten Sardinenfanges wegen hatte ich mich um einen Tag länger in Cosenza aufgehalten, als ich beabsichtigte. Obgleich ich ein Quartier in einem besseren Hotel gefunden hatte, war vom Schlafen nicht viel die Rede, da in der ganzen Stadt ein großer Lärm herrschte und der Fischstrangeruch bis in die Zimmer drang. Auch gab es um diese Zeit Früh, Mittags und Abends stets frisch gebackene, gesottene oder gesulzte Sardinen mit saftigen Limonenscheiben servirt. Sie schmecken vorzüglich und sind außerordentlich billig, zuletzt wird Einem aber das schönste Einerlei doch zuwider. Auf den bergigen Straßen der Hafenstadt werden die Sardinen in großen Kupferkesseln über prasselndem Feuer in Del gebacken und spottbillig verkauft. Man sieht die ärmere Classe der Bewohner in den Gassen sitzen und dies leckere Mal nebst einem mächtigen Stück Polenta mit großer Behaglichkeit verzehren.

Bald hätte ich Cosenza verlassen und mich dabei eines großen Vergehens schuldig gemacht. Glücklicherweise fällt es mir vor der Abreise noch ein, daß ich ja noch kein einziges Wort über die Männer und Frauen dieser süditalienischen Hafenstadt gesagt habe. Ich beeile mich, dies Ver säumniß hiermit gewissenhaft nachzuholen und wie es der hochgeehrte Leser schon von mir gewohnt ist, nämlich vollständig wahrheitsgetreu und ohne jede Parteilichkeit.

Ich sage aufrichtig, daß ich diese italische Hafenstadt und Calabrien überhaupt ohne jede innere Herzensregung kalten Blutes verlassen kann!

Es hat mir weder das männliche Geschlecht imponirt, noch hat mir die Schönheit (?) der Frauenwelt irgend etwas angethan! Merkwürdig: die Männer sind durchschnittlich abstoßend finsterblickend, meist klein, knochig und unterseht. Die leicht gebräunte Hautfarbe, die buschigen Schnur- und Backenbärte, die starken, finsternen Augenbrauen und darunter die durchbohrenden, dunklen Augen, dazu das dichte strähnige Haupthaar — alles dies zusammengenommen verleiht dem männlichen Geschlechte etwas Dämonisches, Wildes, Unheimliches und — Abstoßendes.

Die jungen Frauen und Mädchen (von den alten schweige ich lieber ganz) entbehren durchaus der Grazie, der Lieblichkeit und der Sauberkeit. Die junge Frauenwelt ist im Stande, ganze acht Tage mit einem ungemachten Zoddellopf herumzugehen und sich dabei recht schlampig und legère zu kleiden. Es gehört freilich ein großes Stück Arbeit dazu, dies starke, schwarze, üppige und lange Haupthaar an jedem Morgen gehörig zu kämmen, zu scheiteln und zu nesteln, aber es wird verlangt, es gehört zur Erhöhung der weiblichen Grazie und die Männer (wenigstens die kritischen) sind sofort mit ihrem Urtheil fertig, wenn sie einen Zoddellopf in Hemd und schlampigen Unterröcken herumsteigen sehen! Da nützen nachher weder ein paar feurige Augen, noch ein hübsches Näschen oder ein rundliches Kinn, das vernichtende Urtheil ist gefällt!

Nun ist es aber höchste Zeit, den kleinen Küstendampfer zu besteigen, ehe meine wahrhafte Schilderung unter den hiesigen Einwohnern „laut“ wird, sonst könnte es mir am Ende noch schlecht ergehen! Es liegen immer noch ansehnliche Haufen fauliger Sardinen am Strand herum! —

Der kleine Küstendampfer vertritt die Stelle eines „Omni- bus zur See“ zwischen den italienischen und sicilianischen Küstestädten. In einem Tag macht er die Tour hinüber nach Sicilien, während ein anderer Dampfer ihm von drüben entgegen-

kommt. Er braust davon und schlängelt sich flink durch die große Masse von Seglern und größeren Dampfern hindurch. Diese ganze Küste und das Meer weit hinaus sind mit unzähligen Schiffen bedeckt, welche alle der einen Richtung zusteuern oder aus derselben kommen: der Meerenge von Messina!

Von weiter Ferne schon zeichnen sich in der klaren, würzigen Sommerluft am Horizont in dunklem Blau die sicilianiſche Küste und auf dieser selbst der himmelanstrebende, gewaltige, feuerſpeiende Berg Aetna ab, ein großartiges Panorama! Ueber der Spitze des Aetna lagern weithin ausgebreitete, dunkle Rauchwolken.

Rechts von der Insel Sicilien sieht man aus dem Meer einige kleine Bergkegel hervorragen, aus deren Gipfeln leichte Rauchwolken aufsteigen. Der ganze Meeresboden unter uns ist vulkanisch, vom Feuer unterminirt; die Feueradern aller dieser Vulkane stehen doch sicher miteinander in unterirdischer Verbindung?

Immer deutlicher treten die Umrisse des Aetna hervor und immer großartiger erscheint seine riesige Ausdehnung. Die Stadt Messina und viele andere kleine Städtchen und Dörfer liegen in der Ebene am Fuß des Riesenberges zerstreut wie winzig kleine, weiße Flecken. Dichte Waldung bedeckt seine Anhöhen, ganz oben aber, unmittelbar unter den Wolken, zieht sich ein breiter, weißer Kranz um den Berg herum; es ist der ewige Schnee, in dessen Regionen der 10.000 Fuß hohe Berg hineinragt.

Wie merkwürdig gestaltet die Natur ihre Werke: Unten, rings um Sicilien und dicht an dem Fuß des Aetna kreisen die salzigen Wogen des Meeres im ewigen Kommen und Zergehen. Aus der unergründlichen, nassen Tiefe erhebt sich der Bergriese, in dessen Innern nun schon seit Jahrtausenden das ewige Feuer lodert und sich von Zeit zu Zeit Luft macht und

oben, auf seiner Kuppe, bedeckt ewiger Schnee den unheimlichen Krater, aus welchem die gewaltigen Rauchsäulen aufsteigen und sich mit den Wolken des Himmels mischen!

Der Dampfer durchschneidet nun die Meerenge zwischen Calabrien und Sicilien, die berühmte und berüchtigte Scylla und Charibdis, welche schon im Alterthum von allen Seefahrern gefürchtet und gemieden wurde, weil sie den Schiffen mit Untergang drohte!

Wie es in der ganzen Welt der Brauch ist, daß man gerne an berühmten Stellen der Geschichte oder des Alterthums verweilt und sich von kundigen Personen oder Führern die dort stattgehabten Ereignisse vortragen läßt, so ist auch beim Passiren der Scylla und Charibdis stets der Fall, daß der Capitän des Schiffes seine Passagiere um sich versammelt und ihnen erklärt: „Hier ist die Stelle, auf welcher die Gefährten des Odysseus den irrefahrenden Helden an den Mast des Schiffes binden mußten, damit derselbe nicht dem verlockenden Gesang der Circe folgen konnte und das Schiff in dieser Weise vor sicherem Zerschellen an den zackigen Felsen der Scylla gerettet wurde!“

Da ich es nun für meine Pflicht halte, dem geehrten Leser näheren Aufschluß über diese wenig erklärenden Worte zu geben, so muß ich angesichts dieser alt-historischen Stelle um einige tausend Jahre zurückgreifen, um ihn in diejenige Zeit zurückzuversetzen, wo es noch Götter und Halbgötter gab, welche mit ihren Ehegattinnen, respective Göttinnen und Halbgöttinnen die alte Welt regierten oder auch abwechselnd zur Befriedigung ihrer Launen, ihrer Huld oder Sinneslust die damalige irdische Menschheit ein wenig hicanirten, flatterten oder auch verführten!

Zu dieser Zeit nun begab es sich, daß sich die Bewohner des hohen Olymp eines schönen Sommernachmittags entsetzlich langweilten. Zeus, der Donnerer lag träge auf einer Wolke

dahingestreckt und gähnte, daß es auf der Erde widerhallte, wie fernes Grollen vor dem Gewitter und da das Gähnen bekanntlich sehr ansteckend ist, wurde dasselbe von seiner neben ihm lagernden Gattin, der keuschen Juno sofort aufgefangen und fortgesetzt.

Die Göttin Diana spielte aus Langeweile mit ihren Jagdhunden das beliebte „Apportel“, die schöne Venus nestelte aus Langeweile an ihrem Gewand herum, während der auf ihrem Schoß sitzende, kleine Amor zum Zeitvertreib einige Pfeile schnitzelte. Am meisten aber langweilte sich die jugendliche Tochter des Zeus, die schlanke und zierliche Pallas Athene. Auf einer Wolke sitzend, hatte sie den schönen Kopf in den Arm gestützt und starrte durch die lichten Wolkenschleier nachdenklich hinaus ins Blaue des Himmels. „Beim Jupiter!“ fing sie endlich laut zu reden an, „das ist ja hier ein entsetzlich langweiliges Leben im Olymp — da haben es ja die sterblichen Menschen da unten auf der Erde viel besser, als wir Götterjungfrauen! Ich wünschte, ich wäre als sterbliches Weib geboren worden!“ setzte sie so laut seufzend hinzu, daß es ihr Vater Kronion hören mußte.

Da nun schon jeder gewöhnliche irdische Vater für den Seufzer einer erwachsenen Tochter ein feines Gehör hat und sich denselben recht gut auszulegen versteht, wie viel mehr mußte sich nun erst der olympische Vater denselben zu Herzen nehmen und zu deuten wissen?

„Meine liebe Pallas Athene,“ fing darauf Jupiter zärtlich zu sprechen an, „wenn Du glaubst, daß Du unter den Sterblichen einigen Zeitvertreib findest, so will ich Dir gern einen kurzen Urlaub dazu geben. Nimm Dir daher den Zephir, er ist der sanfteste von unseren Winden und laß Dich von ihm auf die Erde tragen. Hüte Dich aber vor den Männern da unten, sie sind voller Ränke und Schliche und können selbst

einer Göttin gefährlich werden! Sie vergöttern Alles, was weiblich ist und jung und schön dazu!"

Voll Freuden nahm die schöne Pallas Athene die Erlaubniß ihres Vaters an und fuhr bald darauf, von leichten Winden getragen, hinab zur Erde. „Das ist es ja gerade, was ich suche: ein Abenteuer mit Männern! Oh, ich werde sie schön an ihren sterblichen Nasen herumführen!“ dachte sich die schöne Göttin und lachte sich heimlich eines im Gedanken an die bevorstehende Hez.

Beim Umherwandeln durch einen stillen Hain gewahrte sie einen stattlichen Schäferknaben, welcher friedlich seine Heerde weidete.

Plötzlich kam ihr die Lust an, den schönen Jüngling aus Uebermuth ein wenig zu necken. Sie verwandelte sich in einen Orkan, gerieth als solcher zwischen die Schafe und zerstreute dieselben in alle Winde. Dann blies sie den Schäferknaben an; ein Windstoß entführte ihm seinen Hut, ein anderer stärkerer Wind riß ihm sein Gewand vom Leibe, der arme Schäfer ward vom Orkan ins weiche Moos geworfen, hin- und hergewälzt, bis die übermüthige Pallas Athene endlich des Spiels überdrüssig wurde und von ihm abließ.

Von dieser Zeit ab datirt die Geburt des Helden Odysseus, dessen Mutter ihn mit göttlicher Kraft und Stärke beschenkte. Als Jüngling schon zeichnete sich Odysseus (Ulysses) in allen Kämpfen mit Streitart und Wurfspieß aus und zog auch noch zuletzt als verheirateter Mann ins Feld zur Eroberung Trojas. Da nun die Belagerung dieser Stadt sich unendlich in die Länge zog, gab Ulysses den klugen Rath, ein großes hölzernes Pferd zu bauen, in dessen hohlen Bauch er sich mit noch elf der größten Helden versteckte. Dieses Pferd wurde nun während der Nacht vor die Thore der belagerten Stadt gerollt, worauf sich die Belagerer weit zurückziehen mußten.

Die verblendeten Trojaner glaubten nun, daß die Feinde die Belagerung aufgegeben hätten und zogen das zurückgelassene Pferd im Triumph in die Stadt. In der folgenden Nacht stiegen die zwölf Helden nunmehr in aller Stille aus dem Bauch des Rosses, öffneten die Thore der Stadt und ließen die inzwischen zurückgekehrte Armee durch dieselben ein. Nun begann ein mörderischer Ueberfall der Einwohner, welcher mit der Eroberung Troja's endigte.

Bei der Rückkehr des Helden Odysseus erfuhr derselbe, daß auf einer Insel eine schöne Jungfrau von einem Cyclop gefangen gehalten werde und sofort entschloß er sich, dieselbe zu befreien. Da dem Cyclopen aber mit gewöhnlichen Waffen nicht beizukommen war, weil er als Sohn des Poseidon aus dem Geschlechte der Götter stammte, so nahm Odysseus seine Zuflucht zu einer List. In der Nacht, während der Cyclop schlief, fällte Odysseus einen jungen Baum, dessen Stamm er zuspitzte und hierauf ins Feuer legte. Sobald das Holz ringsum in Gluth stand, schlich er sich mit dem brennenden Stamme zum Lager des Cyclopen und stieß ihm nunmehr die glühende Spitze in das einzige Auge, welches die Cyclopen bekanntlich mitten auf der Stirne tragen. Der also geblendete Riese sprang schmerz erfüllt auf und riß in seiner Wuth mehrere mächtige Stücke vom Felsen herunter, welche er dem mit der Jungfrau entfliehenden Helden nachschleuderte, ohne ihn zu treffen. Der Vater des armen, blinden Cyclopen, der Gott Poseidon, schwor aber dafür dem Odysseus Rache!

Er verfolgte ihn bei seiner Rückkehr von Troja mit allerhand Ungemach, welches wieder seine Mutter, die schöne Pallas Athene abzuwenden trachtete (Göttinnen werden bekanntlich niemals alt oder häßlich). Da nun Poseidon sich vergeblich bemühte, den Untergang des Helden herbeizuführen, hoffte er zuletzt, daß dessen Schiff an den zackigen Felsen der Scylla zerschellen oder in dem wirbelnden Strudel der Charibdis

untergehen würde. Er beredete zu diesem Zwecke die Circe, eine antike Art von Loreley, welche den Felsen der Scylla bewohnte, daß sie ihren schönsten Gesang ertönen lassen möchte damit sein Schiff in die Höhlungen und Felsenriffe gerathen möchte und von dem darin hausenden Ungeheuer mit dem scheußlichen Hundekopf verschlungen werde!

Sobald die göttliche Pallas Athene von diesem neuen Anschlag auf das Leben ihres Heldensohnes hörte, ließ sie sich sofort vom Mercur die Götterschuhe, welche bekanntlich keine Sohlen, sondern nur zwei Flügel haben, schnallte dieselben an und eilte durch die Wolken dem Schiffe entgegen, wo sie den Schiffern den Rath gab, daß sie den Odyssens an den Mastbaum binden und die Ohren verstopfen sollten, damit er den Gesang der Circe nicht hören könne, wenn das Schiff die Meerenge passiren würde. Durch diesen klugen Rath der Göttin entging Schiff und Mannschaft dem tückisch geplanten Verderben!

Unser Held Odyssens gelangte dann nach langem Umherwandern endlich glücklich auf seine heimatliche Insel und fand hier als letzten Racheact eine Anzahl „Freier“ um sein verlassenes schönes Weib vor, welche demselben vorredeten, daß ihr Ehegemaal vor Troja gefallen sei und ihr deshalb die Hand zum Bunde anboten. Die Herren zechten und schmauseten auf Regimentsunkosten und ließen nicht ab von der schönen Strohwitwe, deren einziges Söhnchen Telemachos sich die Augen um den verschollenen Vater roth weinte. Endlich kehrte der Held zurück, er ward freudig von seiner Gattin an einem gewissen Zeichen wieder erkannt und nun begann derselbe sein Haus gründlich zu säubern, indem er den „Freiern“ ordentlich heimleuchtete!

Ich muß dies Alles erwähnen, damit ich den geehrten Leser mit dem Terrain bekannt mache, auf welchem sich die alte Weltgeschichte und die Götterlehre (Mythologie) abspielte, für welche die studierende Jugend aller Zeiten schwärmte und die

durch einen der ältesten griechischen Dichter (siehe Homer's Odysee) so wunderbar besungen wurde, daß sie ein unsterbliches Vermächtniß für alle Nationen der Welt und für ewige Zeiten bleiben wird!

Die heutige Meerenge ist mittelst Dampfers ganz un-gefährlich zu passiren. Die schroffen Felsen, welche von Calabriens Bergen jäh in die Tiefe des Meeres stürzen und einen gefährlichen Vorsprung bilden, sind allerdings mit Segelschiffen äußerst vorsichtig und nur bei ruhigem Wetter zu umschiffen.

Auf der gegenüberliegenden sicilianischen Seite befindet sich ein Strudel, welcher heute noch im Stande ist, ein kleineres Fahrzeug im Kreis herumzudrehen und so in seinem Laufe aufzuhalten, bis es von einem geschickten Lootsen herausbugsiert wird.

Eine andere Erinnerung steigt in uns auf, wenn wir die *Charibdis*, den ewig kreisenden Strudel an der sicilianischen Küste betrachten. Dieser gab unserm Dichtersfürsten *Schiller* Veranlassung und Stoff zu seinem herrlichen Gedicht „Der Taucher“. Hier hoch oben an der Küste stand *Friedrich II.* von *Hohenstaufen* und warf den goldenen Becher in den rauschenden Strudel:

„Wer wagt es Rittersmann oder Knapp'
Zu tauchen in diesen Schlund?“

Zweimal holte ihn der Taucher herauf, beim dritten Mal verschlang ihn die Fluth:

„Der Mensch versuche die Götter nicht —
Da unten aber ist's fürchterlich!“

Und endlich, als ebenso schöne Erinnerung an die Schulzeit taucht das Gedicht des andern Dichtersfürsten *Goethe* in uns auf:

„Kennst Du das Land, wo die Citronen blühen?“

welches derselbe angeichts der herrlichen Küste *Siciliens* verfaßt haben soll.

Mit diesen poetischen Gefühlen im Herzen lehnt man über Bord und läßt die classischen Stellen des Alterthums im Anschauen der wunderbaren Küste an sich vorüberziehen — —

Der kleine Dampfer landet. Ich befinde mich in Catania, am südlichen Fuß des majestätischen Feuerspeiers Aetna und wenn ich Glück habe, treffe ich hier alte, liebe Bekannte: meinen ehemaligen Hausgenossen und die unvergeßliche Nina!

„Colle della Santa Virgine,“ sagte mir das Fräulein, „dort werden Sie unsere Villa finden!“ Wie freue ich mich darauf! Es ist mir zu Muth so bange, so wehe und doch so erwartungsvoll, als stünde ich dicht vor dem Wiedersehen eines Stückes meines verlassenen Heims in Egypten —

Eine Anzahl sicilianischer Vazzaroni, wie sie am Strand jedes italienischen Hafens herumlungern, nehmen mich in die Mitte. Mit kühnem Griff packe ich den ersten besten heraus: „führe mich dorthin!“ rufe ich ihm zu. Er bahnt mir den Weg durch die Andern hindurch und läuft geschäftig und vergnügt voran, der kleinen Stadt zu. Ich glaube, der zerlumpte „Strandläufer“ fühlt mit mir, daß ich Eile habe? Die Hauptstraße führt bergan, es ist Nachmittagszeit, aber immer noch sehr heiß; das macht nichts! Ich komme aus Egypten, ich bin Hitze gewohnt!

Untermweg frage ich meinen Führer: „Kennst Du den Signor Vecchio?“

„O gewiß, Signor! Das ist ein braver, alter Herr!“

„Kennst Du auch seine Tochter?“ fragte ich weiter —

„Ganz gewiß, Signor! Sie ist schön, wie die Madonna und ebenso lieb und gut!“ antwortete der Führer wie begeistert, „und ihr sposo, ihr Ehemann ist auch ein braver Herr —“ fügte der zerlumpte Mensch hinzu.

Ihr Ehemann? Ich glaube, der Mensch sagt auf Alles „ja“ und lügt mir allerhand vor, nur um gefällig zu sein?

„Ist sie denn verheiratet?“ frage ich —

„Gewiß, Signor! Schon lange! Ich kenne ganz Catania, wie meine eigene Verwandtschaft!“ betheuerte er.

„Wie lange ist sie denn schon verheiratet?“

„O, schon wenigstens — drei Monate!“ sagte mein Führer, nachdem er eine Weile nachgerechnet hatte.

Das konnte stimmen! Aber warum der Mensch „schon lange“ sagte, konnte ich nicht begreifen. Nun, ich werde mich ja bald selbst von Allem überzeugen, der Führer zeigt schon auf eine weit vor uns liegende Villa, wir sind endlich angelangt und ich fertige den Lazzaroni mit einem guten Backschiß — pardon: Trinkgeld ab, dann trete ich in eine saubere Hausflur, in deren Hintergrund eine bunte Glashür sich befindet.

Auf mein Pochen öffnet sich dieselbe — der Signor Vater prallt fast erschreckt zurück, bald darauf aber liegen wir uns in den Armen. — —

„Wie geht's, wie kommen Sie hierher, ah, das freut mich! Nehmen Sie Platz, meine Tochter wird eine Freude haben! Wo ist Ihre Frau, Ihre Kinder —“ Der alte Herr richtete vor übergroßer Freude alle diese Fragen hintereinander an mich und drückt mir dabei die Hände, als wollte er mich nimmer loslassen! —

Mit kurzen Worten erklärte ich meine Ankunft und meine Freude, ihn gesund und wohl auf wieder zu sehen.

„Meine Tochter, meine Nina wird bald zurückkommen. Sie ist in die Stadt gegangen, mit ihrem Gatten —“

„Fräulein Nina ist also doch verheiratet?“

„Ja wohl, ja doch! Und dazu recht glücklich!“

„Das freut mich! Ich habe es schon unterwegs von meinem Führer gehört — es kam mir wirklich überraschend!“

„Oh, Sie werden schauen, wie wohl sie sich befindet! Ich bin glücklich darüber und sie auch. Ihr Gatte ist ein angesehenener Kaufmann, dazu Syndikus der Stadt. Das ist schnell gegangen, nicht wahr? Kaum aus Egypten angekommen, fand

sich auch schon der Freier ein und acht Tage darauf war Hochzeit! Meine Nina ist ein resolutes Mädchen, sie hat gleich „Ja“ gesagt — da kommen sie schon!“ ruft der alte Herr, welcher die Schritte im Hausgang gehört hatte und öffnet die Thür —

Und herein schreitet die lebhafteste, schöne Signora Nina — sie steht bei meinem Erblicken zuerst ganz pass da, dann aber wirft sie den Sonnenschirm auf die Seite und fliegt mir leibhaftig in die Arme!

Es war ein herzliches, aufrichtig freudiges Wiedersehen!

Der hinter ihr eingetretene Gatte ist über die, natürlich für ihn sehr überraschend, aber keineswegs erfreulich wirkende Situation bald aufgeklärt. Er begrüßte mich darnach ebenso herzlich, nachdem die feurige, junge Frau ihre Herzenswallung durch eine innige Umarmung seiner Person wieder gut gemacht hatte.

„Jetzt wollen wir unserm ehemaligen, egyptischen Hausfreund diejenige Gastfreundschaft vergelten, welche wir in seinem Haus drüben so vielfach genossen haben!“ rief die vor Freude strahlende Nina, welche ihren stattlichen Ehegatten ebenso untermantel (wollte ich sagen) hatte, pa — wer möchte aber auch einer so gerne unterthänig sein?

Es her

nia Tage der reinsten des im oberen Stockwerk wurde. Schon am nächsten eingeladen, mit ihnen und ohne dem feuer-speienden den. Derselbe hatte voruption mehrere Ortschaften, lühender Lava übergossen strömten Einheimische und ördung zu, um hier an Ort

und Stelle die Verwüstung zu betrachten, welche dieser tückische Krater angerichtet hatte.

So lange man Weltgeschichte schreibt (und das sind schon etliche tausend Jahre) so gut ist es von Altersher bekannt, daß der *Aetna* durchschnittlich alle 6 bis 7 Jahre einmal mehr oder weniger ausbricht und seine glühende Lava nach irgend einer Seite hin ergießt! Es existirt ringsum in der Ebene an seinen Abhängen oder auf seinen Höhen keine einzige Stadt, kein Dorf oder Weiler, welche nicht schon einmal durch den Ausfluß der Lava vernichtet oder durch Aschen- oder Steinregen verschüttet worden wäre! Und dennoch bauen sich die Menschen immer wieder auf derselben Stelle an, wo ihre Vorfahren den Tod fanden — es ist die Liebe zur heimatlichen Scholle, welche sie allen Gefahren trotzen läßt!

Unter der Führung des höchst gebildeten und liebenswürdigen Gatten der Signora Nina brach am Morgen unsere kleine, aus zehn Personen beiderlei Geschlechtes bestehende Gesellschaft frühzeitig auf, um den alten Krater zu besuchen.

Zu vier zweirädrigen *Currikuli* (leichte Sitzwagen) vertheilt, führen wir unter dem Schellengeläute der vorausstrabenden Maulthiere die *Via Etna* hinauf, welche von *Catania* schnurgerade bis zum Fuß des *Aetna* führt. Diese schöne und breite Straße ist durch einen Ausbruch des feuerpeienden Berges selbst geschaffen worden und zwar datirt man ihren Ursprung aus dem Jahre 1700. Damals fand eine so gewaltige Eruption statt, daß der Berg in seiner ganzen Höhe von oben nach unten durch die innere Gluth zerrissen wurde!

Aus dieser ungeheuren Spalte ergoß sich der glühende Lavastrom langsam aber stetig fortschreitend, dabei jedes Thal und jede Kluft ausfüllend und drang immer weiter vor gegen *Catania*, dann über einen großen Theil der Stadt hinweg und ergoß sich endlich in das Meer, wo er nach und nach unter

sich auch schon der Freier ein und acht Tage darauf war Hochzeit! Meine Nina ist ein resolutes Mädchen, sie hat gleich „Ja“ gesagt — da kommen sie schon!“ ruft der alte Herr, welcher die Schritte im Hausgang gehört hatte und öffnet die Thür —

Und herein schreitet die lebhafteste, schöne Signora Nina — sie steht bei meinem Erblicken zuerst ganz pass da, dann aber wirft sie den Sonnenschirm auf die Seite und fliegt mir leibhaftig in die Arme!

Es war ein herzliches, aufrichtig freudiges Wiedersehen!

Der hinter ihr eingetretene Gatte ist über die, natürlich für ihn sehr überraschend, aber keineswegs erfreulich wirkende Situation bald aufgeklärt. Er begrüßte mich darnach ebenso herzlich, nachdem die feurige, junge Frau ihre Herzenswallung durch eine innige Umarmung seiner Person wieder gut gemacht hatte.

„Jetzt wollen wir unserm ehemaligen, egyptischen Hausfreund diejenige Gastfreundschaft vergelten, welche wir in seinem Haus drüben so vielfach genossen haben!“ rief die vor Freude strahlende Nina, welche, wie es schien, ihren stattlichen Ehegemahl ebenso unter ihrem schönen Pantof — Willen (wollte ich sagen) hatte, wie ihren Herrn Papa — wer möchte aber auch einer so reizenden Schönheit nicht gerne unterthänig sein?

Es begannen nunmehr in Catania Tage der reinsten Freude in dem gastlichen Haus, welches im oberen Stockwerk von dem jungen Ehepaar bewohnt wurde. Schon am nächsten Tag wurde ich von meinen Gastgebern eingeladen, mit ihnen und einer Gesellschaft hiesiger Stadtbewohner dem feuerspeienden Berg *Aetna* einen Besuch zu machen. Derselbe hatte vor einigen Wochen durch eine heftige Eruption mehrere Ortschaften und eine große Strecke Landes mit glühender Lava übergoßen und vernichtet und von allen Seiten strömten Einheimische und Fremde der Unglücksstätte der Zerstörung zu, um hier an Ort

und Stelle die Verwüstung zu betrachten, welche dieser rürkische Krater angerichtet hatte.

So lange man Weltgeschichte schreibt (und das sind schon etliche tausend Jahre) so gut ist es von Altersher bekannt, daß der *Metna* durchschnittlich alle 6 bis 7 Jahre einmal mehr oder weniger ausbricht und seine glühende Lava nach irgend einer Seite hin ergießt! Es existirt ringsum in der Ebene an seinen Abhängen oder auf seinen Höhen keine einzige Stadt, kein Dorf oder Weiler, welche nicht schon einmal durch den Ausfluß der Lava vernichtet oder durch Aschen- oder Steinregen verschüttet worden wäre! Und dennoch bauen sich die Menschen immer wieder auf derselben Stelle an, wo ihre Vorfahren den Tod fanden — es ist die Liebe zur heimatlichen Scholle, welche sie allen Gefahren trogen läßt!

Unter der Führung des höchst gebildeten und liebenswürdigen Gatten der Signora *Mina* brach am Morgen unsere kleine, aus zehn Personen beiderlei Geschlechtes bestehende Gesellschaft rühzeitig auf, um den alten Krater zu besuchen.

In vier zweirädrigen *Currikuli* (leichte Sitzwagen) vertheilt, fuhren wir unter dem Schellengeläute der vorausstrabenden Maulthiere die *Via Etnea* hinauf, welche von *Catania* schnurgerade bis zum Fuß des *Metna* führt. Diese schöne und breite Straße ist durch einen Ausbruch des feuerpeienden Berges selbst geschaffen worden und zwar datirt man ihren Ursprung aus dem Jahre 1700. Damals fand eine so gewaltige Eruption statt, daß der Berg in seiner ganzen Höhe von oben nach unten durch die innere Gluth zerrissen wurde!

Aus dieser ungeheuren Spalte ergoß sich der glühende Lavastrom langsam aber stetig fortschreitend, dabei jedes Thal und jede Kluft ausfüllend und drang immer weiter vor gegen *Catania*, dann über einen großen Theil der Stadt hinweg und ergoß sich endlich in das Meer, wo er nach und nach unter

prasselndem Zischen und Schäumen der hochaußspritzenden, kochenden Wogen verlöschte.

Der ganze Boden von Catania, die Plätze und Straßen, die Häuser und Mauern, Alles besteht aus Lava. Dieselbe ist dem geschmolzenen und erkalteten Asphalt zu vergleichen oder auch der Schlacke, wie sie der Schmied aus dem Feuer wirft.

Die Lava ist von ganz verschiedener Formation, Farbe und Dichtigkeit. Bald ist dieselbe schwer wie Blei, dann wieder leicht wie Coaks. Sämmtliche Häuser von Catania und Umgebung sind zumeist von behauenen Lavastücken aufgebaut und dann weiß übertüncht worden, ebenso sind sämmtliche Straßen und Chausseen mit Lavastücken gepflastert. Sie haben daher auch keinen weißen oder grauen Staub, wie unsere Straßen, sondern sie sind mit schwarzem, grobkörnigen Sand bedeckt, welcher seiner Schwere wegen auch nicht so leicht zu Pulver wird, wie unser Straßenstaub. Der Aetna speit das fertig gebrannte Baumaterial heraus, welches zu seiner Verwendung nur noch ein wenig mit der Hacke nachgeformt werden darf.

Zu beiden Seiten dieser breiten, schwarzen Lavastraße grünt und blüht die Natur in üppigster Fülle! Der Humus und die Erde, welche sich nach Jahrhunderten auf dieser Lavaschicht abgelagert haben, sind stellenweise nur 6 bis 8 Zoll stark. Sie fördern das Wachsthum aller Pflanzen aber ungemein schnell und äußerst ergiebig. Es scheint, als wenn die darunter lagernde poröse Lavaschicht die Wärme der Sonnenstrahlen in sich aufsaugt und während der Nachtzeit wiederum an die Pflanzen abgibt, wodurch eine sich stets gleichbleibende, warme Temperatur, wie in einem Treibhaus erhalten wird.

Nach einer Stunde Fahrt begann die Straße steiler zu werden. Wir verließen deshalb die engsitzigen Zweiradler und bestiegen die bereit stehenden Maulthiere, welche jeden Fußtritt dieser bergan führenden Wege und Stege fast genau kennen, daher ungemein verläßlich sind. Das Maulthier ist das Mittel-

ding zwischen Pferd und Esel. Es hat von dem Ersteren die Kraft und Größe geerbt, von dem Andern aber die Geduld, Genügsamkeit und Ausdauer und — die schrecklich langen, auf- und abbaumelnden Ohren.

Die Damen saßen seitlings auf bequemen, fesselartigen Sätteln, wir Männer ritten daneben und spielten die Cavaliere. Aus Unbekanntschaft mit der übrigen Gesellschaft hielt ich mich immer dicht neben Signora Nina, welche bei dieser Tour sich lebhaft an die Besteigung der Pyramiden und an die braunen Wüstenhöhe erinnerte.

Als wir eine Zeitlang ziemlich entfernt von der übrigen Gesellschaft nebeneinander ritten, fragte sie mich mit gedämpfter Stimme, aber ohne mich anzuschauen: „Bitte, Signor, haben Sie nichts mehr von dem . . . Betrüger, von dem . . . ehemaligen Gärtner und Pseudografen gehört?“

„Kein Wort, Signora!“ antwortete ich.

„Ich möchte Sie bitten, Niemandem davon zu erzählen!“ bat sie darauf mit eindringlichem Ton —

„Selbstverständlich, Signora! Das bleibt unter uns!“

„Ich danke Ihnen! Aber ich muß Ihnen doch mittheilen, was aus dem Menschen geworden ist:

Ich las vor mehreren Wochen in unserer Zeitung einige kurze Notizen unter den „Nachrichten aus Berlin“, daß man dortselbst einen jungen Hochstapler eingefangen habe und da ich mich begreiflicherweise für dergleichen Neuigkeiten interessirte, sammelte ich aus anderen französischen und römischen Blättern nähere Notizen und bin nunmehr fest überzeugt, daß man den Betrüger entlarvt hat, da auch der Name „von Brandenburg“ genannt wurde. Er ist zu einer schweren Zuchthausstrafe verurtheilt worden. — Gott sei Dank, daß ich damals vor großem Unglück bewahrt blieb!“ sagte die schöne Nina, indem sie mir wieder voll in die Augen schaute.

„Ja, Gottlob, daß es so gekommen ist!“ betheuerte ich aufrichtig.

„Und wollen Sie noch etwas Neues hören?“

„Ich bin begierig darauf!“

„Vor ungefähr sechs Wochen war der ehemalige Compagnon auf seiner Durchreise nach Smyrna hier, um bei meinem Vater um — meine Hand anzuhalten — ha, ha, ha! Was sagen Sie dazu?“

„Ah! Das ist frech!“

„Ich kannte doch sein Verhältniß mit der hübschen Sängerin ganz genau und war erstaunt! Glücklicherweise konnte ich ihm meinen Gatten vorstellen, worauf er ganz kleinlaut wurde, seinen Hut ergriff und sich schleunigst empfahl. — Ich hätte ihn auch niemals genommen! Das aber will ich hier offen vor Ihnen bekennen und Sie werden es zu würdigen wissen: Hätte damals Mr. William um mich geworben, ich würde ihm meine Hand nicht verweigert haben — mein Vater ist vermögend genug!“

O Freund! Könntest Du diese Worte aus schönem Mund hören! Leider sind dieselben aber auch zu spät ausgesprochen — sie verhallen in den waldigen Abhängen des türkischen Kraters, welcher schon so oft das Leben von tausenden Menschen mit einem Schläge vernichtet hat! Dein Leben aber wird langsam von ewigem Herzeleid verzehrt werden!

Die Gesellschaft vor uns hielt. Alles war aus den Sätteln gestiegen und lauschte mit gesenkten Köpfen und gespannten Blicken zu Boden, welcher auf eine große Strecke hin ganz kahle, bläuliche, verhärtete und in rundlichen Buckeln auf- und absteigende Lava zeigte, wie wenn geschmolzenes, kochendes Blei plötzlich erstarrt wäre!

Einige der Herren hatten sich zu Boden gelegt und das Ohr dicht auf denselben gedrückt. Ich folgte diesem Beispiel und konnte nun deutlich ein fortbauernes, stärkeres und

schwächeres Rollen und Donnern im Innern des Berges vernehmen — eine keineswegs sehr ermuthigende Wahrnehmung!

Der Führer steckte einen schwachen Papyrus-Rohrstab aufrecht in eine Spalte des Bodens. Die aus feinen, seidenartigen Haarbüscheln bestehende Blüthe der Papyrusstaude fing sofort zu zittern an. Die leichte Bewegung des Bodens, welche nur von einigen Damen merklich gefühlt wurde, übertrug sich durch den feinen Rohrstab auf die zarten, herabhängenden Blüthenfasern ganz deutlich, sie erzitterten wie elektrisch bewegt.

So dicht bewaldet die untere, größte Partie des Aetna bis zu zwei Dritteln seiner Höhe ist, so plötzlich nimmt alle Vegetation ab. Vor unsern Augen thürmen sich nur noch die graublauen Lavafelsen in den verschiedensten Formen ihrer Erstarrung aufeinander. Die eigentliche Bergspitze bleibt dem Auge vorläufig unsichtbar.

In stummem Staunen ritten wir den Waldessaum entlang und erreichten am Nachmittag die Ortschaft Nikolosi, welche hier oben von einer Anzahl Hirten und Weinbauern bewohnt ist. Alle die niederen Häuschen mit den flachen Dächern sind aus schwarzen Lavasteinen regellos aufgebaut und bilden die frischgrünen Weinranken, welche dieselben überziehen und der aus den Bergspalten herauswuchernde Ephen, sowie die hellfarbigen Kleider und weißen, viereckigen Tellerhauben der Frauen und Mädchen einen grellen, aber freundlich anheimelnden Contrast zu diesem schwarzgrauen Hintergrund.

Eine Anzahl hübscher Mädchen und Kinder kommt uns entgegen, sie bieten Weinbeeren, Feigen, Datteln und allerhand Obst an, welches sie in flachen Körben auf der hochgehobenen, flachen Hand geschickt balanciren. Alles dies wächst hier oben in reicher Fülle und bester Qualität, gleichermaßen auf Däsen, welche sich in Streifen oder größeren Gebieten hellgrün schimmernd von dem schwarzen Untergrund abheben!

Dicht an dieser Ortschaft vorbei hatte sich der Lavaström vor einigen Wochen thalabwärts ergossen, die schwarzen Schollen waren kaum erkaltet und trotzdem herrschte ausgelassene Fröhlichkeit und Geschwägigkeit unter den munteren Mädchen, welche sich namentlich um die Herren drängten, weil sie bei denselben auf größere Freigebigkeit rechnen konnten, die ihnen auch im ausgiebigsten Maße zu Theil wurde.

Nach kurzer Rast und Stärkung setzten wir unseren Weg zu Fuß fort, um den ermüdeten Thieren einige Ruhe zu gönnen.

Unsere vier Damen (alle verheiratet) schritten muthig voran über die holprigen, unförmlichen Lavamassen dem unsernen Val debove zu, welches ebenfalls von dem letzten Ausbruch berührt wurde und seiner eigenthümlichen Formation wegen berühmt ist.

Eine weite, todte, schwarzblaue Ebene breitet sich vor uns aus, sie ist mit tausenden Höckern und Buckeln bedeckt, das Ganze schaut aus, als sei eine dicht zusammengedrückte Herde schwarzer Büffel plötzlich erstarrt! Daher die Bezeichnung: Büffel-Thal. Alle die Lavaströme, welche über diese Ebene hinweggezogen sind, haben genau dieselbe Formation angenommen — eine Thatsache, welche noch nicht aufgeklärt ist. Vom letzten Ausbruch sieht man eine etwas höher gelegene Schicht Lava von der gleichen buckligen Formation, aus welcher noch an vielen Stellen starke Rauchsäulen aufstiegen.

Ermüdet von allem Schauen kehrten wir nach Nikolosi zurück, während in den Thälern unter uns die Vesperglocken das Ave Maria einläuteten, welches sich wie ein Sterbeläuten zu der hier oben erstarrten Natur anhörte.

In Nikolosi befindet sich eine Fremdenherberge, welche stark besucht wird. Dieselbe ist aus Lavasteinen einfach, aber geräumig aufgebaut und bietet Quartier für einige Duzend Reisende, welche allerdings nicht in einzelnen Zimmern untergebracht werden, sondern in zwei großen Räumen mitammen

übernachten müssen, wobei anstandshalber beide Geschlechter getrennt schlafen.

Bei unserer Rückkunft fanden wir eine englische Familie vor, bestehend aus Vater, Mutter, Sohn und Tochter, die beiden Letzteren im Alter von circa siebenzehn bis achtzehn Jahren.

Es ist nun eigenthümlich, daß der Engländer, wo er auch immer auf dem Continent oder sonst wo auf der weiten Welt verweilen oder herumreisen mag, stets etwas Besonderes in Wesen, Manieren und Kleidung an sich hat, das ihn sofort als „Engländer“ kennzeichnet.

Der „englische“ Vater saß in einem Schaukelstuhl und hatte der größeren Bequemlichkeit oder sonst irgend einer Laune wegen die Beine vor sich ausgestreckt auf dem einzigen Tisch liegen. Die magere Lady saß in einem anderen Schaukelstuhl und las in einem rothgebundenen Reisewerk mit einer so strengen, kalten Miene, als sei es eine Abhandlung über Sitte und Moral, während das ebenso magere Töchterlein mit züchtig niedergeschlagenen Augen ihre Fingerspitzen nach einander betrachtete und der Herr Sohn zum Fenster hinausstarrte, wobei er sich auf dem Fensterbrett mit beiden Armen aufgelümmelt hatte und sein werthes „Rückwärts“ auf den breit ausgebreiteten Beinen zum Zimmer hineinragen ließ.

Nun sollte man meinen, daß der Eintritt von vier lebhaften, eleganten und meist schönen Damen, voran die strahlende Nina und sechs hinter denselben folgenden Herren die Engländer ein wenig aus der Fassung oder der innegehabten Lage bringen könnte? Denn wenn eine ganze Familie ein Naturwunder, wie der feuerspeiende Aetna besucht, setzt man doch als sicher voraus, daß sich bei m i n d e s t e n s einem Mitgliede derselben ein lebhafteres Gefühl für Natur, für Schönheit, für Bewunderung finden sollte? Weit gefehlt!

Der Engländer Vater drehte seinen knöchigen Kopf langsam nach rechts, um die Eintretenden kaltblütigst zu mustern,

wobei er aber die Beine keineswegs vom Tisch zog, die Lady blickte nur ganz flüchtig, aber womöglich noch kälter auf dieselben, Fräulein Tochter machte es der Mutter nach, während der Lämmel am Fenster sein Gesicht nach rückwärts drehte, aber seine fleghafte Stellung durchaus nicht veränderte.

Ist es nun wirkliche Harmlosigkeit oder Ueberhebung, Absicht oder — Dummheit — wer will es beurtheilen, ohne den Engländer zu kennen?

Unsere Damen waren förmlich verlegen über die Stellung der beiden Amerikaner und deren Unverfrorenheit — in einigen der jüngeren sicilianischen Herren unserer Gesellschaft kochte es aber wie in dem unter unseren Füßen befindlichen Vulkan! Der Sicilianer kann furchtbar wild werden, es kommt ihm dann auf Messer und Dolch nicht an! Er ist stolz auf sein schönes Heimathsland und fragt den Teufel nach andern Nationen! Die Damen sind ebenso schnell erregt. Das Auge, welches noch soeben lächelte, zieht sich bei der geringsten Beleidigung finster zusammen und sprüht Tod und Verderben!

Der Sicilianer hat seinen Grundcharakter und seinen Haß gegen fremde Nationen damals zur Zeit der „sicilianischen Vesper“ vor 300 Jahren schon so recht deutlich zum Ausdrucke gebracht! Die große schöne Insel stand zu dieser Zeit unter französischer Herrschaft und wurden die Einwohner von den übermüthigen französischen Soldaten auf die brutalste Weise behandelt, ausgeplündert, mit schweren Steuern belegt und obendrein noch verhöhnt und ihre Frauen und Töchter von ihnen verfolgt. Das machte natürlich viel böses Blut und reizte sie zu Empörung und Rache, welche im Geheimen von Stadt zu Stadt und von Dorf zu Dorf im ganzen Lande vorbereitet wurden.

Da begab es sich eines Sonntags Vormittags, als die Bewohner Palermos andächtig die Kirche verließen, daß ein betrunkenener französischer Soldat sich mitten unter die züchtig

daherwandelnden Frauen mischte, ein hübsches, zartes Mädchen herausgriff, dieselbe mit Gewalt auf offener Straße umarmte und küßte und nicht von ihr ablassen wollte. Im gleichen Moment stürzte sich aber ein darüber entrüsteter Jüngling aus edlem Hause mit hoch erhobenem Dolch auf den frechen Franzosen und mit den Worten: „Tod den Franzosen!“ stieß er denselben nieder.

Wie ein Lauffeuer ging diese Parole durch die ganze Stadt, durchs ganze Land bis an die fernsten Küsten. Alle Bewohner Siciliens, Männer, Frauen und Kinder stürzten sich zu gleicher Zeit auf die, des Sonntags wegen, herum promenirenden Söldner, und unter dem Ruf: Tod den Franzosen! wurden dieselben auf Straßen und Plätzen, in den Lakondas und Weinboutiquen umgebracht. Das Volk von ganz Sicilien war von einer förmlichen Mordlust ergriffen, die französische Besatzung konnte ihm keinen Widerstand entgegensetzen, weil sie viel zu gering war — Alles fiel unter den Messern und Dolchen der fanatisch mordenden Menge. Die Mordlust erstreckte sich auch auf die französischen Beamten, auf deren Frauen und Kinder, kurzum auf Alles, was französischen Blutes war. Wer von dem empörten Volk als Franzose verdächtigt war, mußte die Worte *ceci et ciceri* (Wicken und Erbsen) aussprechen. Sobald er dieselben mit Zischlauten untermischte, woran man die französische Zunge erkannte, wurde er ohne Erbarmen niedergemacht. 2500 Franzosen fanden ihren Tod in Palermo allein, in ganz Sicilien wurden über 5000 Franzosen hingerichtet. In einem Tage war das Land von seinen Unterdrückern befreit. — —

Signora Nina bog sofort in das Nebenzimmer hinein, wohin wir Anderen folgten und da sie ihre Landsleute genau kannte, bemächtigte sie sich sogleich der jüngeren Leute, deren Augen wild zu rollen begannen und deren Hände in den Taschen nach den spitzen Klappmessern suchten; denn ich muß leider

bemerkten, so, wie jeder Sicilianer aus dem geringen Volk sein Stilet hinten im Hosengurt trägt, ebenso führt auch Jedermann aus den besseren Ständen ein dolchartiges Klappmesser bei sich — da gibt's also nichts zu lachen!

„Signori!“ redete die in ihrer Entrüstung flammende Schönheit die jungen Herren an, „nur keine Aufregung! — Ich bitte darum!“

Und sogleich waren die Gemüther beruhigt. Der Sicilianer ist galant gegen das schöne Geschlecht und folgsam. Man belachte die Scene, welche die Engländer boten, bekritelte die Schönheit und Sittsamkeit der englischen Mutter und als erst der vorzügliche A e t n a w e i n die Köpfe erwärmt hatte, nahm die Lustigkeit immer mehr zu.

Die jungen Herren hatten einige von den hübschesten Landmädchen hereingezogen, welche in großer Anzahl die Thür umstanden und durchaus nicht spröde sind. Bald waren auch mehrere Mandolinen und Gitarren herbeigebracht und es entstand mit dem hereinbrechenden milden Abend eine ausgelassene Fröhlichkeit mit Tanz und Gesang mitten auf einem — Vulkan!

Der hiesige Nationaltanz, die fanfarulla, wird hierorts mit derselben Vorliebe getanz, wie bei uns der Walzer. Das paarweise Tanzen und Aneinanderpressen, wie es bei uns üblich ist, kennt man dort nicht. Die einzelnen Tänzer und Tänzerinnen suchen in allerhand Biegungen und Verrenkungen des Körpers ihre Geschicklichkeit darzuthun. Es kommen mitunter höchst zweideutige Situationen vor, welche aber in aller Harmlosigkeit laut belacht und beklatscht werden. Die jungen Mädchen, welche nur in sehr leichten, weit ausgeschnittenen Hemden mit kurzen Ärmeln und dito sehr kurzen Röcken bekleidet sind, drehen sich oft sinnverwirrend schnell um sich selbst im Kreis herum, wobei die Röckchen hoch auffliegen. Alles arbeitet mehr mit den Füßen, während die Arme in graziösen Lagen über dem Kopf gehalten werden oder das Tambourin bearbeiten.

Unsere Damen, sowie unsere ganze Gesellschaft beteiligten sich schließlich ebenso am Tanz und Alles hüpfte durcheinander, während die Sirenen, Gitarren und Tambourins dazu aufspielten! Hätte ich nur eine Idee von diesem Nationaltanz gehabt, würde ich sicher eines von den hübschen Mädchen herausgegriffen haben und mit ihr losgegangen sein. So aber mußte ich müßig als Zuschauer verharren und es dauerte nicht lange, so erschien auch Alt-England, Vater und Sohn, postirten sich in der Thüre, um freundlich grinsend dem ausgelassenen Tanzvergnügen ebenfalls zuzuschauen.

Im Nu waren die Beiden aber von den übermüthigen Mädeln umringt und unter Lachen und lustigem Geschrei in die Mitte des Raumes gedrängt. Jetzt mußten sie sich loskaufen und da unsere jungen Herren die Mädeln zu immer größeren Forderungen aufsetzten, aus Rache für die frühere Unverschämtheit der Engländer, so mußte der Alte ganze Hände voll Kupfer- und Silbermünzen vertheilen und schließlich noch beim Wirth einige Guineen einwechseln, um seinen blöden Sohn frei zu kaufen, der sich aber die Umhalsungen und Platterien der jungen, frischen Dirnen ganz ruhig gefallen ließ, zum großen Aerger der züchtigen Frau Mama, welche ihm mit ihrer dünnen Stimme vergeblich zurief, sich frei zu machen, was mit allgemeinem Gelächter begleitet wurde!

Und all die ausgelassene Heiterkeit tobt hier oben auf einem vulkanischen, vom Feuer unterwühlten Boden, welcher sich in jedem Moment aufthun und uns Alle mitammen in seinen feurigen Abgrund verschlingen kann. „Welch' ein Leichtsinn!“ denkt sich der Fremde.

Das ist aber die „Macht der Gewohnheit“, welche den mit der Gefahr aufgewachsenen Menschen gegen dieselbe sorglos und vertraulich macht. Und wenn der Aetna alle 6—7 Jahre ausbricht und seine glühende Lava über Hütten, Dörfer und Städte ergießt, so ist er damit doch noch nicht im Stande ge-

wesen, die Sicilianer und deren angeborene Fröhlichkeit aus ihrer Heimat zu vertreiben.

Nachdem sich die Mädchen entfernt hatten, wobei wir ihnen noch ein Stück Weges das Geleit durch den stillen, dunklen Wald gaben, kehrten wir in das Fremdenhaus zurück, wo wir den sicilianischen Wirth im lebhaftesten Disput mit dem alten Engländer vorfanden. Dieser bestand nämlich darauf, daß er mit seiner Familie eines der beiden geräumigen Zimmer für sich allein behalten wollte, während unsere ganze übrige Gesellschaft zusammengedrängt das zweite Zimmer als Nachtquartier benutzen sollte. Das war aber doch ein zu unbilliges Verlangen und dabei gegen alle Sitte und Gepflogenheit!

Von jeher bestand hier der vorgeschriebene Brauch, daß beide Geschlechter getrennt von einander schliefen. Die Besteigung des feuerspeienden Bergriesen läßt sich unmöglich in einem Tage abmachen. Es wird deshalb das Fremdenhaus zu kurzer Nachtruhe benutzt und wenn auch nicht viel vom Schlafen die Rede ist, weil schon des Morgens um 3 Uhr wieder aufgebroschen wird, so macht man es sich doch wenigstens einigermaßen auf den Matrazen und Polstern bequem, welche zu diesem Zwecke hereingeschleppt und am Fußboden gelagert werden.

Unter diesen Umständen ist es wohl sehr leicht begreiflich, daß die Damen allein sein wollen, was dem alten Englishman aber nicht beizubringen war. Er pochte auf seinen Geldsack und wollte eher eine nicht unbedeutende Summe zahlen, wenn er das Zimmer für sich allein benützen könnte! Unseren vier Damen höchstens wollte er gestatten, bei ihm und seiner Familie zu bleiben.

Jetzt riß uns aber die Geduld. Ja, glaubt denn dieser Kohlenkönig oder was er sonst sein mag, daß wir vor seinem Geld einen Respect haben und unsere Damen also beleidigen lassen? Wir werden ihm den Hausbrauch zeigen!

Ohne Umstände schleppten wir Männer in Ermangelung von Dienerschaft die Matrasen und Koffer selbst in das Zimmer der Lady, welche darüber in eine Art Starckrampf verfiel, während das Töchterlein vor Scham die Augen in den Boden bohrte. Unsere Damen aber verblieben im andern Zimmer und sperren die Zwischenthür ab. Nun sah ganz England in der Falle und nach vielem, ganz unnützem Lärm und schließlich sehr höflichem Ersuchen wurden endlich die züchtige Mama und ihr Töchterlein in das Zimmer der resoluten sicilianischen Damen eingelassen — Old-England hatte sich ergeben!

Trotz der ziemlich späten Nachtsunde, es war 11 Uhr geworden, trat immer noch keine Ruhe ein. Der alte Engländer mußte wohl die Gewohnheit haben, eine recht umständliche Nachtoilette zu machen. Beim Schein der einzigen Petroleumlampe, welche an der Wand hing, zog er sich sorgfältigst bis aufs Hemde aus, kramte dann aus seinem mächtigen Reisefoffer ein langes, großkarrirtes Nachtgewand, Nachthaube, Schlafschuhe *rc.* heraus und schaute in diesem Anzuge wie ein Bajazzo aus. Da wir nun höchstens noch drei Stunden Zeit zur Rast hatten, und der alte Engländer immer noch keine Ruhe gab, erhob sich einer der Sicilianer und blies ihm die Lampe vor der Nase aus. Nun endlich legte sich der Sohn Albions unter Murren und Fluchen neben seinem blöden Sprößling zur Ruhe nieder.

Es war aber kaum der Mühe werth, daß man sich niedergelegt hatte, denn unsere Führer begannen schon mit dem ersten Morgengrauen einen echt italienischen Heidenspektakel:

„Auf! auf, Signori! **Avanti!** Die Sonne wird sofort am Horizont erscheinen — auf, auf! Sogleich wird sie aus dem Wasser steigen!“

Im Umsehen waren wir Alle vom Lager aufgesprungen. Der Sonnenaufgang, vom Aetna gesehen, ist ja das höchste Naturschauspiel, welches die Welt nur zu bieten vermag. Darum

bleibt man ja über Nacht in den Kleidern, um nur den Aufgang der Sonne nicht zu versäumen!

Während wir hinaus eilten und die Führer beständig ihr lautes „Auf, auf!“ ertönen ließen, rief der alte Engländer ebenso oft „No, no! Noch nicht! Stop, Signori — warten Sie noch — ich bin noch nicht fertig!“ dazwischen und begann dann wieder eine recht umständliche Toilette; wir eilten indessen mit unseren Damen einer kahlen Anhöhe zu und hatten kaum in der noch immer herrschenden Finsterniß einen sicheren Posten gefaßt, als auch schon der Osten des Himmels dort weit über den Fluthen des jonischen Meeres sich zu röthen begann. „Aurora hatte den Himmelswagen zur Fahrt über Länder und Meere bestiegen!“

Im schweigenden Staunen sahen wir dem täglich sich wiederholenden Naturschauspiel: dem *U n b r u c h* des *T a g e s* entgegen. Wie eine flüchtige Heerde treibt die noch hinter dem Horizont versteckte Sonne die grauen Wolkenschleier vor sich her: nun beginnt sie ihr wirkliches Erscheinen durch ein prachtvolles Farbenspiel anzukündigen, dann breitet sie vor sich einen goldigen Saum längs der ganzen weiten Wasserfläche aus und endlich erscheint der oberste dunkelgoldige Halbkreis, welchem nun in rascher Zunahme die ganze blendende und strahlende Sonnenscheibe folgt — der Tag ist angebrochen! Ueber dem Wasser vor uns zieht sich eine breite goldene Straße — die Anhöhen, Waldungen und Thäler zu unseren Füßen erglänzen im üppigsten Farbenschmuck! Selbst aus dem nackten, tothen Gestein der Felsen und der Lava weiß die Sonne blühende Funken herauszulocken.

Nun wenden wir den Blick nach rückwärts. Der ganze nackte Bergkegel spiegelt die Strahlen der Sonne augenblendend zurück. Wir erkennen genau jeden Zug, welchen die Lava von oben herunter in älterer oder neuerer Zeit genommen hat, wir sehen genau die Grenze, an welcher der ewige Schnee beginnt

und endlich erkennen wir auch deutlich die schwarzen Rauchfäulen, welche dem Gipfel des Berges aufsteigen und sich mit den Wolken des Himmels mischen.

Der Gott des Feuers und der Schmiede, der rastlose Vulkan hämmert und schmiedet da unten im Innern der Erde mit seinen eindringigen Gehilfen, den Vulkanen, und seiner Esse aufsteigen die schwarzen Rauchfäulen, welche durch den mächtigen Schlot dem Olymp zufließen, wo Jupiter Zeus thronet.

Wahrhaftig! beim Anblick dieses imposanten Bildes der Natur glaubt man gerne an alle die alten Sagen aus der Zeit der Hellenen und an ihre olympischen Götter.

Doch vom Erhabenen zum Pächelichen ist beinahe nur ein Schritt. Soeben tritt die englische Lordfamilie aus der Thür, um zweifellos den Aufgang der Sonne zu bewundern. Die Himmlische war aber so tactlos gewesen, vor dem Erscheinen „Ihrer Lordschaften“ aufzustehen, weshalb die Engländer sich auch sofort wieder der Thür zuwandten, um im Innern des Gebäudes zu verschwinden — begleitet von einer ungeheuren Lachsalve aus allen unseren Kehlen, welche mit hundertfachem Echo aus Berg und Thal wiederhallte.

Der sehr geehrte Leser wird zu seinem Erstaunen bemerkt haben, daß während der ganzen Partie auf den Aetna noch nicht ein einziges Mal vom Essen oder Trinken die Rede war, worüber zu berichten ich doch stets bemüht gewesen bin.

Ja, es wurde auch diesmal wie an jedem jungen Morgen gefrühstückt. Den Berg herauf ertönen helllachende Kinder- und Mädchenstimmen, dann erscheinen aus dem Thal die bunten Kleider und weißen, viereckigen Tellerhüte der kurzröckigen Mädel von gestern, welche auf den Köpfen die vollen Krüge mit Milch und die kleinen Körbe voll Backwaaren und Obst balanciren.

Unsere Gesellschaft lagert sich auf einem saftiggrünen Abhang, die Mädel serviren das Frühstück, während die jüngeren Männer allerhand Schäkereien treiben. Zwischen Stadt- und Landbewohnern besteht hierorts keine so große Schranke, wie bei uns.

Während des Essens erklärt der Gatte Mina's die wundervolle Seelandschaft, welche sich zu unseren Füßen ausbreitet; es sind die Liparischen Inseln, von welchen immerwährende Rauchsäulen aufsteigen, da dieselben ebenfalls kleinere Vulkane haben, die sich in ununterbrochener Thätigkeit befinden.

Wie merkwürdig ist aber der Unterschied zwischen der Lava des Aetna und jener der kleinen, vulkanischen Inseln!

Hier ist Alles schwarze, kompakte Masse oder Schotterähnliches, dunkles Steingeröll. Da drüben ist Alles weißgrau! Die Vulkane und die umgebenden Landstriche schauen aus wie schmutzige Schneeberge und Schneefelder. Dieser grauweiße Schotter wird nun fortwährend von Hunderten Inselbewohnern umgegraben und ausgeklaut. Er liefert der Industrie ein wichtiges, viel begehrtes Material, welches die kleinen Krater fix und fertig zum Gebrauch ausspeien, nämlich den Bimsstein!

Wie viele Schiffe werden jährlich mit dem Bimsstein von den Liparien verladen und steuern damit in die weite Welt hinaus. Man findet denselben in faustgroßen und noch viel mächtigeren Stücken in der tausendjährigen, schotterähnlichen Lava und jeder neue Ausbruch bringt frischen Bimsstein mit sich.

Einige der kleineren liparischen Inseln sind vollständig unbewohnt. Sie werden nur alljährlich einige Male auf „Bimsstein“ abgesehen. Es wächst nicht ein einziger grüner Halm auf denselben.

Der erfahrene und liebenswürdige Gatte der schönen Mina war als Syndicus der Stadt Catania mit allen Verhältnissen

seines Insellandes vertraut. Er erzählte uns ferner, daß da drüben auf den Liparischen Inseln einige Schwefelquellen sich befinden, aus welchen jahraus, jahrein das siedend heiße, gelbe und dicke Wasser herausbrodeln, welches nach der Erkaltung den reinsten gelben Schwefel absetzt. Es befinden sich auch noch einige Schwefelfabriken auf der größeren Insel, jedoch soll das Leben auf diesen vulkanischen Inseln so traurig sein, weil jede Vegetation fehlt, daß man nur Verbrecher und Landstreicher zur Arbeit hinüberschickt.

Wenn ich bei der Beschreibung dieses vulkanischen Theiles der Mutter Erde länger verweile, ist es nur des geehrten Lesers wegen, welcher mit mir die Bewunderung der Allmacht theilt, die in ihrer Fürsorge für die irdischen Bewohner unseres Planeten Alles in so reichem Maße geschaffen hat, daß man immer und ewig aus dem nie versiegenden Born ihrer Gaben schöpfen kann!

Hier dicht nebeneinander sind die drei Elemente im großartigsten Maßstabe zu finden: Das Feuer, das Wasser und die Erde!

Alle diese drei sind durch dazwischenliegende Fels-, Stein- oder Kohlenflöße getrennt. Ein Durchbruch einer dieser Scheidewände und das Erdbeben ist fertig!

Es lag nicht in der Absicht unserer Gesellschaft die, mit vielen Gefahren verbundene Besteigung des eigentlichen Kraters und der ihn umgebenden Schneeregion zu unternehmen. Dazu gehört mehr Zeit und Opferruth. Es soll aber nicht unerwähnt bleiben, daß dieser ewige Schnee eine großartige Erwerbssquelle für den Handel bietet und von Unternehmern gegen hohes Entgelt von der Regierung gepachtet ist. Tagtäglich ziehen ganze Karawanen Maulthiere vom Schneegebirge hinunter in die naheliegenden Städte Messina und Catania. Sie tragen auf ihrem Rücken den in Körben zusammengestampften Schnee als nothwendiges Eis für die Brauereien, Conditoreien zc. thalabwärts.

Am späten Abend erreichten wir Catania. Man trennte sich von einander mit herzlichen Grüßen, aber todmüde von allem Bergsteigen und Bewundern. Ich mußte selbstverständlich im Hause meiner Gastfreunde übernachten.

Vom Tage meiner Abreise von Egypten angefangen hatte ich noch nicht ein einziges Mal Gelegenheit gehabt deutsch zu sprechen. Ich hatte ein wirkliches Verlangen nach den Lauten meiner Muttersprache und obgleich die schöne Signora Nina damals eine große Vorliebe und Gelehrigkeit für unsere Sprache an den Tag legte, des berühmten Ex-Grafen wegen, so wollte sie jetzt durchaus nichts mehr davon wissen und es kam kein deutsches Wort mehr über ihre Rosenlippen. Die deutsche Sprache war für sie todt.

Sollte denn hier in Catania wirklich keine einzige deutsche Seele aufzufinden sein? Der alte Signore rieth mir, daß ich mich auf der „Polizia“ erkundigen sollte und das war wirklich das Einfachste. Dasselbst erfuhr ich auch, daß sich ein Deutscher in der Stadt befinde, welcher eine Agentur für Seeversicherungen hatte, und daß dieser ein sehr liebenswürdiger „Padrone“ sei. Den muß ich mir aufsuchen, mag er sein wie er wolle, ich kann doch wenigstens dann „deutsch“ reden und finde vielleicht in ihm einen ortskundigen Gesellschafter?

Wenn man eine so große Zeit lang immerfort eine fremde Sprache plappern muß, kommt man sich mit der Zeit förmlich verlassen und ausgestoßen vor! Man fängt bald an, mit sich selbst zu reden, man wiederholt auf einsamen Spaziergängen unwillkürlich laut vor sich hin die Kose- und Schmeichelnamen der Frau und Kinder, man summt und singt ein heimatisches Lied und alles nur, um seine eigene Sprache wieder zu hören. In der Fremde vermißt man so recht die süßen Mutterlaute, welche uns Menschen im Auslande sofort aneinander fesseln.

Zum Beispiel: Ein Wiener (III) kommt nach Paris, wo die Bildung bekanntlich schon so weit vorgeschritten ist, daß der

geringste Hausknecht und das gewöhnlichste Abwaschmädchel schon französisch sprechen. Das ist recht schön, aber leider nicht Jedermanns Sache.

Er geht deshalb auf die Suche und findet bald irgend einen Landsmann. Derselbe ist zwar kein Wiener, sondern ein Steirer — das macht aber nix. Das gemeinsame, österreichische Vaterland legt in dieser französischen Metropole eine unsichtbare Fessel um zwei Herzen, die sich sprachlich gefunden haben.

Nun begegnet der Wiener (III) einem wirklichen Wiener (XVIII). Da ist die Begrüßung schon ungemein herzlich. Jeder erzählt von seinem heimatlichen Grund und wenn auch zwischen III und XVIII noch viele Häuser stehen, so begegnen sich die Erinnerungen dafür auf Straßen und Plätzen, welche beiden Wienern bekannt sind.

Endlich begegnet der Wiener (III) einem echten Landsmann (auch III) — jetzt ist's aus! Man begrüßt sich stürmisch, man sucht sofort ein gemüthliches Restaurant auf und schwelgt in den festigsten Erinnerungen an die heimatlichen Gassen, man fragt einander nach der Verwandtschaft und Bekanntschaft und findet schließlich eine Person oder Sache, von welcher aus nun der kaum geknüppte Faden der Freundschaft zu einem immer stärker werdenden Tau ausgesponnen wird!

Und das alles vermag die eigenthümliche Musik der zu Herzen gehenden heimatlichen Laute, welche aber auf jedem Grund eine andere Tonart haben, die nur der „Kenner“ zu unterscheiden versteht.

Der sicilianische Polizeibeamte war mit diesem deutschen Landsmann befreundet und da er gerade keinen Dienst hatte ging derselbe mit mir, damit ich sicher hinkäme.

Der deutsche Landsmann entpuppte sich aber als ein Pole, welcher nur ein sehr gebrochenes Deutsch sprach. Die Polen sind im Auslande gern Deutsche, in Deutschland selbst
Zehn Jahre in Egypten. II.

wollen sie aber nur Polen sein, durch und durch. In der Unterhaltung mit ihnen kommt man nach kaum fünfzig Worten schon immer auf die leidige Politik und auf ihr verloren gegangenes Vaterland zu sprechen.

Mein neuer Bekannter, ein etwas bejahrter Mann, nahm mich herzlich und freundlich auf. Er fragte mich aus über die Zustände in Deutschland und Polen und ich kam doch direct aus Egypten. Die „polnische Frage“ hat mich überhaupt immer sehr ruhig schlafen lassen — ich kenne von der ganzen polnischen Staatsangelegenheit nur das Lied: „Noch ist Polen nicht verloren!“ Es wird schon einige sechzig Jahre gesungen, aber wie mir scheint: ohne jeden Zweck, und nur darum, weil es eine schöne Melodie hat!?

Man gedenkt aber einen Polen sofort für sich, wenn man in seine Hoffnung für das Wieder- und Auferstehen des verloren gegangenen Vaterlandes einstimmt. So ging es auch hier. Nachdem ich obiges Lied angeführt hatte, nur um etwas Schmeichelhaftes zu sagen, führte mich der gute Pole mit meinem Begleiter in seine Familie ein, welche aus ganz echten, eingeborenen Sicilianern bestand.

Ein einziger Blick in die Häuslichkeit belehrte mich, daß die Leute nur ein glückliches Familienleben führen konnten. Der Hausvater hatte gewiß keinen Grund, sich in sein Vaterland zurück zu wünschen, wo es doch mit der Reinlichkeit und Ordnung nicht weit her gewesen sein muß, sonst hätte sich die Bezeichnung „polnische Wirthschaft“ nicht bis auf unsere Tage erhalten?

Eine ehrwürdige, saubere Matrone war mit dem Ordnen sehr weißer Wäsche beschäftigt, während zwei blühende, hellbraune Töchter sich mit Uebungen auf Guitarre und Mandoline die Zeit angenehm vertrieben.

„Wo man singt, da laß dich ruhig nieder,“ dachte ich bei mir und fragte mich zugleich, ob die Mädchen auch singen?

Das wäre so etwas für mich! Sicilianische Musik am Fuße des *Monte*, in der Umgebung solcher Landschaft voller Olivenbäume, Feigen, Mandeln und dazu *Gesang*, ausgeführt von zwei so jugendlich frischen Sicilianerinnen, mit der kleidsamen, weißen Garnitur um Kopf und Schultern! Das wäre ein wirklicher Hochgenuß!

Nach einem Imbiß von Früchten und Wein, veranlaßte ich den Papa, die Mädchen zum Singen aufzufordern. Sie willigten ein, ohne alle Ziererei. So muß es auch sein! Nach einigen Accorden begannen sie mit dem Gesang eines allerliebsten Duetts, echt sicilianisch, die begleitende Stimme immer in Terzen zur andern, weich und gefühlvoll, mit lang verhallenden Schlußtönen.

Jede Nation hat ihre besonderen Lieder, die sicilianischen passen vollständig zu diesem Inselvolf, zu den Schönheiten seiner Berge und Thäler, zu dem milden Klima, zu seiner überraschend üppigen Vegetation!

Nach Beendigung des Gesanges sagte ich den Mädchen meinen herzlichsten Dank, welchen sie bescheiden anhörten.

„Können die Deutschen auch singen?“ fragt hierauf die gute Matrone, welche noch niemals aus dem Städtchen Catania herausgekommen und wahrscheinlich noch mit wenigen Deutschen in Berührung gekommen war.

Ich war über diese Frage nicht wenig erstaunt! Die Südländer sind gewiß der Meinung, daß wir in unserer nordischen Natur nur heulen oder wie die Bären brummen können? Sie haben gar keine Ahnung von den vielen tausend Gesangsvereinen, von Opern und Operetten, von einem Mozart, Mendelssohn, Schubert und wissen nicht, daß sich beinahe in jedem Wiener Haus mindestens ein, zwei oder auch drei Claviere befinden, auf denen oft Tag und Nacht herumgepaukt wird, zum Entsetzen der Parteien, welche diese Marter aushalten müssen!

Ob — wir Deutschen auch jüngen können?! Welche Frage!

Ich muß es den guten Sicilianern gleich zeigen, daß wir Deutschen auch jüngen können. „Bitte um die Guitarre, liebe Signora,“ hat ich eines der Mädels, „ich bin auf derselben auch etwas zu Hause!“

Welches Lied soll ich nun jüngen? Wir Deutschen haben ja so viele tausend schöne Lieder mit wundervollem Text, daß Einem wirklich die Wahl schwer wird.

Doch halt! Dies Eine wird zünden und meinen beiden hübschen Zuhörerinnen sicher gefallen, welche schon ihre dunklen Gluthaugen mit Spannung auf mich gerichtet haben! Das Lied ist von Goethe gedichtet und von einem großen Meister der Musik in Noten gesetzt worden. Es paßt auch vollständig hierher an die blinkende Meeresfläche:

Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll,
Ein Fischer saß daran,
Sah nach der Angel ruhevoll,
Rüßl bis an's Herz hinan. —
Und wie er sitzt und wie er lauscht
Theilt sich die Fluth empor:
Aus dem bewegten Wasser rauscht
Ein feuchtes Weib hervor!

Und nun begann ich mit einigen kräftigen Accorden und mit einer Stimme, wie ein losgelassener Löwe, zu jüngen, zuerst wie Meeresrauschen und dann sanft, wie es dem feuchten Weibe zukommt — meine Zuhörerinnen werden mir doch nicht davonlaufen? Nein, im Gegentheil! Einige Nachbarinnen stecken sogar neugierig ihre hübschen Köpfe durch die offenen Parterresfenster und denken vielleicht: Was muß denn das für ein Mensch sein, der da drinnen in einer wildfremden Sprache so fürchterlich brüllt und auf der Guitarre herumschlägt? Es thut ihm ja Niemand etwas zu Leide und Hunger oder Durst kann er

doch auch nicht haben, denn der ganze Tisch steht doch voll Essen und Trinken?

Ja, meine schönen Sicilianerinnen, wenn ein Deutscher singt, da müssen die Wände zittern und die Fenster klirren — anders thun wir's nicht. Da liegt ein Kern d'rinn in unseren Liedern! —

Lauter, allgemeiner Beifall belohnte meinen Gesang. Ist er aber auch wirklich aufrichtig gemeint? Ich glaube; denn die glänzenden, erregten Augen der beiden jungen Mädchen können doch unmöglich lügen? Sie schauen mich ja förmlich erstaunt und verwundert, aber dennoch freundlich an!

Der Abend verging abwechselnd mit Gesang und Geplauder, ich mußte natürlich das Lied „Noch ist Polen nicht verloren“ auf Wunsch des Hausvaters mehrmals singen, wobei er mit kräftiger Stimme begeistert einfiel.

Als ich endlich mit meinem polizeilichen Begleiter Arm in Arm in der hellen Mondnacht wieder in die Stadt zurückkehrte, war mir nach dem gehabten Genuß so leicht und so wohl, wie wenn ich hinauf in den Aether, weit über den Gipfel des alten, rauchenden, düsteren Aetna fliehen könnte! Das macht das herrliche Klima, der würzige Duft aus Wald und Flur, das machen vor Allem die freundlichen, schelmischen Augen der zierlich daher schreitenden Sicilianerinnen, die ihr unverschleiertes, hübsches Gesicht voll und ganz anschauen lassen — Egypten! Dies Alles kannst Du nicht bieten! Du hast keine duftenden Laubwälder, keine lachenden Fluren und wenn auch Deine schwarzen und braunen Landestöchter ebenfalls grazios gewachsen sind, so verhüllt der neidische Schleier vor allem das Gesicht, das Antlitz, in welches der neugierige Mann gar zu gern schaut, um sein schnelles Urtheil nach einigen prüfenden Blicken über „schön“ oder „nicht schön“ abzugeben.

So vorschnell sind die meisten Männer, leider! Sie bedenken nicht, daß sie dem weitaus größeren Theil des weiblichen

Geschlechtes, welcher keine besonders ansprechenden Gesichtszüge hat, ein gewaltiges Unrecht thun! Daß sie ferner mit ihrem höchst einseitigen Urtheil, welches nur das Gesicht, das Antlitz als maßgebend für die ganze Frauenschönheit gelten lassen will, einen großen Theil der Mädchen- und Frauenwelt tief ins Innerste hinein kränken!

Dafür fallen sie aber recht oft hinein und Mancher, der für eine hübsche Larve sein Alles hingegeben hat, sucht dann später vergeblich nach den anderen Attributen, welche die wahrhaftige Zierde der Frau bilden: nach der Tugend. Sittsamkeit, nach Fleiß, Hingebung und Aufopferung für den Mann!

Wie mancher Jüngling (oder auch ältere Knabe) schwärmt auf einem Maskenball für diese oder jene allerliebste Dame im reizenden Costüm — sie bezaubert ihn durch Wuchs und Gestalt, sie hat so anmuthige Bewegungen, so einen elfenartigen Gang, eine melodische Stimme, ihr Lachen klingt wie Silber — er kann nicht ablassen von ihr, er wettet, daß er eine beauté ersten Ranges gefunden hat und wartet sehnsüchtig auf die Demaskirung und nun — gefällt sie ihm gar nicht mehr! Der ganze Zauber ist dahin, weil diejenige, für welche er den ganzen Abend opferte, vielleicht ein anderes Näschen, einen anderen Mund oder nur etwas abweichende Gesichtszüge von denjenigen hat, welche er zu finden sich einbildete.

Welche Ungerechtigkeit! Der ganze übrige Körper, welcher den Schwärmer begeisterte und im Sinnestaumel erhielt, hat plötzlich alle seine Reize verloren, weil das Gesicht nicht gefällt, trotzdem es doch auch gesunde, hellblickende Augen, eine dazu gehörige Nase, sowie Mund und Kinn hat, die aber alle miteinander vielleicht nur etwas unharmonisch zusammengestellt sind. Ist das nicht Unrecht?!

Ich gerathe vollständig ab von dem Wege, welcher einer Schilderung von Reiseerlebnissen vorgeschrieben ist. Das macht aber das monatelange Herumreisen als junger Strohvitwer,

welcher seine Geliebte einige Hundert Meilen entfernt weiß und sich deshalb berechtigt glaubt, die hübsche sicilianische Welt der Frauen und Jungfrauen in nähere Betrachtungen ziehen und eine Lanze für die „weniger hübschen“ Mädchen brechen zu dürfen, für welche er in seinem gegenwärtigen Nothstand plötzlich ein warmes Herz schlagen fühlt?

Was soll nun aber erst später werden, wenn wir Neapel und Rom besuchen, wo es bekanntlich von Frauenschönheiten wimmelt? — —

Signora Nina, welche als nunmehrige junge Hausfrau noch reizender erschien, bemühte sich stets, mir den Aufenthalt in ihrem Hause so angenehm als möglich zu machen! Ihr Gatte sorgte gleichfalls für allerhand Zeitvertreib und lud mich deshalb zu einer Fahrt längs der Meeresküste ein, woselbst die Fischer mit dem hochinteressanten Fang des „Thunfische“ begonnen hatten.

Dieser colossale Fisch bewohnt das Mittelländische Meer in großen Massen und gibt den Küstenvölkern reichliche Nahrung und Gelegenheit zu vielem Geldverdienst.

Zum Fang der Thunfische müssen aber großartige Vorbereitungen getroffen werden! Man sieht vom Ufer aus eine große Anzahl starker Pfähle aus dem Wasser herausragen, welche in Entfernungen von zehn bis fünfzehn Metern in den Meeresboden gerammt sind. An diese aufrecht stehenden Pfähle werden nun mittelst Ringen ungemein starke Netze herabgelassen, wie die Segel eines Schiffes am Mastbaum. Diese colossalen Netze sind am unteren Rand mit mächtigen Bleistücken beschwert, um dieselben auf den Meeresgrund zu ziehen.

Durch diese Netzwand, welche einen langen und spitzen Winkel zum Ufer bildet, wird ein bedeutender Theil des Meeres gleichermaßen abgeschnitten. Am Ufer selbst befindet sich aber als Abschluß der ganzen Netzwand eine Art großer Zelle, welche aus dicht aneinander eingeramnten Pfählen hergestellt ist. Die-

selbe hat einen etwas schmalen Eingang, welcher durch ein herabzulassendes Pfahlgitter geschlossen werden kann.

Sobald nun die Züge der Thunfische sich den Küsten Siciliens nähern, werden dieselben durch eine Anzahl Boote langsam hinter diese Netzwand getrieben. Die reichen und besser situirten Leute, welche Boote oder Segelschiffe zu ihrem Vergnügen halten, theiligen sich ebenfalls gern an diesem „Fisch-treiben“, um den armen Fischern behilflich zu sein. Wie eine lange Schlachtlinie, welche sich vom Ufer aus weit ins Meer zieht, kommen sämtliche Boote dahergezogen, während deren Inassen mit langen Ruderstangen fortwährend auf- und abstoßen, um die colossalen Fische zu erschrecken und vor sich hin zu treiben. Der Thunfisch erreicht oft eine Länge von zwei Metern und ist so dick und fett wie ein mittleres Schwein! Die Fische drängen sich so dicht aneinander wie eine Heerde Schafe, und da sie durch die Netzwand vom übrigen Wasser getrennt sind, gerathen sie endlich in die vorbeschriebene Zelle, welche von den geängstigten Fischen von unten bis oben dicht gefüllt ist!

Jetzt wird die Gitterthür herabgelassen — die dummen Fische sitzen in der Falle!

Eine Anzahl Fischer steigt nun in diese weite Zelle, in welcher mehrere kleine Flöße schwimmen. Sie sind mit langen Dolchmessern bewaffnet und nun beginnt ein förmliches Morden der Fische, welche durch herabgestoßene Stangen an die Oberfläche getrieben und hier mit geschickt geführten Dolchstößen empfangen werden. Das ganze Meerwasser längs der Küste ist mit Blut geröthet, welches in dicken rothen Wasservolken aus den Fugen der Mordzelle dringt! Schon bedecken eine große Anzahl todter, auf dem Rücken schwimmender, colossaler Fische die Oberfläche des Wassers und immer wird das Morden der noch übrig gebliebenen lebenden Opfer fortgesetzt, welche mit Blitzesschnelle durch die Körper ihrer todten Kameraden hindurchschlüpfen und der Gefahr zu entrinnen versuchen, aber

umsonst, der Dolchstoß des Sicilianers trifft den flinksten Fisch sicher und tödtlich! Diese „Massenmörder“ sind natürlich über und über mit Blut bedeckt. Ihre Mordarbeit wird aber mit ermunternden Zurufen der am Ufer in Schaaren versammelten Volksmege begleitet, welche dies interessante, blutige Schauspiel mit jubelndem Geschrei verfolgt.

Jetzt beginnt am Ufer das Ausweiden und Zerlegen der Fische, welche mit Mühe aus dem Wasser an Seilen und Haken heraufgezogen werden. Das Fleisch des Thunfisches ist außerordentlich zart und delicat. Es ist röthlichweiß, wie Kalbfleisch, und da dieser kostbare Fisch nicht viele kleine Gräten, sondern nur einen sehr starken Rückenwirbel und dito Seitenrippen hat, so lassen sich aus seinem Körper viele große Stücke reines Fleisch im Gewichte von 5—6 Kilo herauschälen. Diese Fleischstücke werden nun leicht gedämpft, in große Würfel geschnitten und mit dem nöthigen Gewürz in kleine Fässer verpackt, welche dann mit Olivenöl angefüllt werden. In dieser Zubereitung finden wir den Thunfisch (Tonno) in unseren Delicateffenhandlungen wieder. Er hat einen pikanten, würzigen Fischgeschmack und ist ein probates Mittel zur Wiederbelebung des Appetits bei einem sogenannten — Katzenjammer! Man vergesse aber nicht, vorher den Saft einer Citrone darüber zu drücken!

Signora Nina empfing uns zum Mittag mit einem duftenden Gericht gebackenen Thunfisches, welchen ihr vorsorglicher Gatte vorausgeschickt hatte. Wie schmeckt es so gut in einem Hause, welches keine Sorgen kennt, und welches von einer so liebenswürdigen schönen und jungen Frau regiert wird! Freund William, hier wärest Du auf Rosen gebettet gewesen, wie Du es verdient hättest!

Wie oft führte Signora Nina (natürlich in Abwesenheit ihres älteren Gatten) das Gespräch auf den fernem Blondin und wenn ich dann von ihm erzählte, lauschte sie gespannt auf

jedes meiner Worte, als wenn dieselben so wunderbar viel Wichtiges enthalten mochten? Die liebevolle Nina hatte sicher einstmals eine verzeihliche, innige Liebe zu meinem Freund im Herzen verborgen herumgetragen?

Sie konnte doch aber als Weib sich nicht dem Mann zuerst offenbaren und sich gleichermaßen aufdrängen? Und William wiederum wagte nicht einmal den Gedanken zu fassen, um die Hand einer Tochter aus reichem Hause zu werben! Der verwünschte Unterschied zwischen dem Mehr oder Weniger im Geldbeutel hat schon oftmals so viele junge und liebende Herzen von einander geschieden, die im Leben wunderbar schön in Gestalt und Charakter zu einander gepreßt hätten!

Der Gedanke an meinen egyptischen Freund und an mein verlassenes Heim konnte mich oftmals inmitten der höchsten Genüsse in die schwermüthigsten Träume versetzen. Das Haus da drüben in dem heißen Egypten steht immer noch unbeweglich auf derselben Stelle und ich wandle hier auf sicilischem Boden herum und werde mich später immer weiter und weiter von demselben entfernen — —

Wie wird denn das Ende vom — Hause sein? — —

Der letzte Ausflug auf sicilischem Boden sollte der einstmals größten Stadt Siciliens, ja vielleicht der ehemals größten, mit zwei Millionen Einwohnern bevölkerten Stadt der alten Welt, nämlich *Syrakus* gelten, welches unserem Dichtersfürsten Schiller den Stoff zu seiner „Bürgschaft“ hergab.

Zu Dionys dem Tyrannen schlich
Mörös, den Dolch im Gewandel

Zur Reise dorthin hatte der Herr Syndikus ein paar kräftige Maulthiere bestellt, auf welchen wir früh Morgens durch die gebirgige Landschaft dahintrotteten.

Da die Unsicherheit durch ganz Sicilien im Gebirge, wie auf dem Lande sehr groß ist, hatten wir jeder einen guten, amerikanschen Revolver mitgenommen, welcher hintereinander

Schuß auf Schuß seine sechs blauen Bohnen abgab! Wie mir mein Begleiter mittheilte, kann die Polizei gegen das Räuberwesen gar nichts ausrichten, im Gegentheil fraternisiren die hiesigen Betturinen (wie die Polizei heißt) mit den Räubern und geniren sich auch nicht, mit denselben die gemachte Beute zu theilen!

Wir begegneten unterwegs vielen dieser verrufenen Gebirgsbewohner, welche uns immer sehr respectvoll grüßten und dabei ganz harmlose Schafsgeichter machten. Vom Räuber war an ihnen nichts zu entdecken. Sie trugen die rothe sicilianiſche Mütze, dazu einen großen wollenen Ueberwurf über den Leib, die Zipfel phantastiſch über die Schulter geworfen und in der Hand den langen knorrigen Gebirgsſtock, welcher allerdings geeignet ist, gehörig und mit Nachdruck durch die Luſt geſchwungen, den stärkſten Niesen zu Boden ſtrecken!

Man mußte ſich unwillkürlich beim Paſſiren eines ſolchen Kerls ein paarmal umſchauen, ob ſich derſelbe nicht urſtink hinter unſerem Rücken umgedreht hatte und mit ſeinem Knotenſtock ausholte?!

Als ich dem Syndikus von der Medaille erzählte, welche ich in Calabrien kaufen mußte, lachte er darüber und meinte, daß ein ſolcher Talisman hier in Sicilien keinen Schutz bieten würde, weil die Kerle viel zu habgierig und auf einander neidiſch ſind.

„Sie ſehen es dieſen Leuten gewiß nicht an, daß ſie kaltblütig einen Mord begehen und den Erſchlagenen in irgend einer Schlucht verſchwinden laſſen können? Aber gerade dieſe kriechenden Duckmäuser ſind die Schlimmſten!“ ſagte mein Begleiter und ſetzte hinzu: „Alle unſere Gebirgsbewohner und Hirten werden zu Räubern, ſobald ſich eine Gelegenheit zu einem guten Fang bietet und ſelbſt wir Einheimiſchen dürfen ihnen nicht trauen!“

„Da müßte man nur einmal ein paar Compagnien unserer braven Sicherheitswachmänner hinschicken! Die würden schon gehörig aufräumen!“ dachte ich mir.

Nach einem Ritt von vier Stunden rasteten wir in einem sehr hoch gelegenen Wirthshaus und ließen guten, echten Naturwein in Steinkrügen, frische Sardinen und eingemachte Oliven auftragen und in eine kleine Laube bringen, welche dicht an einem jähem Abgrund errichtet war. Wie leicht konnte man hier hinunterstürzen, wenn man dem starken Wein mehr zugesprochen hätte, als man vertragen konnte!

Von diesem Platz aus hatten wir eine herrliche Aussicht über die Gipfel der Bäume hinweg nach dem blauen Meere, auf welchem unzählige Segelschiffe wie kleine, weiße Punkte dahinfuhren und die Rauchwolken der vorüberziehenden Dampfer sich langsam weitab in die Wogen senkten. Der ganze Ausblick war so entzückend schön, daß wir einige Stunden hier oben blieben, um dann unsern Ritt nach Syrakus fortzusetzen, welches wir endlich gegen Abend erreichten.

Eine mächtige, umfangreiche Stadt von Ruinen breitet sich vor den Augen aus! Aus dem Steingeröll und Schutt tauchen die größeren, halbverfallenen Gebäude gespensterartig heraus: das colossale Amphitheater, die großen, gewölbten Bogen der ehemaligen Wasserleitung, die Tempel des Zeus und der Diana, die Thürme und Säulen von Palästen und Arkaden &c.

Im Lichte der untergehenden Sonne und des kommenden Abends wirken diese großartigen Bilder von Ruinen längst vergangener Zeiten umso trauriger auf das Gemüth!

Ein deutscher Gelehrter, der Schriftsteller *Seume*, hatte vor langer Zeit eine Reise zu Fuß von Leipzig nach Syrakus gemacht und uns seine Erlebnisse in einem Buche hinterlassen, welches den Titel führt: „Ein Spaziergang nach Syrakus.“ In demselben griff der gelehrte Dichter ebenfalls gern

in die alte Vorzeit zurück und zauberte die olympischen Götter hernieder auf die Erde, hinein in die Ruinen und Tempel der alten, verfallenen Stadt, in welcher denselben auf besonderen Altären geopfert wurde.

Mit einiger Phantasie begabt, kann man sich beim Anblick dieser verfallenen und verödeten Stadt wohl allerhand mythologische Gestalten vor die Seele führen, man wird aber sehr bald aus diesem traumhaften Gedankengang herausgerissen, wenn man nach langem Ritt durch diese Ruinen endlich in dem heutigen Syracus ankommt, welches sich den Blicken als ein kleines, ziemlich schmutziges Städtchen präsentiert, mit recht materiellen, rothmützigen Einwohnern, die einen höchst prosaischen Handel mit Zwiebeln, Früchten und Fischen treiben und von einer Götterlehre ganz und gar keinen Dunst haben! Es würde deshalb einer Juno oder Venus heutigen Tages eben so wenig in Syracus gefallen, wie mir selbst. Die Götter sind dem sterblichen Auge schon längst unsichtbar geworden, sie haben aber nicht unterlassen, ihren ehemaligen Wohnsitz auf dieser zauberisch schönen Insel durch ein wunderbar milbes Klima und durch reichen Segen in Feld und Thal zu schmücken! Die heutigen Sicilianer erscheinen solcher göttlicher Geschenke fast nicht einmal werth. Neben der großen Productivität des Bodens, welcher Orangen, Feigen, Citronen und echte Kastanien in Unmassen gedeihen läßt, wächst auch noch das süße Johanniskrot, welches uns in unseren Kinderjahren so köstlich mundete. Das frische, saftige Grün der Felder und Bäume in der Umgebung bildet zu den alten, verfallenen, schwarzen Ruinen einen starken, aber angenehmen Contrast!

Nach Catania zurückgekehrt, mußte ich nun endlich an meine Abreise und mithin auch an den Abschied von meinen lieben Gastfreunden denken, welche mich durch sechs Tage ohne jede Entschädigung so reichlich bewirthet hatten! Auf einer so langen Reise geben sich „Willkommen“ und „Abschied“ so häufig

die Hand, daß die Regungen des Herzens kaum zum vollen Ausdruck gelangen können.

Zum letzten Male sollte ich in die schönen, freundlichen und ausdrucksvollen Augen der Signora Nina schauen — sie drückte mir innig und herzlich die Hand — adio — glückliche Reise! — Dann nahm sie ihr Taschentuch vor die Augen und, wie schon die gefühlvollen Frauen sind, weinte tüchtig in dasselbe hinein, so daß mir selbst ordentlich weich und weh' ums Herz wurde! Einen Kuß habe ich aber leider diesmal nicht bekommen, der Herr Syndicus und der Signor Vater standen dicht neben uns — traurig begeben sich an den Hafen.

Der kleine englische Dampfer rast wie ein Teufel dahin, bald verschwindet die sicilische Küste unseren Blicken und nur der ewig rauchende Aetna allein bleibt auf lange Zeit sichtbar.

Damals glaubte ich „auf ewig“ Abschied von dieser herrlichen Landschaft nehmen zu müssen, ich saugte deshalb alle diese reizenden Bilder mit den Augen förmlich in mich hinein! Und nach zehn Jahren sollte ich ganz Sicilien wiedersehen! (Es war bei Gelegenheit einer Expedition von acht Locomotiven und dazu gehörigen Tendern von Wiener-Neustadt nach Portugal, wovon ich ein ander Mal erzähle.)

Sommer weiter geht es auf dem flinken Dampfer über die spiegelglatte Fläche des blauen Meeres, dem schönsten Theil Italiens zu, dem herrlichen N e a p e l mit seinem feuerspeienden B e s u v!

Bald taucht die Insel Capri scharf und hoch markirt aus dem hohen Meere auf. Wir halten bei derselben an, um die weltberühmte b l a u e G r o t t e zu besichtigen. Der Dampfer wird von vielen kleinen Booten umringt, welche die Reisenden in die b l a u e G r o t t e hineinfahren wollen. Die Boote sind so klein, daß sie außer dem Ruderer nur noch zwei Personen fassen können.

Die Einfahrt in die berühmte Grotte geschieht zu Wasser

von der Meeresseite aus durch eine sehr niedrige Oeffnung in dem starren, kahlen und zackigen Felsen, welche so klein ist, daß sie nur immer e i n e m der kleinen Boote die Durchfahrt gestattet. Man duckt sich auf den Boden des Bootes, damit man nicht während der Fahrt durch die niedrige Oeffnung bei dem unruhigen Wellengang des Meeres mit dem Schädel an die zackigen Felsen rennt.

Der Schiffer hält sich mit den Händen an den Felsen fest und wartet einen günstigen Moment für die Durchfahrt ab, wenn nämlich sich in den rollenden Wellen ein Thal gebildet hat. Nun schiebt er unter lauten Zurufen der anderen Barcolieri das kleine Boot pfeilgeschwind durch die niedrige Oeffnung in die Grotte hinein, welche aus einer natürlichen inneren Erweiterung der Felsenöffnung besteht. Drinnen angelangt, muß man sich eigentlich erst von dem eben ausgestandenen Schrecken erholen, den die gefährliche Fahrt verursachte!

Ein prachtvoller, dunkelblauer Lichtschein umgibt den staunenden Besucher der wunderbaren Grotte und dieses azurfarbige Blau strahlt von der zackigen Felsendecke herunter, welche sich wie eine domartige Kuppel aus dem Wasser und über demselben erhebt. Nach und nach erst gewöhnt sich das Auge an dies herrliche Blau und kann nun die dunklen Umrisse des Hintergrundes der Grotte, sowie deren Seiten und zerklüfteten Wände betrachten. Das köstliche Azur-Blau spiegelt sich in dem klaren Wasser wieder, in welches wir unsere Hände tauchen, die nunmehr ebenfalls wunderbar blau gefärbt erscheinen!

Ein kleiner, nackter Schiffszunge er bietet sich für ein Trinkgeld in die salzige Fluth unterzutauchen. Er sieht da unten im Wasser aus, als wäre sein Körper aus durchsichtigem blauen Azur-Stein gemeißelt! Der Bube ist ein guter Taucher und und schwimmt unser Wasser wie ein Fisch!

Die Grotte selbst hat ungefähr 75 Fuß Durchmesser, sie

bietet Platz genug für zwölf bis fünfzehn Boote, welche sich langsam hintereinander an den Wänden im Kreis herum-bewegen.

Nach der Einfahrt zu gewinnt das Blaue des Wassers an Helle und Durchsichtigkeit.

Es ist der blaue, lichte Himmel da draußen, welcher sich in der crySTALLenen Fluth wieder spiegelt und durch diese einen so wundervollen Reflex in die Grotte wirft. Die Widerspiegelung von Himmel und Wasser bringt dieses azurblaue Zauber-bild hervor und da hier fast ewig blauer Himmel vorherrscht, so wird diese Grotte auch immer die blaue Grotte heißen!

Bei der Ausfahrt geht dasselbe Manöver vor sich, wie bei der Einfahrt.

Das fortwährende Schreien und Zurufen der ein- und ausfahrenden, lebhaften italienischen Schiffer stört den Gesamteindruck dieses prachtvollen Farbenspieles in der Grotte bedeutend! Der Italiener zu Wasser und zu Lande schreit fortwährend, um seine Person und Dienste wichtig und bemerkbar zu machen! Weiter hat es keinen Zweck.

Man hätte wohl längst schon eine ordentliche Einfahrt aus dem Grottenfels heraussprengen können, zum Besten nervenschwacher Personen und überhaupt aller Besucher. Nachher kann man ja eine Art künstlichen Vorhang herunter lassen, um den vorherigen Lichtreflex wieder herzustellen? Bei unruhigem Meere ist die Einfahrt in die Grotte rein unmöglich! Die Meereswogen setzen den Eingang oft vollständig unter Wasser. Die größte Anzahl der Reisenden verzichtet deshalb lieber auf den Besuch der blauen Grotte, weil derselbe mit wirklicher Gefahr verbunden ist! Die Bordränder der kleinen Boote sind von dem Anschleifen an die Felswände schon ganz abgerieben.

In der Gefahr bei der Einfahrt in die blaue Grotte soll aber ein gewisser Reiz liegen — ? Daher wird auch trotz des großen Besuches von Fremden an derselben nichts geändert!

Neapel und Pompeji.

Sobald von Neapel die Rede ist, wird Jedermann auch an das alte Sprichwort erinnert, welches allen Nationen bekannt, in jede Sprache übersezt und in allen Büchern gedruckt ist, welche von dieser Stadt handeln, nämlich: Napoli vedere e poi morire! Neapel sehen und dann sterben!

Ich meine aber, es sei viel besser, Neapel zu sehen und dann — noch recht lange leben bleiben, damit man diese entzückende Stadt und ihre reizende Umgebung immer noch einmal wiedersehen kann, wenn es — die Mittel erlauben.

Blau, himmelblau, als sei das cristallklarste Wasser mit dem reinsten Berliner Blau gemischt, wie es unsere guten Hausfrauen zum Blauen der Wäsche gebrauchen, ganz so ist die Farbe des Meerwassers in dem Golf von Neapel und dazu von einer ätherischen Durchsichtigkeit!

Man sieht die Pflanzen- und Korallenwelt auf dem Meeresgrunde, muntere Fische, große und kleine schießen pfeilschnell um den sanft dahingleitenden Dampfer. Einige drei bis vier Fuß große Störe tummelten sich fortwährend an der Spitze des Schiffes herum. Man sah nur ihre bogensförmigen Bewegungen und es schien, als ließen sie sich von der durch das dahineilende Schiff hervorgebrachten Strömung mitreißen zur lustigen Fahrt durch die lichtblaue, salzige Fluth.

Der Blick über Bord des Dampfers hinab in diese geheimnißvolle, blaue Tiefe ist bezaubernd schön! Wie diese Algen, Seerosen und dieser ganze Wald von dichtem Seegrass und Tang auf dem tiefen Grunde da unten hin und her wogen, als ginge ein leichter Wind über ein Feld von Kornähren! Millionenfaches Leben entwickelt sich auf diesem tiefen Meeresgrunde, seltsame Erscheinungen fesseln das Auge: halb Thier, halb Pflanze, festgebannt auf derselben Stelle oder langsam dahin rutschend, der lebendige Körper verwachsen mit dem todtten Gestein!

Hier auf dem Meeresgrunde beginnt die Entwicklung der organischen Körper aus dem Atom heraus zu einem Fäserchen, dann zu einer Pflanze, zu einer Blume mit schön ausgestatteter Blüthe, welche zuckendes, pulsirendes Leben in sich hat: sobald sich ein Fischlein oder ein Schalthierchen dem Blüthenkelch nähert, wird es von demselben umfaßt, umschlossen, und indem sich die ganze Pflanze in sich selbst hineinzieht, verzehrt sie das gefangene Thierchen zu ihrer eigenen Ernährung. Aus dieser Blume scheiden sich nun lebende Sterne und Kränze aus, die im Wasser ein freies bewegliches Leben führen, um sich in kurzer Zeit in andere Wesen zu verwandeln, welche schon Füße, Fühler und Knorpelgebilde tragen.

So beschreibt die nie rastende Natur einen immervährenden Kreislauf und kehrt nach vielen Variationen wieder zu ihrem Ursprung zurück oder bildet aus diesem Kreise heraus neue, excentrische Geschöpfe, welche in keinem Zusammenhange mehr mit ihrer Herkunft, mit ihrem Ursprunge stehen.

Welche Fülle des Nachdenkens bietet hier eine Handvoll dieser schleimigen, blumenartigen, roth und blau schimmernden Gallerte, welche sich an die Wandung des Dampfers angesaugt hat und die Reise freiwillig oder unfreiwillig mitmacht — wer kann es wissen?

Die helle, durchschimmernde Masse zuckt und rührt sich in

der Hand des Menschen, welcher in ihr Geheimniß bringen will. Da ist weder Kopf noch Auge, weder Anfang noch Ende, und dennoch ist darin ein Trieb der Selbsterhaltung, denn kaum läßt man diese schleimige Masse in ihr nasses, salziges Element zurückfahren, so nimmt sie kreisende, zusammenziehende und abstoßende Bewegungen an und entfernt sich nach einer bestimmten, vielleicht sogar selbstbewußten Richtung.

Wir nähern uns *Neapel* mehr und mehr. Die Insel *Capri*, von welcher wir uns immer mehr seitwärts entfernen, steigt wie ein Wunder aus dieser blauen Fluth, ihre hohen, steilen Felsen spielen in allen Farben die goldigen Strahlen der Sonne, des Himmels und der Erde wieder — noch eine Biegung des Wasserweges und vor uns liegt die breite, hellglänzende Wasserseite *Neapels* und rechts davon hebt sich aus der Gebirgskette das unheimliche Riesenhaupt des *Vesuv*, dessen Krater entströmende, schwere Rauchwolken und Dämpfe sich langsam mit den Wolken des Himmels mischen und fernhin über die entzückende Landschaft ziehen — —

Man kann sich an diesem Panorama nicht satt sehen!

Millionenfach ist diese ewig schöne Landschaft von kleinen und großen Malern wiedergegeben worden — ein einziger Blick in die lebendige Wirklichkeit läßt aber diese Abbildungen weit in den Schatten zurücktreten! Was die Seele geahnt, liegt hier vor den Augen offen und klar ausgebreitet, unter dem unbewölkten, heitersten, blauen Himmel der Welt!

Beim Landen des Dampfers im Hafen tritt aber der Mensch aus diesem seligen Schauen wieder in das bewegte, hin und hervogende materielle Leben zurück. Die Uniformen, welche zuerst auf dem Schiff erscheinen, kündigen dem Reisenden an, daß er vor Verlassen des Dampfers erst sämtliche Koffer, Kisten und Kästen zu öffnen habe, damit der Staat mit scharfem Auge einen Einblick in dieselben thun kann, ob nichts Steuerbares in denselben enthalten ist?

Geschäftig wühlen die Hände der Steuerbeamten in dem willig erschlossenen Eigenthum der Passagiere herum. — sie suchen nach Tabak, Cigarren, neuer Wäsche und Kleidung oder Rohstoffen, kurzum: sie wollen irgend etwas entdecken, denn das ist ihre Schuldigkeit und erfordert ihr Amt.

Bei mir ist wenig zu suchen und nichts zu finden! „Jederleicht ist mein Gepäck“ — ein Berliner reist mit dem bekannten leichten Känzel „Berliner Koffer“ durch die ganze Welt! Ich kann also ungehindert passiren, schwinde mich alsbald in eine Barke und fahre für ein Paar lumpige Soldats belebte Ufer.

Da stehen, liegen und lungern schon die berühmten Pazzaroni umher! Sie haben die Hände in den Taschen, als wollten sie dieselben verstecken, damit sie nur gar nicht zur Arbeit aufgefordert würden! „Der Tag wird schon herumgehen,“ so denken sie sich, „und wenn uns nicht irgend eine wohlthuernde Seele durch ein Geldgeschenk zu einer warmen Schüssel Macaroni verhilft, so — lassen wir uns die liebe Sonne in den Hals scheinen!!! Dies beobachten sie auch mit einer unglaublichen Standhaftigkeit! Wie süß ist das Nichtsthum — „dolce far niente!“ Die geben den Arabern nichts nach!

Die Welt der Fremdenführer und Kofferträger ist dagegen von einer fabelhaften Rührigkeit, Freundlichkeit, Anhänglichkeit und Zubringlichkeit. Sie folgen dem Fremden auf den Fersen. Sie sitzen und warten mit einer riesigen Ausdauer vor der Thüre des Hotels und begleiten den Reisenden bei seinem Ausgang auf Schritt und Tritt. Auf einen Wink springen gleich ihrer Sechse herbei und bieten in einem durcheinander fließenden Redestrom ihre Dienste an. Die Klette ist gewiß ein sehr schwer zu entfernendes Anhängsel, wenn sich dieselbe in einem haarigen Stoff festgesetzt hat; der Neapolitaner übertrifft sie aber weit! Er wartet mit einer, durch nichts zu erschöpfenden

Geduld auf einen Wink seines erkorenen fremden Opfers und wenn er tagelang hinter demselben hergewandert ist, so wird doch einmal ein Moment kommen, wo er gebraucht und für seine Anhänglichkeit belohnt wird? „Nur Abwarten!“ denkt er bei sich.

Ich nahm Logis in einem schönen Hotel in der Hauptstraße, am Toledo. Von den Fenstern aus schaute man links und rechts das vielbewegte Leben der sanft aufwärts steigenden, mächtig breiten und langen Straße.

Das erste auffallende Bild des Straßenlebens, welches ich vom offenen Fenster aus bemerkte, war der Trauerzug eines Todten, der in großer Procession vorüberfuhr, hinaus zur Stadt, hinweg aus diesem berauschenden, warmen und sonnigen Dasein!

Solcher Leichenzug macht einen ganz unheimlichen Eindruck! Zu beiden Seiten des mit Trauerflor verhängten Wagens schreiten eine große Anzahl tief schwarz gekleideter Gestalten, denen noch über den Kopf eine spitze, schwarze Kapuze gestülpt ist, aus welcher nur zwei kleine runde Löcher für die Augen, wie bei einer Maske, herausgeschnitten sind. In den schwarz behandschuhten Händen tragen sie brennende Wachskerzen — der ganze Leichenzug hatte etwas Beängstigendes, er erinnerte so sehr an ein Behmgericht, bei welchem die Richter ebenfalls in tiefster Vermummung, in grauenvoller Finsterniß, bei spärlichem Kerzenschein um einen starren Todtenkopf sitzen, um irgend einen armen Schächer zum Tode durch den Dolch, durch das Rad oder durch sonst eine schreckliche Maschinerie zu verurtheilen. Die Neapolitaner bekreuzigen sich fromm und fallen in die Knie bei dem Vorübergehen an einem Leichenzuge, was übrigens eine schöne Sitte ist.

Nachdem ich nun schnell Toilette gemacht hatte — denn schmutzig, staubig und müde kann man ja nach einer Seereise nicht sein — begab ich mich hinunter, hinein in das wogende

Straßenleben, welches bei der großen Lebhaftigkeit der Neapolitaner von Ausrufern, Verkäufern und Bettlern ungemein belebt und geräuschvoll ist.

Meine „Klette“ heftete sich immer einen halben Schritt hinter mir an meine Fersen! Vom Dampfer aus hatte mich dieser „Fremdenführer“ schon begleitet — ich nahm vorläufig gar keine Notiz von ihm, that, als wenn er gar nicht auf der Welt wäre und schritt fürbaß den schönen Toledo hinauf.

Ganz auffallend für den Fremden sind zuerst die schönen, hohen Gestalten und ausdrucksvollen Gesichtszüge der Neapolitanerinnen! Das wird Jedermann zugeben, der diese entzückende Stadt besucht hat. Ich muß deshalb ein wenig bei deren Beschreibung verweilen, um sie meinen geehrten Lesern würdig vorzustellen. Es geschieht nicht etwa darum, weil ich mich gar so gern bei dem schönen Geschlecht aufhalte, sondern nur der wahrhaften Schilderung wegen! Uebrigens haben die schönen Italienerinnen dasselbe Recht, in diesem Büchlein näher betrachtet zu werden, wie die schwarzen und bronzefarbenen Mädchen aus dem Sudan und der Berberei, welche ich dem geehrten Leser aufzuführen die Ehre hatte.

Die Neapolitanerin ist im Allgemeinen größer und schlanker als ihre eingeborene Männerwelt. Nach meiner Ansicht ist dies auch ein durch die Natur begründetes, richtiges Verhältniß, da doch das weibliche Geschlecht wieder Leben geben soll und ihr Körperbau schon darum solider ausgestattet sein muß! Wenn nun bei uns Großstädtern im Allgemeinen die Männer stärker und kräftiger erscheinen, so trägt daran allein die Erziehung und körperliche Pflege Schuld! Ferner (nun folgt ein offenes Geständniß) trinken wir nordischen Männer das Jahr über eine Unmasse Bier und Wein, essen dazu gerne Austern, Caviar, Beefsteaks, Hummeru und Spargel zc., kurz Alles, was dem lieben Körper so recht gut bekommt und in die Höhe, Breite und Dicke zu treiben ver-

mag und zur besseren Verdauung stecken wir uns noch zu einem guten Kaffee eine echte Havannah ins Gesicht! Bei richtiger Vertheilung dieser Genüsse muß das männliche Geschlecht bei uns selbstverständlich kräftiger und stärker werden, als das zarte Geschlecht und kann dabei ein hohes Lebensalter und eine kugelrunde Körperfülle erlangen!

Der Neapolitaner lebt mäßiger, trinkt nur wenig Wein und nährt sich mehr von Früchten, Limonaden und leichten Mehlspeisen, die Macaroni sind sein Hauptfutter! Die Neapolitanerin lebt eben so mäßig. Das milde, im Sommer sehr heiße Klima läßt auch keine so kräftige, scharfe Nahrung zu, wie sie unsere nordische Luft verlangt!

Und trotz dieses mäßigen, einfachen Lebens rollt siedend heißes Blut durch die hohen, schönen Körperformen dieser Töchter des Südens, deren leicht gebräunter Teint wundervoll zu den großen, dunkelglühenden Augen und den scharf markirten Augenbrauen paßt, welche die meisten Damen noch besonders dunkel färben, wie ich sehr stark vermuthe! Das prachtvolle, natürliche, langzöpfige Kopshaar vollendet die imponirende Schönheit der ganzen weiblichen Erscheinung — man wird beim Beschauen dieser imposanten Gestalten in der leichten, lustigen Kleidung immer an die Göttinnen der Alten, an die Juno, Diana und Venus erinnert!

Darum reisen auch unsere Künstler so gerne hierher, hier finden sie so recht viel Stoff für ihr Genie und ihr Pinsel arbeitet in rastloser, verzückter Thätigkeit, um diese „Gebilde aus Himmelshöhn“ auf die Leinwand zu bannen und uns nordischen Völkern in allerhand guten und schlechten Conterfeis zu überliefern! Schönes, dichtes und langes Haupthaar, gesunde, weiße Zähne und ausdrucksvolle, dunkle Augen sind die drei ganz besonderen Vorzüge der Neapolitanerinnen, der Chignon ist ihnen unnöthig und darum unbekannt, ihn trägt nur die — Ausländerin, die Fremde!

Aber e i n e n Fehler theilen diese schönen Neapolitanerinnen mit ihren Männern: sie alle haben fast ausnahmslos X-Beine! Und das sieht durchaus nicht hübsch aus, zumal, wenn man so sehr an die nordischen O-Beine und an die schnurgeraden Beine der Araber und Beduinen zc. gewöhnt ist.

Diese X-Beine sind hierorts oft so sehr ausgebildet, daß die Knie beim Gehen förmlich übereinander volligiren und das Vorderkleid der Damen an der bezüglichen Stelle beim Spaziergang ordentlich taftgemäß herausgestoßen wird!

In dem enganschließenden Unterkleid, welches die neueste Pariser Mode damals „erfunden“ und durch die ganze Welt verbreitet hatte, ist dieser Umstand noch auffallender und da die eingeborene Neapolitanerin überhaupt einen stolzen, lebhaften, man möchte sagen energischen Gang und Schritt hat, so wird das Auge des Fremden unwillkürlich immer auf die qu. Stelle gebannt, nachdem es vorher mit Wohlgefallen den Blick über die ganze imponirende Frauengestalt schweifen ließ!

Ein befreundeter Künstler, ein bedeutender Maler und Bildhauer von europäischem Ruf, welcher als solcher auch Anatomie studiert hatte, sagte mir einmal: daß diese X-Form der Füße beim männlichen, sowie beim weiblichen Geschlecht die naturgemäß richtige sei! Die Beine, als Unterbau und Träger des menschlichen Körpers seien in dieser Form mathematisch begründet und vielmehr geeignet, eine Last zu tragen und einen festeren Stand zu bieten, als jede andere Form, weil der Mittelpunkt des X in der lothrechten Achse des menschlichen Körpers sich befinde! Der vortreffliche Künstler, welcher seine Demonstrationen immer gern mit drastischen Beweisen zu bekräftigen liebte, verwies in seinen Auseinandersetzungen zuletzt einfach auf die Form des Sägebock's, welcher doch unbedingt einen festeren Unterbau biete, als gerade, aufrecht nebeneinander stehende Hölzer?

Abgesehen nun von dieser wenig beeinträchtigenden Eigen-

thümlichkeit der neapolitanischen Damenwelt findet man in Neapels sonnigen, breiten und fröhlich bevölkerten Straßen so viele Frauenschönheiten in allen Ständen, von der Contessa hinunter bis zur Proletarierin, daß man fortwährend Augenweide genug hat!

Diese Beschreibung möge genügen, um sich ein Bild der äußeren Erscheinung der schönen Neapolitanerinnen zu machen. Ihr innerer, moralischer Werth mag ja im Allgemeinen vielfach eben so glänzend sein, wie ihr Aeußeres, allein — ein recht großer, von der „Polizei zu Fuß“ abgeschlossener und bewachter Stadttheil inmitten Neapels, ein Stadttheil, so groß wie unsere „Wieden“, belehrt den Fremden, daß hier Tausende und aber Tausende der schönen Landestöchter auch an d e r e n Leidenschaften fröhnen, welche unter eine strenge Controle gehören, weshalb auch die gute Polizei, die Carabinieri, ein wachsames Auge auf die Ein- und Ausgänge dieser vielen kleinen, engen und winkligen Gassen hat, damit Tugend und Laster streng geschieden seien!

Jeder fremde Besucher Neapels dringt natürlich auch in die s e s Stadtviertel ein, nachdem die vorsorgliche Polizei sorgfältig Notiz von ihm genommen hat, denn es ist leider häufig genug vorgekommen, daß der neugierige, oder sagen wir lieber wißbegierige Reisende ohne jeden Argwohn wohl hinein in dieses ihm vollständig unbekanntes Straßen-Chaos gerieth, aber nicht wieder h e r a u s gekommen ist! Man hatte ihn einfach ausgeplündert und verschwinden lassen! Wo das Laster herrscht, da finden sich auch Habsucht, Tücke und Diebstahl und als schlimmster Genosse: der M o r d ein! Der Todte plaudert nichts mehr aus!

Nachdem man den höflichen und freundlichen Carabiniere hinter sich hat und in die engen Gassen eingedrungen ist, wird der Fremde sofort auf offener Straße bei hellem Sonnenschein von einem Duzend sehr leicht gekleideter junger und älterer

finder der göttlichen Venus mögen nichts Blinkendes oder Klingendes an dem staubgebornen Mann leiden — sie reißen ihm Alles herunter!

Wie übermüthig und fröhlich ziehen hier auf dieser Seite die Schaaren der eben frisch in Neapel angekommenen englischen und französischen Matrosen und Seesoldaten im Sturmschritt in diesen Stadttheil ein! Sie jauchzen vor innerer Lust, sie gehen Arm in Arm geschlungen in jeemännischer Treue, damit keiner den andern verliert, und bald darauf schleichen sie recht vereinzelt und betrübt an Bord: die Ersparnisse monatelanger Seefahrt sind dahin, der kurze Aufenthalt „an Land“ hat Alles verschlungen — —

Eingedenk der Belehrung des freundlichen Carabiniere, welcher mich auf alle diese Umstände bei meinem Eintritte in diesen Stadttheil aufmerksam gemacht hatte, hielt ich deshalb fest an mich, behielt ebenso Uhr und Portemonnaie in wachsamem Obhut, vertheilte ob so viel empfangener Liebenswürdigkeit eine Handvoll recht kleiner, unansehnlicher Kupfermünze von geringstem Werth, wand mich endlich aus den umstrickenden Armen der begehrliehen Schönheiten aller Rang- und Altersklassen und drückte mich bald aus diesem immer größer werdenden Kreis der liebedürftenden Halbgöttinnen zurück in die moralische Stadt, denn über den Polizeimann hinaus darf keine dieser lockenden Dirnen, sie würden sich gar bald über die ganze Stadt verbreiten und die, ohnehin schon so sehr ängstlichen, rechtschaffenen Gattinnen der, im Ganzen etwas leichtlebigen Herren Neapolitaner noch mißtrauischer auf deren Treue machen!

Meine „Klette“, mein Fremdenführer, welcher mich zum Opfer ausersehen hatte, war mir auch bis hieher gefolgt! Ich fand ihn richtig am Ausgang derselben Gasse wieder! Er machte mir ein ungemein höfliches und tiefes Compliment — der Mensch klebt an meiner Person, wie ein Pechpflaster! Kaum

setze ich den Fuß über die Straße, so ist er drei Schritte hinter mir, ob ich nun nach links oder rechts abbiege!

Trotz meinem braven „Italienisch“, mit welchem ich mich durch die Gassen und Plätze durchfrage, mischt er sich stets in höchst artiger Weise dazwischen und gibt mir unaufgefordert statt aller Anderen die höflichste Auskunft!

Meine Aussprache mußte ihm als findigen Neapolitaner schon längst verrathen haben, daß ich ein Deutscher „vom reinsten Spreewasser bin“, weshalb er mir fort und fort einen deutschen Landsmann, einen gewissen Signor M a j a empfahl, zu welchem er mich führen wollte und um nun endlich diesen so warm empfohlenen Signor M a j a kennen zu lernen und weil ich als „menschgeboren“ zu der Classe der „geselligen Thiere gehöre,“ gab ich endlich diesem Drängen nach!

Nun war die K l e t t e angestellt, er hatte erreicht, was er schon den ganzen Tag mit ungeheurer Zähigkeit und unterwürfiger Ausdauer anstrebte und mit der Würde eines neapolitanischen Fremdenführers schritt er mir nunmehr in stolzem Tritt voran, durch viele Kreuz und Quergassen, in geschäftiger, umhätiger Eile.

Endlich macht er Halt und zeigt auf ein stattliches Haus mit breiter, freundlicher Veranda, welche mit vielen, wunderbar schönen Blattpflanzen geziert und beschattet ist! Ober derselben prangt auf großem Schild die Firma: „Birreria e Ristorante de Agosto Meyer“ — Allaah!

Das ist also das viel empfohlene Heim des Signor „Maja“, wie ihn die Italiener übersetzen und hier soll es so sehr gemüthlich sein, wie die Klette wiederholt versichert hat: Da bin ich gleich dabei!

Ich laufe nicht gern allein in einer so großen und schönen Stadt umher! Nur kalte, abgeschlossene, hypochondrische oder gemein geizige Naturen können alle die Empfindungen, welche so vielseitig und gewaltig in das empfängliche Herz

eines Menschen eindringen, und welche von so wunderbarer Umgebung begleitet sind, allein für sich verschlucken und in ihrem faden Innern verarbeiten, ohne jeglichen befriedigenden Genuß! Ich brauche Mittheilung, Mitmenschen, welche mich verstehen und mit mir empfinden! Getheilte Freude bietet doppelten Genuß!

Bei M a j a war der Versammlungsort, der Central-Vereinigungspunkt aller Deutschen, welche Neapel besuchen. Das große Local selbst lag in einem der schönsten Punkte der Stadt, die ganze innere Einrichtung desselben, Tische und Sessel — Alles erinnerte aber an die gemüthlichen Bierhäuser Wiens, an die vielen „goldenen“ Adler, Löwen, Engel, Aepfel und Birnen, ja selbst das Bier war nicht einmal zu verachten, trotzdem es in neapolitanischen Brauereien erzeugt wurde! Der Wirth aber, Signor Maja, welcher mich mit unverfälschten deutschen Worten empfing, war das Urbild von unverwüsthlicher Gemüthlichkeit und das gibt dem ganzen Local erst den Reiz und die magnetische Anziehungskraft!

Zwei dicke, blondköpfige, bayerische Landestöchter kredenzen den schäumenden Trunk: so ist's Recht, so will es der Deutsche haben:

Setze mir nicht, Du Grobian
Den Krug so derb vor die Nase!

heißt es in dem bekannten Trinklied und

Du liebliches Mädchen, Du komm herein,
Was stehst Du dort auf der Schwelle?
Du sollst mir künftig der Schenke sein,
Jeder Wein wird dann schmadhaft und helle!

Ich fange vor lauter Freude über das Wiedersehen zweier echt deutscher Mädchen, inmitten einer so heimlich ausgestatteten, freundlichen Gastwirthschaft förmlich an, in eine poetische Stimmung zu gerathen! Sollte das schon von den beiden, kaum genossenen Krügeln Bier kommen? Unmöglich,

nein! Es ist die wirkliche, reine Freude darüber, sich so plötzlich in ein Stück Heimat versetzt zu sehen — nun kann die so lange gebunden gewesene Zunge darauf los plappern; hier versteht dich Jedermann, männlich und weiblich und Alles empfindet mit — jetzt erst bin ich nach langer Zeit endlich einmal wieder in den Kreis gemüthlicher Menschen gerathen!

Landsleute schließen sich bald aneinander! Ein kleiner Cirkel von allerhand deutschen Nationalitäten nahm mich sofort freundlichst in seine Mitte auf. „Wieder ein Deutscher und noch dazu ein Sprec-Athener!“ hieß es von allen Seiten und unter kräftigem Händeschütteln jedes neu Eintretenden und fröhlich stießen die Gläser aneinander! „Kommen Sie morgen mit uns, Landsmann,“ sagte ein Wiener, „wir wollen dem alten, ewig grollenden Urian, dem Vesuv, unseren Besuch machen und uns sein Zerstörungswerk anschauen — Mayer führt uns!“

„Bravo! Ich bin dabei,“ sagte ich ohne Umstände, denn der Zufall führt oft die beste Gesellschaft zusammen. Das planmäßige, auf Stunden abgezählte Reisen nach dem „Bädecker“ hasse ich überhaupt! Das ist nur für Leute, die den Kreuzer fünfmal in der Tasche herumdrehen, um dafür zehnmal mit dem Thaler — reinzufallen!

Unter der Firma und Führung „Mayer“, welche schon in ihrem Namen eine gewisse Solidität birgt, begannen für uns in Wahrheit Stunden der ausgelassensten Fröhlichkeit. Ein Hamburger Kaufmann, ein Bremer Weinreisender, ein Wiener sowie noch einige andere Vaterländer, sie bildeten mit Mayer und mir ein deutsches Sextett, in welchem Jeder abwechselnd seine Stimme zu launigen Bemerkungen und witzigen Randglossen ertönen ließ! Die Meisten von uns waren kaum erst in Neapel angekommen.

Unser gemüthlicher Führer geleitete uns zuerst nach dem Hafen, weil sich gegen Sonnenuntergang die Luft etwas ab-

geföhlt hatte, um uns hier den berühmten Markt zu zeigen, auf welchem „die Früchte des Meeres“ verkauft werden.

Was ich gestern noch undeutlich und versteckt auf dem Grunde des Meeres gesehen hatte, hier lag es offen und klar in sortirten, großen Massen vor Augen, diese unzähligen Muscheln, Quallen, Spinnen und Schnecken, Krebse und Austerarten in den buntfarbigsten Schalen. Dazwischen standen riesige Behälter voller Schildkröten, große und kleine durcheinander, welche ihren Kopf mit den klugen, schönen Augen heraussstreckten und düzendweise in die Körbe der Käuferinnen gezählt wurden, um bald darauf als kräftige Suppe oder delicates Hackée servirt zu werden. Alles und Jedes ist genießbar! Die meisten dieser „Seefrüchte“, namentlich die Muschelarten, werden aber von den Italienern frischweg roh und noch lebendig genossen und behaglich hinuntergeschlürft.

Wir selbst ließen uns in einem am Markte gelegenen „Ristorante“ einige große Schüsseln frischer Austern aufgetragen und spülten dieselben mit gutem, feurigem Wein, gezogen an den Abhängen des Vesuvius hinunter, eine Leistung, in welcher uns der erfahrene Hamburger mit unglaublicher Fertigkeit und Geschwindigkeit weitaus Alle in den Schatten stellte!

Der hochgeehrte Leser wird finden, daß ich gar gern vom Essen und Trinken rede. Ich kann nicht anders! Es ist für eine wahrhafte Schilderung vorgeschrieben, daß auch nicht ein einziger Umstand vergessen werde, welcher zur Beschreibung einer so interessanten Stadt wie Neapel beitragen kann!

Wenn ich nun noch hinzüfge, daß wir dicht am Meeresufer unter einem offenen Pavillon saßen, den Blick über den schönen, mit vielen Dampfern und Seglern belebten Golf, der untergehenden, in die Fluthen des Meeres sich senkenden, goldenen Sonnenscheibe zugewendet, daß wir ferner das Auge freiweg über den Vesuvius schweifen ließen, welcher nun bei später eintretender Dunkelheit mächtige Feuergarben und dicke Rauch-

wolken in den dunklen, gestirnten Nachthimmel entzündete, so wird mir gewiß Jedermann, ohne Unterschied der Religion und Profession gerne und willig zugeben, daß er auch gewiß gern und freudigst theilgenommen hätte, wenn es möglich gewesen wäre! —

Ich wünsche daher Jedermann fünfhundert übrige Gulden, damit er eine Reise nach Neapel machen kann!

Für den Abend gingen wir in ein Theater, wo die „Stumme von Portici“ gegeben wurde. Es war ein wirklicher Genuß, diese Oper, deren Schauplatz nur einige Meilen weit von hier sich befand, in der Ursprache und in den echt nationalen Costümen dieses lebhaften, gesangreichen Volkes ausgeführt zu sehen! Wie hinreißend wirkt diese Musik hier an Ort und Stelle, wie flammen die dunklen feurigen Augen aller Bühnenmitglieder und des ganzen Publikums bei der Arie: „Ihr Fischer habt Recht!“

Die Aufführung dieser Oper war lange Zeit in Italien untersagt, weil sie in der aufrührerischen Zeit des Jahres 1848 einmal Veranlassung zu blutigen Kämpfen zwischen Volk und Militär gegeben hatte. Das Volk war nach dem Vortrag der bezeichneten Arie sofort in seiner wilden Begeisterung hinaus aus dem Theater gestürmt und durch ganz Neapel entbrannte die Revolution, die über acht Tage gewährt hatte.

Nach Schluß des Theaters geht man in dieser lebhaften Stadt noch lange nicht nach Hause, denn jetzt wird es erst recht angenehm in der warmen Sommer-Nachtlust, draußen auf den Terrassen und vor den hell erleuchteten Fenstern der Caffeehäuser.

Zierliche Verkäuferinnen bieten ihre Waare an, sie lassen sich auch gern einen Scherz gefallen und antworten mit behender Zunge. Der gute Hamburger kaufte immer drauf los und bald umstanden uns „Wildfremde“ eine ganze Batterie Tragkörbe mit ihrem bunten Inhalt und ihren hübschen Trägerinnen.

Nun stellte sich auch ein echter „neapolitanischer Dudelsackpfeifer-Geselle“ ein und blies uns auf seinem zweistimmigen Piepsack allerhand lustig sein sollende, aber höchst melancholisch klingende Weisen vor, zu welchen er in einer Art Tanz bald nach vorwärts oder rückwärts hüpfte.

Er hat ein aufgeblasenes Ziegenfell unter dem Arm, aus welchem er die Luft durch die beiden Rohrpfeifen drückt. Wenn man eine Weile aufmerksam zugehört hat, kann einem übel und weh werden — die schauerliche, schnarrnde Musik klingt Einem noch Tage lang in den Ohren nach und ist im Stande, einen ganz vernünftigen Menschen bei langem Zuhören entweder melancholisch, wassersüchtig oder rein närrisch zu machen! Diese Art Blasbalg-Instrument paßt da ganz oben hinauf auf die Gipfel der Berge, wo Gemsen und Ziegen grasen, und von wo sie auch heruntergekommen ist ins Thal. Gott sei Dank, daß diese Schauermusik noch nicht bis zu uns gedrungen ist — Allah behüte uns davor!

Am nächsten Morgen soll Frühstück von italienischen Nationalspeisen bei M a j a sein, nachher geht es nach P o m p e j i und übermorgen auf den V e s u v!

Meine Klette hatte mich wirklich nicht verlassen! Treu und geduldig harrte der Mensch unverdrossen aus, vor jeder Thür, vor dem Theater, vor dem Caffeehaus, bis tief in die Nacht hinein — — ich mußte mich also wirklich an diesen freiwilligen Diener unfreiwillig gewöhnen, denn ich sah, daß noch Einige aus unserer Gesellschaft von dem gleichen Uebel behaftet waren!

„Sie geben dem Kerl noch nichts, bis Sie abreisen, Signori,“ sagte uns der stadtkundige M e y e r: „er verläßt Sie doch nicht!“

Richtig ruft mir die Klette an der Thür des Hotels eine „gute Nacht“ zu und richtig steht er am andern Morgen wieder vor der Thür und grüßt freundschaftlichst zu meinen Fenstern herauf!

Ich bin also „sein“ so lange ich in Neapel bleiben werde. Diese Unhänglichkeit wird zuletzt rührend! Der Mann sieht mir immer in die Augen! Er ist immer bereit und ich — gar nicht, nämlich zum Geben!

Ich werde versuchen ihn ganz und plötzlich los zu werden, wenn ich mich schnell in einen neapolitanischen Einspanner schwinde und ihm auf diese Art — abfahre!

Gedacht — gethan! In demselben Augenblick ist aber auch schon die Klette oben auf dem Boock beim Kutscher und befiehlt demselben, mit einem ergebenen Blick des Einverständnisses auf mich, zu Maja zu fahren! Der Kerl mußte also auch schon von unserem National-Frühstück! Fahrt meinewegen nur zu — Dir gebe ich doch nichts —

Unterwegs erklärt er mir Alles, links und rechts, während der Einspanner schnell dahin fährt und obgleich ich den Menschen um gar nichts frage, so erklärt er immer eifrig weiter wie ein Buch, welches Sprache bekommen hat!

Wir sind vor dem „Ristorante Maja“ angekommen. Die Klette springt behende vom Boock und schlägt hinter mir die Wagenthür zu, weil ich schon längst draußen bin. Der Einspanner fährt davon — der Mensch hat für mich bezahlt!

Jetzt wird mir aber die Sache doch zu rührend! Ich will mich doch nicht beschämen lassen, mitten in Neapel, und greife nach dem Portemonnaie, um mich mit diesem fleckfieberartigen, nicht los zu werdenden Menschen abzufinden —

„Bezahlen Sie ihm noch nichts,“ ruft mir der entgegen kommende Meyer auf gut deutsch zu: „er macht Ihnen sonst gleich eine allgemeine doppelte und dreifache Kostenrechnung und Sie werden ihn dann gar nicht mehr los! Wir haben hier in Neapel mehr Fremdenführer als Fremde und wissen uns nicht anders dagegen zu helfen, als durch eine exemplarisch schlechte Behandlung derselben, sonst vermehrt sich in kurzer Zeit diese aufdringliche Sorte auf das Vierfache zum Aerger

jedes Besuchers unseres schönen Neapels! Da Sie keinen Koffer haben Signor, so hat er bei Ihnen einen leichten Dienst! Unser Hamburger Landsmann ist seinen Fremdenführer auf meinen Rath gleich los geworden! Er hat ihm an jedem Tag und bei jedem Ausgang seinen schwerwiegenden, riesigen Reisekoffer zum Nachtragen gegeben — am nächsten Morgen war der Führer spurlos verschwunden und es fand sich auch kein Anderer ein, weil sich die Sache gleich in der ganzen Junzt herumgesprochen hatte und Niemand den schweren Koffer tragen wollte!“ lachte der stadtkundige Meyer.

Schau! Schau! Wie einfach und wie praktisch ist diese Erfindung! Der vortreffliche Hamburger Landsmann verdient alle Hochachtung! Er kann nunmehr frei und ungehindert durch die Straßen Neapels promeniren, er hat Niemanden auf seinen Fersen sitzen, der ihn auf Schritt und Tritt beobachtet und ich mit meinem leichten Berliner Koffer (welcher bekanntlich nur aus dem Sacktuch besteht) ich glaubte so leicht zu reisen, habe mir aber dagegen einen recht aufdringlichen Menschen an den Hals gehängt, eine Klette, nicht zum Loswerden!

Beim M a j a wurde jeder neueintretende Deutsche mit Jubel empfangen! In einem reizenden Gartensalon, welcher mit herrlichen Blattpflanzen besetzt war, stand die für uns bereits hergerichtete Frühstückstafel (nun wird s c h o n w i e d e r g e g e s s e n ! denkt sich gewiß mancher meiner freundlichen Leser — es ist aber nur des N a t i o n a l e s s e n s wegen, welches ich doch näher beschreiben muß? Außerdem ist es ja 9 Uhr Morgens, also diejenige Zeit, wo der gesunde Mensch den größten Appetit entwickelt!).

Zuerst gab es eine kräftige S c h i l d k r ö t e n b o u i l l o n ! Und damit jeder Theilnehmer an der Frühstückstafel von der „Echtheit“ der besagten Bouillon überzeugt wurde, hatte man eine Anzahl schön blank gepuzter Schildkröten s c h a l e n in zierlicher Gruppe auf die Tafel placirt. Im Garten selbst aber

krabbeln eine stattliche Anzahl lebendiger Schildkröten in einem Wasserpfuhl herum „für den täglichen Bedarf“!

Ich habe nichts dagegen, wenn irgend Jemand einen anderen Gusto hat, als ich selbst! Wir haben ja gesehen, daß die Araber damals in Scharabas sogar geröstete Schlangencotelettes mit größtem Appetit verzehrten! Ich gestehe aber offen, daß mir all dergleichen Amphibiengerichte durchaus zuwider sind, und so vortrefflich die Bouillon auch schmeckte, dachte ich bei jedem Löffelvoll an die platten, hornigen, herum-schleichenden Schild- und anderen (kaltblütig) verwandten Kröten, so sich in Sümpfen und Pfützen herumtreiben — ich konnte also der gerühmten Bouillon keinen besonderen Geschmack abgewinnen!

Jetzt kam eine Schüssel dampfender Maccaroni à la neapolitano! Dieselben waren dick mit Parmesankäse bestreut und schwammen in reinem, heißen Olivenöl — ich konnte mich für dieselben ebenfalls nicht begeistern! Wenn nichts besseres nachkommt, werden wir uns bei dem italienischen Nationalfrühstück allen Appetit verderben und noch dazu hungrig bleiben?

Nun kam die mit einem Porzellandeckel verdeckte Haupt-schüssel auf den Tisch, zu welcher der am Frühstück theilnehmende W a j a ein förmlich andächtiges Gesicht machte und sich mit wichtiger Miene zu folgender Vorrede anschickte, nachdem er sich mehrmals geräuspert hatte:

„Sehr geehrte Herren! Es ist mir selten gelungen, meinen werthen Gästen und speciell meinen deutschen Landsleuten eine so vortreffliche Sorte schiosi vorzusetzen, wie ich in diesem Jahre das Glück hatte, von denselben zu ziehen! Sie sind ungemein groß und fett gerathen, daher delicat — versuchen Sie selbst, meine Herren und geben Sie dann Ihr P. T. Urtheil ab“ und nun hebt Waja den Deckel von der dampfenden Schüssel, in welcher man eine große Menge länglich-rundlicher, gewundener Fleischklumpen bemerkt, es sind — gebackene Schnecken! Und das ist das berühmte N a t i o n a l e s s e n ! !

„Bitte, meine Herren! Greifen Sie nur gefälligst zu!“ sagt der freundliche Wirth und langt begierig in die Schüssel. Nein! Ne, Herr Meyer, das können Sie nicht von uns verlangen! Schnecke, pum pecke, steck' deine vier Hörner heraus! Burr, mir hebt's den Magen beim Anblick dieses schauderhaften Gerichtes — ich danke tausendmal und bin schon vollständig satt! Lassen Sie nur erst gefälligst diese große Schüssel mit dem — Nationalessen vom Tisch tragen, mir schnürt's den Magen zu!

Der Herr Maja und der erfahrene, biderbe Hamburger waren aber damit durchaus nicht einverstanden! Beide kauten mit großem Appetit an diesen gummiartigen, knusprigen Fleischklumpen herum, während einer unserer Tischgenossen, ein schwächerer Mensch, schon längst vom Sessel aufgestanden war und sich seitwärts begeben hatte, wo er seinen Kopf an die Wand gelehnt hielt, während sein Körper wie in Krämpfen zuckte und er sich sein Taschentuch vor den Mund drückte, als wollte er seinen, sich immer mehr und mehr hebenden Magen darin auffangen!

„Bierundzwanzig — fünfundzwanzig zc.“ zählte der dicke Hamburger vor sich hin, während er eifrig weiter kaute und immer wieder in die Schüssel griff — er saß schließlich mit dem Wirth ganz allein am Tisch, kein anderer wollte von dem Nationalessen etwas wissen! Der unverwüsthliche Hamburger allein konnte nicht genug davon bekommen, während der Wirth immerfort behauptete, daß die Schnecken diesmal wunderbar gediehen seien, daß seine Zucht einen großen Ruf genieße und daß die ersten Herrschaften bei ihm kaufen!

Und wie sah die Schneckenzucht unseres lieben Maja aus? Wir müssen uns dieselbe doch näher anschauen, da sie so großen Ruf genießt!

Maja führte uns bereitwilligst hinunter in das Souterrain. In einem großen Kellerraum krochen, klebten, rutschten

und angelten tausende von faustgroßen Schnecken mit lang her=
ausgestrecktem Körper und den bekannten vier Hörnern am
Kopfe auf dem gepflasterten Fußboden, an den kalkigen, rauhen
Wänden und auf den großen Tässern umher — man hörte
nur das leise Scharren des nachschleifenden Gehäuses, welches
sie hinter sich schleppten — wir Alle verstummten bei dem An=
blick dieser, für den Italiener so werthvollen und für uns
Deutsche so ekelhaften, schleichenden Delicatsse! So etwas wird
ge—gef—jen?!!

„Sehen Sie, meine Herren, diese braune, große Sorte,
das ist die werthvollste, weil sich dieselbe am schnellsten ver=

meehrt und am fleischigsten wird!“ erklärte der Schneckenzüchter
indem er auf dieselbe deutete und sich vor innerer Freude die
Hände rieb.

„Wie vermehren sich denn dieselben?“ fragten wir neu=

gierig.

„Ja, wissen Sie, meine Herren, das ist mir selbst noch
ein geheimnißvolles Räthsel! Nur soviel kann ich sagen, daß
ich zur Frühjahrszeit meine Schnecken in großen Haufen neben
und übereinander in den finstersten Ecken herumsitzen sehe —
sie rühren sich oft tagelang nicht von der Stelle! Dann fangen
sie wieder an Leben zu bekommen und kriechen auseinander.
Dabei habe ich bemerkt, daß es sich auf dem feuchten Boden,
den sie verlassen haben, ebenso zu rühren und zu bewegen an=

fängt; es sind tausende von kleinen Maden, die da herum=

kriechen, welche nach und nach einen fleischigen Buckel bekommen,
über welchem sich dann die Schale, das feste Schneckengehäuse
entwickelt! Bei guter Fütterung erreichen dieselben in zwei
Sommern schon eine ansehnliche Größe. Die größten Herr=

schaften Neapels kaufen bei mir ein, weil ich meine Schnecken
mit frischem Salat, Gras, Kohl und gehackten Brennnesseln
füttere! Außerdem gedeihen dieselben in guten, feuchten Vier=

tellern am besten. Ich selbst habe ein ganzes Jahr gebraucht,

bis ich eine Schnecke hinunter in den Magen brachte und jetzt vergeht beinahe keine Mahlzeit ohne diese delicate Speise," schloß Maja seine freundlichen Erklärungen.

"Nein! Alles in der Welt, liebster Maja, aber nur nicht ein solches Essen! Wir danken bestens für jedes fernere italienisch-neapolitanische National-Frühstück — mag Jeder satt werden und sich delectiren, wie er will! Uns aber mache man schleunigst ein saftiges Schnitzel vom Kalb oder ein Beefsteak vom Rind, nach deutscher Art, damit unser armer genarrter Magen wieder in seine richtige Verfassung kommt — vor Allem aber reiche man uns einen guten Cognac oder Sherry, damit uns das Andenken an die rundlich gewundenen Fleischklumpen vergeht!

Nun war es aber auch Zeit, daß wir uns nach dem Bahnhof begaben, um nach Pompeji zu fahren!

Wenn das lebendige Neapel durch seine wunderbare Lage an dem blau blinkenden Golf, durch seine lebhafteste, fröhliche Bevölkerung, durch seine vielen Frauenschönheiten und endlich durch sein herrliches Klima den stets sehr bedeutenden Besuch von Fremden anregt, so sind es aber wohl in erster Linie die todte Stadt Pompeji und der in dumpfer Schweigsamkeit stets grollende, Zerstörung drohende Vesuv, welche den stetig anwachsenden Strom der Reisenden über die schöne Hafenstadt Neapel veranlassen!

Die flinke Eisenbahn führt die vielen Besucher bald hinaus aus dem Trubel der Stadt an dem herrlichen Golf entlang immer in östlicher Richtung und wir halten nach ungefähr einer Stunde Fahrt bei der Station „Pompei“, wie diese Stadt auf neuitalienisch heißt. Rechter Hand, dort tief unten liegt das blaue Meer, welches die schräg abwärts führende Küste beleckt, linker Hand aber steigt das Terrain in sanften, üppig grünen Hügeln nach aufwärts.

Als eine ganz natürliche Folgerung unserer Begriffe von

einer „verschütteten Stadt“ suchten wir „engeren deutschen Landsleute“, sowie auch die Mehrzahl der anderen, fremdländischen Besucher dieselbe mit unseren Blicken da unten, an der abwärts führenden Meeresküste. Unser kundiger Führer, der Gastronom Maja verwies uns aber zu unserem Erstaunen gerade nach der entgegengesetzten Richtung, bergaufwärts, wohin wir nun unsere Schritte lenkten und nach circa einer Viertelstunde vor den Mauern Pompejis anlangten!

Da oben also liegt die nun vor gerade achtzehnhundertvierzehn Jahren verschüttete Stadt!

Ein ernstes Schweigen befällt den lebenden Menschen am Eingange in diese Stätte des Todes! Es ist das trauernde Gefühl, welches uns beim Betreten eines Friedhofes überkommt! Die Trauer steigert sich aber bei dem Gedanken, daß diese ganze große Stadt mit ihren vielen tausend Einwohnern so überraschend plötzlich verschüttet und lebendig begraben wurde!

Hier wandelten einst fröhliche, frohe Menschen, welche so unplötzlich sammt ihrem ganzen Hab und Gut, ihren Wohnstätten, Tempeln und Palästen unter Asche und Lava verschwinden sollten, um nach beinahe 2000 Jahren als Versteinerungen wieder an das Tageslicht gehoben und als alterthümliche, werthvolle Raritäten in die verschiedenen Museen der weiten Welt verschleppt und zu hohen Preisen verschachert zu werden!

Der immer noch rauchende, Feuer und Schlacke speiende Berg Vesuv da vor uns hat dieses traurige Schicksal über diese Stadt und ihre vielen Bewohner unplötzlich gebracht!

Eine Anzahl uniformirter Führer empfängt die vielen Besucher bei den Eingängen in diese denkwürdige Stadt und ich will gleich von vornherein bemerken, daß weder die Pyramiden in Egypten noch die übrigen vieltausendjährigen

Wunderbauten einen so unverlöschlichen Eindruck auf mich gemacht haben, wie diese große und weite Grabesstätte Pompeji!

Der lebende Mensch steht mit Trauer im Herzen auf der Stätte, welche das schreckliche gemeinsame Grab so vieler Tausende von Menschen wurde!

Ungeahnt, vielleicht über Nacht, brach das entsetzliche Ereigniß herein, der Vesuv sandte hohe Feuerströme von brennenden, schwefeligen Stoffen gen Himmel und warf Steine, Gluth und Asche weithin über die umgebende Landschaft, über Städte und Dörfer — hier war keine Rettung vor dem glühend herniederfallenden Aschen- und Steinregen, welcher Himmel und Erde verfinsterte und sich über ganz Unter-Italien verbreitete, ja sogar bis zur fernen afrikanischen Küste, also über das mittelländische Meer hinweg, soll bei dem damaligen colossalen Ausbruch des Vesuvs der Aschenregen geflogen und geschleudert worden sein!

Wenn ich nun bei der Beschreibung dieser, zum großen Theil ausgegrabenen und nun wieder ans helle Tageslicht geförderten Stadt des grauen Alterthums länger verweile, so entspringt dies aus dem Bedürfniß der Mittheilung und aus dem Bestreben, daß jeder meiner freundlichen Leser, welchem es nicht vergönnt ist, eine Reise nach Pompeji zu machen, einen vollen und klaren Einblick in diese aufs Sauberste gereinigten Straßen, Plätze, Häuser und Paläste, sowie in die Göttertempel thun und sich das vormalige Leben der Einwohner und auch deren Sitten und Gebräuche vor die Seele zaubern kann!

Das ausgegrabene Pompeji gewährt einen großartigen Einblick in eine nahezu zweitausendjährige Vergangenheit! Hier liegt offen und klar zu Tage, wonach der Mensch gern und mit Vorliebe forscht: ein entschleiertes, großes Stück Weltgeschichte längstvergangener Zeiten!

Damit der freundliche Leser aber ein ganzes, volles Bild der damaligen Zeit vor sich sehe, werde ich versuchen, in Kürze

das ehemalige l e b e n d i g e Pompeji und sein Zeitalter mit seinen übermüthigen, in Schwelgerei und Wohlthust frivol dahinlebenden Einwohnern vor seinem geistigen Auge aufzurollen, wie es in seiner höchsten Blüthe stand, bevor jenes gewaltige schreckliche Naturereigniß das dicke Leichentuch von Asche und Lava über dasselbe breitete!

An den Eingangspunkten in diese Stadt erhält man die gedruckte Beschreibung der Sehenswürdigkeiten, sowie einen kurzen Abriß aus der Vorzeit Pompejis. Aus dieser Quelle und noch aus anderen wissenschaftlichen Büchern habe ich zum Theil die nachfolgende Darstellung entnommen und dieselbe nach meinen, an Ort und Stelle empfangenen Wahrnehmungen und Eindrücken geordnet. Die Phantasie des geehrten Lesers muß nun noch ein Uebriges thun, um sich dasjenige Bild antiker Geschichte zu vervollständigen, welches durch die nachstehenden Zeilen aus der Asche von zweitausend Jahren nunmehr wieder neu und lebendig auferstehen soll!

Neunundsiebzig Jahre nach der Geburt unseres Herrn und Heilandes Jesu dort in der unscheinbaren kleinasiatischen Stadt Bethlehem entfaltete sich schon an verschiedenen Punkten der Welt die Saat, deren Keim durch die göttliche Lehre unseres Erlösers in die Herzen der Menschen gelegt und durch deren Anhänger und Propheten weiter verpflanzt und ausgebreitet wurde!

Das römische Kaiserreich, welches damals fast die ganze bekannte Welt beherrschte, lebte noch in dem Aberglauben an die Götter des Olympos, denen man prachtvolle Tempel und Altäre errichtete. Auf diesen wurde dem Jupiter, der Diana, der Fortuna, der Venus, dem Bacchus u. s. w. geopfert, um ihre Gunst zu erlangen! Der christliche Glaube aber war verpönt und geächtet! Seine Anhänger, welche man in allen Schichten der Gesellschaft, zumeist aber in den niedrigen, unterdrückten Volksclassen vorfand, mußten ihre Zusammenkünfte

geheim halten und sich vor jeder Beleidigung der Götter wohl in Acht nehmen, da dieselbe mit Todesstrafe belegt war!

Kaiser Titus, welcher zu dieser Zeit den römischen Thron inne hatte, verfolgte das neu entstandene Christenthum mit aller Strenge!

Das römische Reich schwelgte im steten Genuß der Siege, welche seine Herrscher hinter einander in fernen Welttheilen machten. Kaiser Titus hatte Egypten erobert und seine Söldner schleppten die Reichthümer dieses fetten Landes nach Rom, um sie hier zu verprassen! Die Senatoren, Kaufleute und Bürger des weiten römischen Reiches nutzten diese Siege ebenfalls aus und gewannen im überseeischen Handel ungeheuere Schätze an Gold und Kostbarkeiten.

In Pompeji, welches als damals wichtigste Handelsstadt eine große Flotte von Kriegsfahrzeugen und Handelsschiffen unterhielt, folgte man dem Beispiel der üppigen, schwelgerischen Lebensweise Rom's. Mit den Eroberungen an Schätzen und den vielen gefangenen Egyptern war auch der Glaube an die alten ägyptischen Gottheiten in Pompeji eingedrungen! Man schrieb ihnen eine größere Kraft zu als den olympischen Göttern und namentlich war die Göttin Isis durch ihre Orakel berühmt geworden, welche den Verehrern dieser Gottheit durch den Mund ihrer geweihten Priester verkündet wurden!

Der Cultus der Isis wurde in Kurzem der am höchsten geachtete in Pompeji. Man errichtete der Göttin einen prachtvollen Tempel, in welchem eine Anzahl Priester wohnten, die das Heiligthum Tag und Nacht zu bewachen hatten.

Wir finden nun vor diesem Tempel die Einwohner Pompeji's zum Gottesdienst versammelt. Es sind meist Kaufleute, welche überseeischen Handel treiben und die Göttin um das Schicksal ihrer auf hoher See befindlichen Schiffe oder um den Ausgang und das Resultat ihrer eingeleiteten Handelsspeculationen befragen wollen.

Die Priester, welche in schneeweißem, bis über den Kopf reichender Kleidung vor dem Altare stehen, auf welchem sich der Dreifuß befindet, nehmen die reichen Gaben und Geschenke der um Auskunft Flehenden in Empfang und tragen dieselben hinter den dicken Teppich, welcher als Thür vor dem Eingang des Tempels herunterhängt und das Innere des Heiligthums vor den profanen Blicken der Menschheit verhüllt.

Nun wird durch einige Sklaven ein junger, feuriger Stier an den Hörnern herbeigeführt und vor den Augen der andächtigen Menge geschlachtet. Der Oberpriester empfängt auf einer Schüssel die für den Opferdienst ausgewählten Eingeweide des Thieres, das Herz, die Leber, die Nieren etc., welche er genau besichtigt und untersucht.

Unterdessen hat ein anderer Halbpriester, dessen Oberkörper ganz nackt, der Unterkörper aber ebenfalls in Weiß gekleidet ist, ein Feuer von Reijig unter dem eisernen Dreifuß auf dem Opfer-Altar angezündet, dessen Rauchwolken lustig gegen den blauen Himmel aufwirbeln. Der Oberpriester legt nun, je nach dem Werth der Gabe des Spenders die einzelnen Theile der Eingeweide auf den Dreifuß über das prasselnde Feuer und indem er dasselbe mit duftenden Kräutern bestreut, ruft er in lautem Gebet die Göttin Isis um ein glückverheißendes Orakel an!

Unter lautloser Stille gibt eine dumpfe, hinter dem Vorhang verborgene Stimme die gewünschte Auskunft, welche aber stets in dem bekannten, zweideutigen Ton der gewöhnlichen Wahrsagerei gehalten ist. Die schlauen Isispriester decken sich hiedurch den Rücken, im Falle das G e g e n t h e i l des von ihnen verkündeten, natürlich nur als glückverheißend ausgelegten Orakelspruches eintrifft!

„Dein Schiff, welches auf den Wogen des schäumenden Meeres dahintreibt, wird endlich die Ruhe finden!“ so lautet z. B. das Orakel.

Der Kaufmann, welcher diesen Spruch aus dem Munde des Isispriesters erhält, legt sich denselben natürlich ebenfalls zum Besseren aus und tröstet sich damit: daß sein Schiff endlich die Ruhe im sichern Hafen finden wird!

Das Schiff kann aber auch im Sturm untergehen und schließlich die endliche Ruhe auf dem — Grund des Meeres finden!!

Die Priester der Isis, welche ihre Schule auf egyptischem Boden genossen hatten und zumeist selbst geborene Egypter waren, übertrafen an wissenschaftlicher Bildung weitaus die in den Genüssen des Reichthums versumpften Unterthanen des gesammten römischen Reiches! Ihre große Kenntniß in Physik und Chemie, in magischer Zauberei und Taschenspielerkunst machte auf die ungebildete Masse des Volkes den bestrickendsten Eindruck.

Nur sehr wenige der pompejanischen Jünglinge waren des Lesens und Schreibens kundig und was heutigen Tages der Stolz eines jeden jungen Mannes ist, eine schöne Bibliothek, eine gediegene literarische und musikalische Bildung, das war den Pompejanern unbekannt!

Einige Papyrusrollen, welche wie aufgerollte Tapeten in den Winkeln der Gemächer herumstanden, bildeten die Hausbibliothek. Dieselben waren zumeist von Priestern verfaßt und mit ungehörigen, zugespitzten Rohrstäben (à la egyptische Schreiber) in altlateinischer Sprache bekrizelt.

Die jungen Männer Pompejis waren aber dabei von großer Eitelkeit! Statt der Kopfbedeckung trugen sie in dem gelockten langen Haar einen frischen Blumenkranz; die kühn über den Oberleib geworfene, weißseidene Toga war an den Schultern mit goldenen Spangen und Ketten befestigt, um die Armgelenke ringelten sich kostbare Armbänder, zumeist in der sehr beliebten Schlangenform mit daranhängenden Amulets, die das eingravirte Bildniß der Venus, Ceres oder einer andern

Göttin trugen und die Füße stakten in seidenen Pantoffeln, welche mit Goldstickerei und Edelgestein übersät waren!

Das üppige, wohlküstige Leben der Pompejaner machte sich in Festmahlen und Trinkgelagen breit. Die sinnlichsten Mittel wurden zur Erregung des Appetits und der Begierden hervorgesucht! Die römischen Bäder mußten den erschlafften Körper erfrischen. Tagelang brachten die jungen reichen Leute in denselben zu, ließen sich von schönen Sclavinnen bedienen, von Tänzerinnen vortanzen oder von Dichtern vorlesen, natürlich nur allerhand sinnliche Gedichte, welche ihre Begier reizten!

Wenn die Priester der Isis das Volk durch überlegene Bildung und große Geistesgaben zu fesseln mußten, so verstanden es wiederum die Priester der olympischen Götter, ihre Anhänger durch allerhand sinnliche Mittel für sich zu gewinnen!

Jede Gottheit hatte ihre besonderen Festtage, von welchen die Tage des Bacchus und der Venus am beliebtesten waren. Am Festtag des Bacchus war das ganze Volk beiderlei Geschlechts berauscht und wurden in diesem Zustand die unsinnigsten Dinge getrieben. Am Festtag der Venus aber war den pompejanischen Frauen und Jungfrauen eine Zusammenkunft mit ihren jeweiligen Geliebten in dem Tempel der Venus gestattet, welcher zu diesem Zweck in seinem Innern in Dunkel gehalten wurde. Unter dem Schutz des Priesters war jede Handlung erlaubt und verziehen!

Der Aberglaube an die Götter war den vermögenden Leuten und reichen Prassern bequem, Jedermann legte sich denselben nach seinen Leidenschaften zurecht! Der reiche Mann schwur „bei der Fortuna“, der Trinker „beim Bacchus“, der Verliebte hielt es mit der „Venus“, und in dieser Weise schrieb er seine Gelüste oder Begierden dem Einfluß irgend einer Gottheit zu, welche es ihm „angethan“ hatte!

Das Uebermaß an Frivolität wurde aber in jenen Tagen erreicht, als Kaiser Titus Jerusalem erobert hatte und

von dort, als der ihm verhaßten Brutstätte des christlichen Glaubens, eine große Anzahl eingefangener Christen als Sklaven in das römische Reich schleppte! Die armen gefangenen Christen wurden zu den gemeinsten Diensten verwendet, man behandelte sie wie lebloses Eigenthum, man würfelte um den Besitz der jungen hübschen Christinnen mit dem Becher in der Hand, ja, man gebrauchte die christlichen Männer zu Kämpfen mit wilden Thieren und weidete sich daran, wenn deren Körper von den hungerigen Bestien zerfleischt wurden!

In der großen Arena wurden solche Schauspiele öffentlich aufgeführt — sie allein vermochten noch den verweichlichten, entnerzten, durch allerhand Laster entmenschten Sinn der pompejanischen Lebewelt in sinnliche Erregung zu bringen! Die matten, blöden Augen belebten sich aufs Neue beim Anblick des warmen, rothen, dahingeopferten Blutes der armen christlichen Schlachtopfer!

Der Festtag des „Mars“, an welchem diese Kampfspiele stattfanden, war daher der beliebteste, weil aufregendste im ganzen Jahr!

Am frühen Morgen schon zogen die Ausrufer durch Pompejis Straßen und verkündeten mit schreiender Stimme unter dem Schall von Drommeten, Cymbeln und Lauten das Programm des Nachmittags, bestehend in dem Kampf berühmter Gladiatoren untereinander und als Hauptnummer: den Kampf christlicher Sklaven, welche sich gegen die Götter versündigt hatten mit wilden reizenden Thieren!!

Die mächtige, in Stein erbaute Arena, welche wie ein moderner Circus mit ringsum stufenartig aufsteigenden Sitzen erbaut ist, bietet Raum für circa zwanzigtausend Menschen! Sie wird mit einem leichten Zeltbaldach überspannt, um die Zuschauer vor der Gluth der Sonnenstrahlen zu schützen!

Von allen Seiten, von Stadt und Dorf strömen die Neugierigen herbei, um sich an dem mörderischen Schauspiel

zu haben! Ein Kranz schöner, mit Blumen geschmückter Frauen reiht sich in den unteren Etagen aneinander, welche dem pompejanischen, zarten Geschlecht in aufmerkamer Rücksicht eingeräumt sind, damit dieselben am besten sehen können! Wie leicht und duftig sind dieselben gekleidet! Wie zierlich sitzt ihnen der bunte Kranz blühender Rosen und Jasmins in den hochgeschaitelten, antiken Frisuren, und wie wenig verhüllt der zarte Schleier von Tüll die üppigen Schultern, den schönen Nacken und die volle, in gespannter Erregung heftig auf- und abwogende Brust!

Sind diese schönen, tiefdunklen Augen unter den schattigen großen Wimpern, welche aus dem edelgeformten Antlitz so schwärmerisch umherblicken, wirklich fähig, das rothe, warme Blut armer Christenmenschen dahinfließen zu sehen?

Ja! Die Götter sind beleidigt worden. Beim Jupiter! das fordert Rache! Nur das Blutopfer der Freveler kann die beleidigte Gottheit versöhnen! Und wie das Volk der Heiden fünfzig Jahre vor dieser Zeit in fanatischer Blindheit das „Kreuziget ihn!“ schrie, so verlangten die damaligen Pompejaner das Blut vieler christlichen Männer und Jungfrauen, weil sie die Menschenliebe und das Erbarmen des einen einzigen Gottes predigten.

Die Arena hat sich jetzt ganz gefüllt! Kopf an Kopf sitzt das gemeine Volk der Bauern in den obersten Reihen, während die Senatoren und reichen Bewohner Pompejis in prunkenden Gewändern die Mittellogen besetzt haben. Der bunte Glanz der gestickten Kleider, der golddurchwirkten Togas und Tunikas, die Masse der funkelnden Gesteine um Hals, Gürtel und Arme der Frauen blenden das Auge, welches diese große in steter Bewegung sich befindende Menschenmasse überläuft.

Eine Musik antiker Instrumente beginnt die Einleitung zu den Kampfspielen, welche die Vorstellung eröffnen.

Zwei Kämpfer schreiten in das Innere der Arena, welche ringsum eine 10 Fuß hohe Einfassung hat. Die Gladiatoren sind leicht gekleidet, ein jeder von ihnen trägt in der rechten Faust das breite, römische Schwert, in der Linken den kleinen Stahlschild mit dem Bilde des Mars.

Der erste Senator der Stadt gibt das Zeichen zum Beginne des Kampfes. Beide Gladiatoren stürzen mit erhobenen Schwertern auf einander los, die Waffen kreuzen sich in Blitzesschnelle, lauthin hört man die Klänge der aneinander schlagenden Stahlklingen, die Schilder pariren geschickt die Stöße des Gegners, der Kampf bleibt unentschieden, er soll als Einleitung gleichermaßen nur ein Bild der großen Fechtkunst der römischen Söldner abgeben!

Nun folgt der Kampf auf römischen Streitwagen, welche von je einem Paar feuriger Rosse hereingezogen werden. In jedem der niedrigen, zweirädigen Karren steht der Kämpfer mit hochehobener Lanze aufrecht darin und sucht im schnellsten Vorüberfahren aneinander seinen Gegner aus der Stellung zu werfen! Der Stoß wird aber jedesmal durch den vorgehaltenen Schild geschickt parirt, an dessen polirter Außenseite die Spitze der Lanze machtlos abgleitet. Die Angriffe wiederholen sich, es mischen sich Fußkämpfer dazu, aber außer einigen Hautabschürfungen gehen die Kämpfe ohne eigentliches Blutvergießen zu Ende! Daher ist auch der Beifall des pompejanischen Publikums nur ein geringer, denn dasselbe ist in so großer Anzahl erschienen, um Blut, Menschenblut, Christenblut fließen zu sehen! Und beim Mars! Ehe dasselbe nicht den Boden der Arena tränkt, kommt kein eigentliches Leben unter die Masse der erwartenden Zuschauer! Nachdem nun noch ein Reiter in die Arena sprengt, welcher mit langer Lanze bewaffnet ist und mit dieser im Galopp auf einen Fußkämpfer losgeht, der dem Stoß geschickt unter dem Bauche des Rosses hindurch ausweicht, im gleichen Moment aber auch ein Wurfnetz an langer Leine

über den Kopf des Lanzenreiters zu werfen sucht, um ihn vom Roß zu zerren, was ihm schließlich gelingt und das Publikum zu einigem Applaus veranlaßt, beginnt endlich der zweite Actus der Vorstellung, welcher den interessantesten Theil bringen soll!

Das pompejanische Publikum richtet Brust und Schultern höher und athmet hoch auf, alle Köpfe befinden sich in lebhafter Bewegung, es geht ein rauschendes Murmeln und Summen viel tausendfacher Stimmen durch die Arena!

Nun ertönt das pochende Zeichen des Beginns und sofort lagert sich eine lautlose Stille über die ganze, große Arena!

Das Thor wird aufgestoßen — eine Anzahl geharnischter, römischer Söldner führen zwei morgenländische Christen in ihrer Mitte — die Aermsten sind nur mit einem kurzen leichten Ueberwurf gekleidet, welcher Kopf und Hals, Arme und Füße frei läßt — die Söldner stoßen die beiden Opfer in die Mitte der Arena und verlassen dieselbe, indem sie die starke Pforte hinter sich schließen!

Das pompejanische Publikum, welches zuerst in athemloser Stille verharrete, bricht nunmehr in lautes Geschrei und Verwünschungen über die beiden armen Schwächer aus, welche in die Knie gesunken sind und die gefalteten Hände auf der Brust ringen — —

„Pereant!“ ertönt es von einigen Stimmen und „pereant!“ wiederholt die ganze große Volksmenge mit wüstem, fürchterlichem Geschrei: „Sie mögen umkommen!“ damit die beleidigten Götter gesühnt werden!

Nun wird auf der entgegengesetzten Seite der inneren Arena ein dichter, wollener, großer Vorhang seitwärts geschoben — man erblickt hinter dicken Eisenstangen einen mächtigen Löwen, welcher bei dem plötzlichen Verschwinden des Vorhanges aufspringt und mit den Pranken an den Eisenstangen rüttelt, wobei er zornig seine Mähne schüttelt!

Nun ertönt von allen Seiten frenetisches Jauchzen und freudiges Zurufen der fanatischen Menge, welches dem Thier, dem Löwen, als Rächer der olympischen Götter gilt!

Doch plötzlich verstummt das Jauchzen! Der Löwe hat den Kopf hoch erhoben und läßt sein mächtiges, donnerähnliches Gebrüll über die Menge dahinrollen — die Majestät dieses Tones erzittert in allen Herzen wieder!

Nun bricht der Stimm von Neuem los! Man verlangt laut schreiend nach dem Beginn des Kampfes!

Die beiden armen, wehrlosen Christen richten thränenden Auges flehende Blicke himmelwärts und auf die tobende Menge! Man wirft ihnen ein paar kurze, schlechte und stumpfe Schwerter in die Arena, damit mögen sie ihr Leben vertheidigen! Die Ärmsten wissen sehr wohl, daß jeder Kampf mit dieser colossalen, ausgehungerten Bestie nutzlos ist und wenn sie aus demselben wirklich siegreich hervorgehen, so steht ihnen immer noch der Kampf mit den nachfolgenden wilden, reißenden Thieren bevor, weil ihr Tod beschlossene Sache ist!

Dennoch greifen sie mit den schwachen, durch lange Gefangenschaft entkräfteten Armen nach den Waffen, sie bekreuzen sich fromm und halten sich fest umschlungen. Das leuchtende Vorbild des erhabenen nazarenischen Dulders schwebt ihnen vor den umflorten Augen — —.

Da öffnet sich das Eisengitter, der Löwe läßt ein kurzes, zorniges Gebrüll vernehmen, die Söldner haben ihm einen Stoß mit der Lanze versetzt! Wüthend springt das gereizte, hungrige Thier in hohen Sätzen mitten in die Arena, das frenetische Zujuchzen der Menge macht es noch rasender — plötzlich erblickt der Löwe die beiden armen Opfer, welche sich in ihrer Todesangst von einander getrennt haben — nun bleibt er in einiger Entfernung vor dem nächsten Opfer stehen, schüttelt zornig die Mähne, peitscht mit dem Schweif die Erde, legt die Ohren nach vorne und mit einem mächtigen Satz wirft er sich

auf den armen Christen, welcher alsbald unter den Hieben seiner wuchtigen Pranken in Gesicht und Hals sein armseliges Leben aushaucht — —

Nun wendet sich das gereizte Thier dem zweiten Opfer zu — der Aermste ist vor Schreck in die Knie gesunken! Mit mächtigem Sprung wirft sich der Löwe auf ihn, sein weiter Rachen hält ihn im Unterleib gepackt — wüthend reißt er die Eingeweide aus demselben, während die Tazzen mit den entsetzlichen Krallen das Gesicht zerfleischen! Der blutdürstige Leu schleift das zerrissene Opfer am Boden herum, seine durstige Zunge leckt gierig das rothe, warme Blut auf, welches aus allen Theilen des zerfleischten Körpers rinnt — —

So lange der Löwe mit dem Zerreißen und Fressen der menschlichen Körper beschäftigt war, hörte man keinen Laut aus der vieltausendköpfigen Menge der Zuschauer! Jeder folgte mit gierigen Blicken dem entsetzlichen Treiben des Thieres, jeder wollte sein rollendes Knurren während der scheußlichen Mahlzeit vernehmen!

Nun ist der Löwe satt! Er hat sich zwischen seine zerrissenen Opfer gelagert und leckt sich das Blut von der Schnauze, indem er mit erhobenem Kopf im Kreise herumschaut —.

Jetzt bricht der Beifallsturm der fanatischen Menge los! Alles hat sich von den Sitzen erhoben und brüllt wie wahnsinnig in die Arena hinein!

Die Damen werfen Kränze und Blumen in dieselbe und wehen mit den Schleiern — man schreit und jubelt dem Sieger zu, dem Thier, welches in seiner hungrigen Wuth zwei arme Christen zerfleischt hatte zur wohlküstigen Freude eines heidnischen Volkes, welches nach Christenblut lechzte. — —

Da brach das schreckliche Schicksal, die gerechte Strafe Gottes über dieses zweite Sodom herein!

In der Nacht nach solch' einem graußigen Kampffpiel, in welchem hungrige Löwen und Tiger mehr als ein Duzend armer, nackter, christlicher Slaven vor den Augen der jauchzenden Zuschauer zerrissen hatten und sich in deren blutige Leiber theilten, wurden die Pompejaner durch ein dumpfes Grollen und Donnern aus dem Schlafe geweckt!

Das sonst so ruhige Meer tobte in haushohen Wogen gegen die Küste, aus dem nahen Gebirge aber stieg eine mächtige Feuergarbe gegen den dunklen Nachthimmel auf, welche die ganze Umgebung und die erschreckten Gesichter der so jäh aus dem Schlafe geweckten, geängstigten Einwohner mit grellen Lichtern gespenstlich beleuchtete!

Immer höher stiegen die Flammen aus dem Erdboden auf — ein feiner, glühend heißer Aschenregen fiel aus den grell beleuchteten Wolken über die ganze Stadt und Umgebung hernieder! Alles war auf die Straßen gestürzt und irrte in denselben rathlos und verzweifelnd umher, die leichtbekleideten Frauen schrieten nach ihren Männern und verwirrten Kindern und rauften sich das Haar — jeder Unterschied zwischen Hoch und Niedrig, Arm oder Reich, Freigeborenen oder Slaven hatte aufgehört, denn Alles und Jedes war nur auf die eigene Rettung bedacht! Dazwischen erdröhnte die Erde von Neuem, glühende Steine fallen wie Kometen vom Himmel herunter, das ganze Firmament steht in Flammen — —

Viele Einwohner suchten ihr Heil in der Flucht aus der Stadt und raunten verzweiflungsvoll dem Meer zu, dessen furchtbare Erregung aber jede Rettung auf die Schiffe unmöglich machte! Unterwegs schon ereilte sie der graußige Tod, sie wurden entweder von dem immer stärker werdenden Aschenregen versengt oder von den glühenden Steinstückchen erschlagen, welche der feuerspeiende Besuch aus dem Innern der Erde mit sich riß und weitaus in die Luft schleuderte!

Zum Schrecken der entsetzten Pompejaner, welche sich zum Schutz gegen den herabfallenden, glühenden Stein- und Aschenregen mit Köpen und über den Kopf gezogenen Decken schützen wollten, fingen nun noch die Holzhütten und leichten Holzdächer in der Stadt zu brennen an und zu gleicher Zeit wurden die im Hafen liegenden Schiffe von der herabfallenden, immer stärker werdenden Gluth, von den Flammen erfaßt! Die letzte Rettung der unglücklichen Einwohner wurde daher in den unterirdischen Kellern gesucht, in welchen sich die Menschen wie eine Heerde geängstigter Schafe aneinander drängten!

Das entsetzliche Schicksal der blühenden Stadt und der vielen Tausenden von Einwohnern war entschieden: ganz Pompeji und seine weite Umgebung bildete einen einzigen großen Feuerherd, der Himmel über ihm stand in lichten Flammen und zwischen hindurch ertönten die entsetzlichen Stöße, das dumpfe Grollen des Erdbebens, welches in Folge des großartigen, inneren Erdbrandes die Massen der fliegenden Asche und glühenden Steine und den versengenden Strom der Lava ausspie — —

Pompeji, H e r k u l a n u m und S t a b i a n, drei blühende, mittelgroße Städte wurden von diesem gewaltigen Ausbruch des feuerpeienden Berges zu gleicher Zeit gänzlich verschüttet, nachdem dieselben siebenzehn Jahre früher, v o r ihrem gänzlichen Untergange schon durch ein heftiges Erdbeben heimgesucht waren, welches viele Gebäude, Paläste und Theater arg beschädigt hatte!

Die ehemalige Stadt H e r k u l a n u m liegt mehr als hundert Fuß tief unter der Lava und haben daiselbst nur wenige Nachgrabungen stattfinden können, weil im Laufe der Jahrhunderte ü b e r dieser verschütteten Stadt das heutige Portici entstanden ist! So erblüht auf den Gräbern untergegangener Städte wieder neues, volkreiches Leben!

In *Stabian* ist auch bis jetzt nur wenig nachgegraben worden, weil diese kleinste der verschütteten Städte noch viel tiefer in der Asche begraben liegen soll und muthmaßlich nur geringe Kunstschätze oder Sachen an Werth enthält?!

Hier in *Pompeji* werden aber die Nachgrabungen fleißig fortgesetzt und betheiligen sich hieran alle Regierungen der ganzen Welt mit reichen Geldbeiträgen, um die großen Kosten der colossalen Erdarbeiten gemeinschaftlich zu bestreiten. Die gefundenen Objecte kommen der allgemeinen Wissenschaft zu Gute, sie verbleiben ein internationales Gemeingut!

Dichte Lagen von Asche und Lava waren über dieser Stadt aufgehäuft, 50—100 Fuß hoch und noch darüber! Bei diesen Nachgrabungen wurde folgerichtig aus den über einander liegenden Schichten constatirt, daß zuerst dem Krater des *Vesuv's* ein ungeheurer, tagelanger, glühender Aschenregen entstieg war, welcher die ganze Luft auf viele Meilen im Umkreis durchglühte, sich nach und nach über die ganze Umgebung ablagerte, alles Brennbares, wie Häuser, Bäume und selbst die Schiffe auf dem Meere u. in Brand setzte oder verkohlte (denn man findet die Stämme, Aeste und Zweige verkohlt in der Aschenschicht vor) und somit die atmosphärische Luft vollständig abschnitt, so daß alles lebende Geschöpf, Mensch, Vieh und Vogel in dieser Gluth ersticken mußte!

So legte sich Aschenlage auf Lage über diese Stadt und schloß die äußere Luft förmlich hermetisch ab! Daher rühren auch die vielen *Versteinerungen*, welche bei dem Zutritt von atmosphärischer Luft in die Wohnräume der Menschen niemals hätten vor sich gehen können. Die Gluth der heißen Luft hatte allen Sauerstoff verzehrt!

Ueber dieser, oft 20—50 Fuß hohen Aschenschicht ergoß sich nun noch ein Strom flüssiger Lava, welcher sich naturgemäß den Weg in die Thäler suchte und dieselben ausfüllte. Durch die Länge der Jahrhunderte bildete sich auf diesen weit aus-

gedehnten Lava- und Aschenhügeln wiederum Erde und diese producirte Pflanzen und Bäume, welche noch riesengroß hoch oben über dem verschütteten, noch nicht abgegrabenen Theil der Stadt wachsen und gedeihen!

Oben auf der Höhe blühendes Leben in Feld und Flur, hier unten aber das grausige Bild der Zerstörung und des Todes! Ein volles, klares, großartiges Schaustück der nie rastenden, über die Gebilde von Menschenhand hinwegschreitenden ewig weiter-schaffenden Natur! — —

Wir wandelten in schweigender Andacht durch die, nunmehr von Asche und Lava gereinigten, nicht zu breiten Straßen Pompejis, welche mit großen Quadern aus Lavamasse gepflastert sind, die den früheren, vorangegangenen Eruptionen des Vesuv's entnommen waren. Auf den Fahrdämmen sind noch deutlich die Fahrspuren zu erkennen, welche die damaligen Räder der Fuhrwerke eingegraben, vielmehr ausgehöhlt haben!

Zu beiden Seiten des Fahrdammes ziehen sich an den Häusern entlang, die etwas höher liegenden Fußwege, welche durch steinerne Säulen und daran in Bogen herunterhängenden, eisernen Ketten vom Fahrdamm abgegrenzt sind. Die Häuser der Straßen sind nur noch in den unteren Etagen erhalten. Niemand verwehrt heutigen Tages den Eintritt in die damals so heiligen Familienräume und in die Bade- und Wohnzimmer schöner, vornehmer Damen! Die Wände dieser Wohnzimmer sind heute noch mit der farbenreichen al-fresco-Malerei bedeckt, welche sich nun schon so lange und immer noch frisch erhalten hat!

Diese Gemälde selbst stellen zumeist sinnliche, reizende Gruppen schöner, nackter Frauen- und Kindergestalten oder auch Episoden aus der Götterlehre dar. Dieselben sind oft von hoher künstlerischer Bedeutung und die Farben erglänzen nach fast 2000 Jahren heute noch in voller Frische in allen Tönen

und Abstufungen — ein bleibendes Räthsel für unsere jetzigen Maler und Künstler!

Man hat ganze Wände von diesen schönen Freskogemälden von hier aus nach den Museen von Paris und London zc. versendet, in dem dieselben behutsam abgetragen und hiebei in Eisenrahmen gezwängt wurden, nur um die Gemälde zu erhalten, welche immer und ewig der bildenden Künstlerwelt als Muster dienen werden!

Man sieht auch fortwährend in allen Winkeln von Pompeji's Häusern Maler und Bildhauer aus allen Welttheilen vor den klassischen, originellen Wandgemälden und Bauwerken sitzen und monatelang ihren Studien über die Kunst längstvergangener Zeiten obliegen, um sich an den 2000 Jahre alten Originalen zu bilden!

Pompeji war eine Stadt, so groß, wie das heutige Dresden. Diese Stadt lag einstmals am Meeresstrande, denn die schweren, eisernen Ringe, welche in ihren äußeren Mauern eingegypst sind, konnten doch nur den Zweck haben, die Schiffe mittelst Tauen daran zu befestigen. Gegenwärtig liegt Pompeji aber so hoch über dem Meeresspiegel und wohl eine halbe Stunde davon entfernt, indem das Ufer immer sanft aufwärts steigt, daß sich entweder das Meer in dieser Gegend zurückgezogen haben muß, oder die Stadt durch spätere vulcanische Vorgänge gehoben worden sein muß? Wer vermag darüber Auskunft zu geben, da dies schreckliche Ereigniß durch die Vernichtung alles Lebens eine so gewaltige Kluft zwischen die Todten und die in fernen Provinzen und Städten Lebenden machte?!

Ein halbes Jahrhundert war gewiß allein nöthig, damit sich dieser meilenweite, glühende Aschenhaufen abkühlte! Von einer Hülfe und Rettung auf Schiffen konnte überhaupt keine Rede sein, da doch der dicke Aschenregen sich ebenfalls über den ganzen Golf erstreckte und gewiß ebenso

Mannschaft und Schiffe vernichtete und dieselben in Brand setzte?

Alle Vermuthungen hierüber gehören in das Reich der Fabel! Die Wirklichkeit gibt den besten Aufschluß über dies damalige großartige, verderbliche Naturereigniß!

Es sollen in dieser schrecklichen Epoche von einem Zeitgenossen, Plinius dem Älteren, Aufzeichnungen über den Ausbruch des Vesuvus und der Zerstörung Pompejis gemacht worden sein. Derselbe hatte sich als Befehlshaber einer kleinen römischen Flotte auf seinem Schiff in die Nähe der Küste gewagt, als dies entsetzliche Ereigniß vor sich ging. Er soll sogar gelandet sein, um seine Beobachtungen genauer machen zu können, hatte aber hierbei den Tod durch herabfallende glühende Steine gefunden!

Diese Aufzeichnungen sollen nun auf dessen Neffen, Plinius dem Jüngeren, übergegangen, auf Papyrusrollen niedergeschrieben und so der Nachwelt erhalten worden sein? Ich glaube aber, daß dies ebenfalls Fabel ist, denn wer vermöchte während einer so furchtbaren und gefahrdrohenden Katastrophe kalten Blutes Beobachtungen anstellen, wo glühendes Feuer vom Himmel herunter fällt?

Nachdem wir verschiedene Straßen durchlaufen und nach den Anweisungen unseres Führers die Häuser des *Arrius Diomedes*, der *Bacchantinnen* und *Vestalinnen* besucht hatten, rasteten wir in der großen *Arena*, welche aus Granitsteinen stufenförmig aufgebaut und noch immer gut erhalten ist. Hier fanden die öffentlichen Schauspiele, Kampfspiele und die schrecklichen Kämpfe der armen Opfer mit den reißenden Thieren statt — dieser Boden ist mit Christenblut getränkt worden!

Die Märtyrer des christlichen Glaubens sind gesteinigt, gekreuzigt, verbrannt und von wilden Thieren zerrissen worden! Ueber ihren Leichen aber ist die frische junge Saat höher auf-

geschossen — sie blüht gegenwärtig auf derselben Stelle als der allerchristlichste Staat der ganzen Welt, unter dem milden Scepter des Stellvertreters Christi!

Unsere Gesellschaft befand sich in sehr ernster, fast andächtiger Stimmung, denn die an „Tod und Vergänglichkeit“ mahnende, ruinenhafte Umgebung läßt unmöglich einen freudig ausgelassenen Ton oder einen heiteren Scherz aufkommen! Da oben am blauen Himmel über uns glänzt und strahlt die liebe, goldene Sonne, ringsum auf den Bergen sproßt die üppige Natur in Wald und Flur und hier unten in den öden Straßen, auf den weiten Plätzen, mit den vielen, halbabgebrochenen Marmoräulen, mit den ruinenhaften Häusern weht der kalte Hauch des Todes!

Wir setzen unsere Wanderung fort — sie nimmt mehrere Tage in Anspruch, wenn man alles selbst nur ganz oberflächlich besichtigt!

Der Führer schreitet voran und tritt in eine engere Gasse, indem er alles Wissenswerthe erklärt. Er rechnet dabei natürlich auf ein besonderes Trinkgeld, was ihm auch Jedermann gern verabreicht. Für den Besuch Pompejis wird seitens der Verwaltung eine Gebühr von zwei Franken pro Person erhoben.

Wir befanden uns nunmehr in der Straße der Laster!

Dort in jenem Hause wurden die Orgien und nächtlichen Feste der öffentlichen Freudenmädchen gefeiert. Ein sehr bezeichnendes Bild in Fresco-Malerei über dem Eingange zeigte den Passanten dieser Straße nur zu deutlich die Bestimmung dieses Hauses und seiner innemwohnenden Schönheiten an — nackter und augenfälliger kam weder die Gestalt eines Pärchens noch die Situation desselben wiedergegeben werden! Ein solches Bild auf offener Straße — welche Sitten müssen damals geherrscht haben?!

Tritt man nun in ein solches Haus hinein, so sieht man an einem langen Corridor links und rechts in die einzelnen Gemächer dieser ehemaligen pompejanischen Töchter der Venus. Ueber dem Eingange eines jeden Zimmers deutet ein lichtfarbened Bild schöner weiblicher und männlicher Figuren in den unglaublichsten Stellungen wiederum auf den Zweck dieser Gemächer! Eine Art breite Ruhebank aus Stein ist noch der einzig übriggebliebene Gegenstand dieser, sonst auf das Lüsternste ausgestatteten geheimen Cabinets wohlküstiger Freuden.

Man sieht heute noch, wieviel Entsetzen und namenlose Angst die armen Einwohner damaliger Zeit bei dem Ausbruch des Vesuvus und dem plötzlich über die Stadt sich ergießenden, glühenden Aschenregen erfaßt haben mußte, denn in den einzelnen Kellern, welche nicht zu häufig in P o m p e j i zu finden sind, und in welche sich die verzweifelten Menschen flüchteten, hatten sich dieselben in der Todesfurcht vor dem versengenden Element so dicht zusammengedrängt, daß sie wie zusammengepreßt nach Tausenden von Jahren wieder vorgefunden wurden — *Alle versteinert!*

Ebenso sieht man heute noch die Eindrücke von Gesichtern, Händen und Weiberbüsten in den nachgiebigen, weichen oder plastischen Massen, welche in diesen Kellern aufbewahrt wurden, wie z. B. Lehm, Sand oder Mehl &c., in denen diese Eindrücke und Abdrücke menschlicher Formen heute noch deutlich zu erkennen sind, und welche sich auch erhalten haben, nachdem man die vielen versteinerten Menschen behutsam heraus genommen hat, denn es wird stets mit großer Vorsicht gearbeitet!

Wie müssen sich die so schrecklich Ueberraschten in einander gedrängt haben, um der gewaltigen Feuerzgluth über ihren Köpfen zu entgehen!

Wie krampfhast sind die Eindrücke jener Hände, welche sich gegen die weiche Masse angestemmt haben! Die plötzliche Verdünnung der Luft durch die Feuers- und Aschengluth, und

der endliche Abschluß aller Luft überhaupt durch das Herabfallen der Aschenmassen, lassen annehmen, daß ein schneller Tod durch Ersticken den Leiden der geängstigten Einwohner ein kurzes Ende bereitet hat — —

Aus der Bauart der Häuser ersieht man, daß jedes einzelne Haus lediglich nur von e i n e r Familie bewohnt worden war. — Kasernenartige Zinshäuser gab es also dazumal noch nicht!

Von der Straße aus führte nur e i n Eingang in das Haus, auf dessen flachem Dache sich eine Veranda befand. Fenster gab es nur selten nach der Gasse heraus, sondern dieselben gingen im Innern des Hauses rings um einen Hofraum, in dessen Mitte sich in der Regel ein Marmorbecken mit einem kleinen Springbrunnen zum Abkühlen der Luft befand. Alle Wände der besseren Häuser waren außen und im Innern mit mehr oder weniger werthvollen Fresco-Malereien geschmückt und bedeckt.

Auf den Bildern, welche uns aus dieser klassischen Stadt und ihrem Zeitalter überkommen sind, sieht man gewöhnlich die schönen Pompejanerinnen in sehr leichter Kleidung und phantastischer Gewandung mit Stirnband und Gürtel sitzen. Die Schönheit des damaligen Geschlechtes der Menschen soll in der zu dieser Zeit herrschenden Sitte begründet gewesen sein, daß man alle verwachsenen, schwächlichen oder kränklichen Kinder nach dem Rathe der Götter aus der Welt beförderte, weil man grundsätzlich annahm, daß dieselben sich später doch nur selbst zur Last gelebt hätten! Welche eigenthümlichen Sitten zu dieser antiken Zeit, welche also geradezu den Kindesmord gestattete und sogar gesetzlich vorschrieb! Und wie tief eingreifend waren diese Vorschriften auf die körperliche Bildung der nachkommenden Geschlechter! Man strebte also gleichermaßen durch das Tödten der schwächlichen, häßlichen und krüppelhaften Kinder eine Veredlung der menschlichen Race in ihrer äußeren Form an!

Das Auge der gebärenden Frauen und der zeugenden Männer traf in Bildwerken und Malereien, sowie in natura immer nur auf schöne, üppige und gesunde Formen und Gestalten, welche wir heute noch an den vorgefundenen Marmor- und Bronzebüsten einer Venus oder Diana bewundern! Die Götter der damaligen Zeit wurden je nach ihrer Thätigkeit und olympischen Nachstellung nur immer als edle, schöne oder gewaltige, kräftige Wesen gedacht! Die Göttinnen der Freude, Lust und Liebe stellten mit ihren Attributen eine Fülle der nur denkbarsten Ideale wommiger Schönheiten dar! Unsere Zeit hat in dieser Beziehung nichts Neues geliefert — Alle gegenwärtige Kunst ist nur eine Nachahmung des Antiken, des schon längst Dagewesenen! Die Venus heutigen Tages zum Beispiel — —

„Lieber Egypter, du schwärmst, beim Allah! Du verläßt den Faden und das Maß gewöhnlicher Schilderung und steigt nun gar bis in den Olymp hinauf zu den Göttern und Göttinnen! Ueberlaß dies einer andern, kundigeren Feder! Langweile deinen geduldigen Leser nicht, sondern bleibe bei der Schilderung der Gegenwart! Deine Reisebegleiter, der brave Waja, der biedere Hamburger, der fröhliche Wiener und die Andern, sie mahnen ohnedies schon längst an den Heimweg! Der Bremer Weinreisende brennt darauf und kann es kaum erwarten, hier in der nächsten Nähe, an der Quelle selbst einen Trunk echten, unverfälschten *Lacrimae Christi* zu thun, denn hier auf den sanft aufsteigenden Hügeln der mit einer dicken Erdkruste bedeckten Aschenselder wächst dieser Götterwein!

Ein nahe gelegenes Wirthshaus Pompeji's bietet diesen Genuß, welcher uns Alle beim Verlassen dieser Stadt des Grauens umso freudiger in die herrliche Gegenwart versetzt: Ein halbes Duzend Männer aus allen Gauen des deutschen Vaterlandes vor einigen Flaschen ganz echter „Thänen Christi“ (denn so heißt dieser edle Wein übersezt) — in der Umgebung

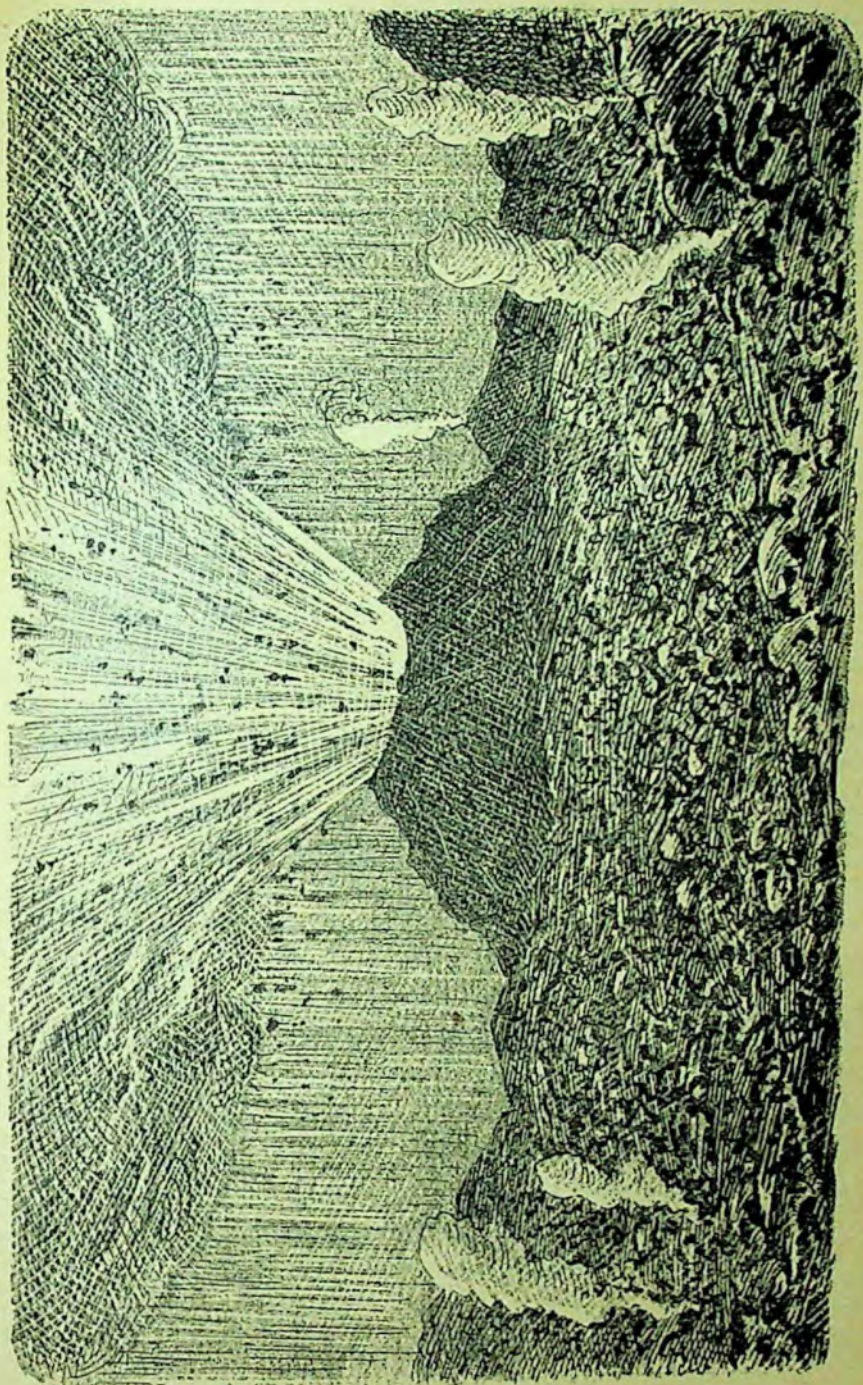
des Besuw, mit dem Ueberblick über den herrlichsten Golf der Welt; wer vermöchte sich da nicht zu begeistern und in dieser Begeisterung zwiefach zu den Gläsern zu greifen?!

Wir leben noch und freuen uns unseres Daseins!

Es ist immer gut, wenn man auf Reisen einen „Kenner“ bei sich hat! Unser Bremer Landsmann saß in ganz besonderer Andacht vor seinem Glase und prüfte den goldblinkenden Inhalt desselben, indem er das Glas mit erhobenem Arm bald gegen das freundliche Licht der Sonne hielt, bald an die Lippen setzte und mit einem Blick auf uns, welcher wie aus einem plötzlich in seinem Innern zur Erkenntniß gekommenen Gefühl empor zu dämmern schien, brach er endlich in die bedeutungsvollen Worte aus: „Meine Herren! Fünfzehn Jahre reise ich schon in „Wein“, jetzt aber wird es mir erst klar, was in Wahrheit „Lacrimae Christi“ ist!“ Sprach's, verstummte und — trank sein Glas bis auf die Reige aus! —

Wieviel gepantschtes Zeug in Flaschen und Fässern mag der gute Bremer seiner gläubigen Kundschaft in der weiten Welt unter diesem edlen Namen: „Lacrimae Christi“ als echt verkauft haben?!

Jetzt wird ihn wohl bei diesem wirklich echten Göttertrank das böse Gewissen strafen, wenn ein Weinreisender überhaupt ein — Gewissen hat?!



Der Jesuv. (Cap. XXXII.)

XXXII.

Eine Ueberraschung. — Der Besuch.
Versteinerte Menschen.

In bester Stimmung und in dem wohligen Gefühl, uns noch unter den Lebenden in dieser schönen Welt zu befinden, kehrten wir gegen Abend nach Neapel zurück und begleiteten natürlicherweise unsern Maja in sein gemüthliches Heim, um uns hierorts gehörig zu restauriren!

Das ganze Local war dicht besetzt von einer großen Anzahl junger Männer, von frischen, herrlichen Frauen und feichen jungen Mädeln und Alles redete in deutscher Zunge miteinander! Heute war „Deutscher Vereinsabend“! Wir wurden von Maja sofort vorgestellt, vom „Präsidenten“ als Ehrengäste aufgenommen und konnten uns nun ungenirt unter unsern Landsleuten bewegen! Das ist nach dem traurigen Besuch einer verschütteten Stadt ein doppelter Hochgenuß!

Nachdem allgemein getafelt war, wobei ich natürlich jede Schüssel höchst mißtrauisch abschnüffelte, ob nicht etwa Schildkröten oder Schnecken darin enthalten seien, ging es an eine Reihe komischer und gesanglicher Vorträge, und nun folgte selbstverständlich das unvermeidliche Tanzvergnügen!

Heißa! Wie drehten wir uns im Kreise nach den herrlichen, prickelnden Klängen unserer heimathlichen Walzer, welche von Klavier und Geige lustig aufgespielt wurden! Der vor-

treffliche Hamburger ließ nicht ab vom Tanzen, trotzdem seine dicke Figur durchaus gar keine Eignung dazu zeigte und — ich selbst?

Meine Tänzerin war eine allerliebste volle und runde — Halbgeborene!

Wieso halb? Hat sie etwa keine Füße gehabt? Oder fehlte ihr der Oberleib? Ist sie vielleicht überhaupt nur halb nach Neapel gekommen?

Aber nein! Wir verstehen uns nicht! Ich habe dummerweise einen dafür gebräuchlichen, italienischen Ausdruck (*mezzanata*) ins Deutsche übersetzt!

Meine Tänzerin war darum eine Halbgeborene, weil sie einen deutschen Vater und eine italienische Mutter hatte. Ich glaube, daß ich mich nunmehr recht schaffend deutlich genug ausgedrückt habe?

Meine Tänzerin hatte von ihrem Vater das gemüthliche deutsche Wesen, von ihrer Mutter aber die imposante Gestalt und die feurigen Augen! Ferner hatte meine Tänzerin vom Vater den kräftigen Wuchs in jeder Beziehung, von der Mutter aber die darüber gehauchte Grazie!

Endlich war meine Tänzerin nicht etwa so ein noch in den Kinderschuhen herumlaufender, verwöhnter, schnell beleidigter, Gesichter schneidender, nur zum Weinen oder zum Lachen aufgelegter Backfisch, sondern eine schon zum Pflücken reife Jungfrau in den empfehlenswerthesten Jahren, worunter ich die Mitte der Zwanziger verstehe.

Der biedere Hamburger, der Bremer Weinkenner, der lustige Wiener und ich selbst, wir Alle waren verheiratet, von mir spazierten sogar drei lebendige, egyptische Kinder auf dem Wiener Boden herum und der Vater — tanzt! Er tanzt mit halb- und ganzgeborenen, sogar bildhübschen Neapolitanerinnen, er macht es den anderen Vaterländern nach, läßt Wein, Eis und Früchte aufspazieren, spielt den Liebenswürdigen, reicht die

Schüffeln graziös herum, begleitet dann die Damen nach Hause — will sich denn der Besuch nicht aufstun und diese vier Verräther und Ehemänner sofort mit Haut und Haaren verschlingen? Steht denn kein Rachegott auf, welcher die vier jungen und einsamen Frauen da draußen in den verschiedenen Städten der Heimat rächt??

Der Rachegott wartete schon längst im Hotel auf mich! Schon in aller Frühe war er dort, ich befand mich aber schon auf dem Wege zum Nationalfrühstück und dann ging es nach Pompeji! Seitdem sind vierundzwanzig Stunden vergangen und es ist nun wiederum früher Morgen, wo ich in den Arm des biedern Hamburger's eingehängt, meinem Hotel zuschleiche.

Ich brauche kein Licht anzuzünden, es ist bereits heller Tag — die liebe Sonne beleuchtet schon längst zwei Briefe, welche auf dem Tisch liegen.

Der eine ist aus Egypten, ich kenne die Handschrift meines Freundes. Die Handschrift des andern Briefes ist mir auch sehr bekannt! Sie ist von meiner Gattin!

Am Ende enthält der Brief eine fürchterliche Gardinenpredigt über mein gestriges flottes Tanzen und heutiges „frühes“ Nachhausekommen? Doch nein! Die Theuerste kann ja davon noch nichts wissen und Telephone gab es damals noch nicht, Gott sei Dank!

Also nur muthig, nur aufbrechen!

„Wir begreifen gar nicht,“ so lautete der Brief, „warum Du so lange unterwegs bleibst, wo wir Dich doch jeden Tag mit Sehnsucht erwarten? Es sind jetzt bereits mehrere Wochen, daß Du von Egypten abgereist bist (Du siehst, daß ich genau nachrechne)! Am Ende bist Du gar wieder krank geworden? Bitte, schreibe nur sofort, damit wir darüber beruhigt sind! Du solltest überhaupt jeden Tag schreiben, am besten aber wäre es, wenn Du ohne jeden ferneren Aufenthalt Tag und Nacht reisen möchtest, dann bist Du sicher innerhalb 36 Stunden

in unserer Mitte! Deine drei Kinder gedeihen prächtig! Unser ältester Bub hat mich neulich gefragt: ob er auch einen Papa hat, wie Nachbars Toni, sein Spielfkamerad? —“

Au weh! Am frühen nüchternen Morgen, nach einer durchschwärmten, neopolitanischen Sommernacht und bei einem etwas schlechten Gewissen thut es doppelt weh, wenn man die nackte Wahrheit hören muß!

Ich begreife die Sehnsucht der Meinen recht gut, ich möchte ja selbst recht bald in ihrer Mitte weilen! Aber wo bleibt dann mein vorgesteckter Reiseplan? Ich kann doch unmöglich ein so schönes Stück Welt unbesehen und unbewundert lassen, in welchem ich mich mitten drin befinde? Man würde mich nachher in der Heimat sicherlich auslachen und einen ganz merkwürdigen Begriff von meiner „Bildung“ bekommen? Außerdem wäre diese wahrhaftige Reisebeschreibung schon zu Ende und damit wäre auch das Band zerrissen, welches mich bis jetzt immer noch, wenn auch unsichtbar an meine vielen tausend freundlichen Leserinnen und Leser fesselt?!

Schließlich hätte ich auch nicht einmal die große Ueberrauschung erlebt, welche ich mir niemals hätte träumen lassen und wenn dieselbe auch etwas romanhaft klingt, so frage ich Jedermann, welcher geneigt ist, in seine Erinnerungen zurück zu greifen: ob ihm im Leben nicht auch schon so wunderbare Dinge passiert sind, wie man sie in Romanen findet?

Der zweite Brief, welcher den Poststempel mit den „Pyramiden“ trug, las sich bei weitem lustiger, wenn er auch nicht viel erfreuliche Nachrichten brachte. Er lautete:

„Liebster Freund! Nennen Sie es ein besonderes Glück, daß ich mich überhaupt noch am Leben befinde! Wenn das aber so weiter geht, greife ich nächstens zum Revolver und schieße — in die Luft! Was ich vermuthete, ist richtig eingetroffen! Lassen Sie sich Alles beschreiben:

Ich komme eines schönen Tages ganz vergnügt nach *Ramle*, vermisse aber schon vor der Gartenthür meine *Donna Nina*, welche mich stets daselbst zu erwarten pflegte!

Was kann mir vorgefallen sein?

Ich trete in's Speisezimmer — Niemand ist da! Im Salon ist sie auch nicht! Endlich finde ich die *Signora* im Schlafzimmer, sie sitzt im dunkelsten Eck und weint bitterlich! Ich erfahre von ihr, daß die *Frau Apothekerin* aus *Calcutta* zurückgekommen ist und ohne Umstände Besitz vom ersten Stockwerk meiner *Villa* genommen hat — indem tritt auch schon der leibhaftige *Pollux* in's Zimmer, welcher mir mit dem freundlichsten Grinsen auf seinem broncefarbigen Gesicht höchst unterwürfig mittheilt: daß mich jeine Gebieterin oben im ersten Stockwerk erwarte!

„Himmel und *London*! Was sagen Sie dazu? Da muß doch der geduldigste Mensch ausfallend werden! Ich gestehe, daß ich mich ordentlich vor der Begegnung mit der *Frau Apothekerin* fürchtete, weil sie bei aller Elegie, welche über ihren zarten Leib gegossen scheint, ein paar fürchterlich rollende Augen machen kann, die ich genau kenne! Ich mußte mich aber dennoch zu dem unangenehmen Gang entschließen, trotzdem mich meine jetzige Gnädige mit gerungenen Händen hat, davon abzustehen!

Die *Frau Apothekerin* empfing mich ungemein zärtlich und schwur, daß sie mich nun nimmermehr verlassen wollte! Der bucklige *Provisor* habe sie in *Calcutta* so schmähslich behandelt, daß sie ihm noch vor der Hochzeit davongelaufen sei! Nun wolle sie aber bei mir bleiben für ewig!

Acht Tage sind nun schon vergangen, die energische *Donna* weicht nicht aus dem von ihr occupirten Stockwerk! Der bronceene *Pollux* bewacht sie wie ein treuer Hund! *Signora Lucia* hat alle Fröhlichkeit verloren! Wenn die beiden *Donnas* einmal zusammengerathen, wird es einen fürchterlichen Kampf abgeben!

Freund William hat mich neulich besucht. Er erzählte mir, daß Signora Lisetta — Mutter geworden sei! William schaut ganz verstört aus! Er macht ein so finsternes Gesicht, wie man von ihm niemals zu sehen bekam! Natürlich läuft er immer noch allein in der Welt herum, er zeigt wohl stets noch eine große Verehrung für seine ehemalige Flamme, sein gekränktes Ehrgefühl verbietet ihm aber jede intimere Annäherung an die unglückliche, schöne Sängerin! —

Vor einigen Tagen habe ich eine Rundschau im Innern Ihres verlassenen Heims gehalten, und dabei sämtliche Zimmer der oberen Etage einer gründlichen Reinigung unterziehen lassen, welche unter Leitung der Gattin der in Ihrem Parterre wohnenden Partei vor sich ging. Der Staub, an welchem ja in unserm heißen Egypten kein Mangel ist, lag bereits fingerdick auf Möbeln, Tischen und Sesseln herum! Ich will Ihnen das Herz nicht schwer machen, aber ich gestehe Ihnen offen: daß mich die Verlassenheit der Räume selbst ganz melancholisch gestimmt hat, und daß ich beim Anblick Ihrer Familienphotographien förmlich weich wurde! Wenn nur recht bald ein wirklich reeller Käufer kommen möchte! Ein Grieche hat sich schon zum Ankauf erboten, aber Sie wissen ja, daß man mit diesen Ehrenmännern nur immer „r e i n f ä l l t!“

Seien Sie versichert, daß ich stets Ihr Interesse wahren werde!
Ihr ergebener N.“

Die durchschwärmte Nacht und diese beiden Briefe waren wenig geeignet, einen fröhlichen Gedanken aufkommen zu lassen! Ein wahres Glück, daß der biedere Hamburger ins Zimmer tritt, um mich zu einem Spaziergang abzuholen! Das Alleinsein verschlimmert noch die trüben Bilder, welche vor dem sinnenden Auge aufsteigen!

Das lebendige Treiben in den Straßen Neapels verjagt sofort allen Trübsinn! Ein Blick über den wunderbar schönen Golf und in den darüber liegenden blauen Himmel ist genügend,

die verzagte Seele mit neuem Muth zu beleben! Der Tag vergeht unter lauter Schauen und Staunen und da wir noch nichts von der „Skala“ gesehen hatten, so wurden wir am Abend durch die angekündigte Vorstellung der „Traviata“ angelockt, diese Oper zu besuchen.

Der Hamburger Reisegefährte, welcher trotz seiner großen Neigung zu allen kulinarischen Genüssen immer noch eine große Liebe zur italienischen Musik bewahrt hatte, begleitete mich dorthin. Hier, im Lande selbst, ist die Aufführung einer italienischen Oper auch von ganz anderer Wirkung, als in der deutschen, meist schwerfälligen Uebersetzungssprache: Rubatore de l'onore et d'amore singt sich auf italienisch sicher schöner als: Räuber der Ehre und Liebe?

Selbst das Publikum ist lebhafter, feuriger! Man unterhält sich ganz laut im Foyer, im Parterre und in den Logen vor Anfang und während der Pausen und applaudirt den vortragenden Künstlern in der geräuschvollsten Weise, welche allerdings nicht viel Anständiges und Empfehlenswerthes hat. Das Publikum „trampelt“ und „stampft“ nämlich mit Füßen, Stöcken und Regenschirmen auf dem Fußboden, um seinen Beifall erkennen zu geben und ruft dazu Bravo oder Brava, je nachdem der Applaus einem Männlein oder Fräulein gilt.

Reiche und vornehme (?) Leute pflegen bei einem Theaterbesuch gern immer erst dann in ihre Logen zu treten, wenn die Duvertüre schon im besten Gange ist, wodurch sie natürlich den schönsten Theil, den Anfang der Oper, recht auffallend stören!

In einer uns gegenüber befindlichen Loge erschienen in gleich störender Weise einige reich und lustig gekleidete, in weite Schwals gefüllte Damen, welche sich auf den vorderen Sitzen, dicht an der Logenbrüstung niederließen, während sich hinter ihnen ein dicker Türke in rothem Fez und ein anderer Herr postirten.

Der rothe Fez erregte meine ganze Neugierde und versetzte mich sofort nach *Egypten* zurück! Ich mußte deshalb unwillkürlich immer wieder in die Loge schauen, aus welcher die Damen das Publikum und die Bühne durch ihre Operngucker zu mustern begannen.

Als die Eine derselben mit ihrer Musternung fertig ist und ihren Schleier zurückwirft, erscheint aus demselben der blühende, mit hochblonder Frisur umrahmte, schöne und darum unvergeßliche Kopf der — *Ceresta*! Oder sollte ich mich täuschen? Liegt hier vielleicht nur eine große Aehnlichkeit vor? Doch nein! Je länger ich hinschaue, je deutlicher erkenne ich ihre Gesichtszüge wieder! Sie ist es unbedingt, die ehemalige, leibeigene *Slavin*! Und noch dazu in welcher hochfeinen Kleidung sitzt sie da — *Uah*!

Der dicke Türke hinter ihr ist gar so viel besorgt um sie! Er legt ihr den *Shawl* über die blendend weißen Schultern, und sie lächelt ihn dankbar dafür an. Das Mädchen ist voller, üppiger, aber noch viel schöner geworden! Viele Blicke richten sich auf ihre imposante Erscheinung! Und wie sie das Opernglas so zierlich in der Hand hält und welch' vornehme Manieren sie hat, wie eine *Edeldame*!

Die schöne Vorstellung nahm ihren Verlauf. Meine ganze Aufmerksamkeit war aber nur auf diese eine Loge gerichtet, ich konnte kein Auge von der Blondine wenden! Jene schreckliche Nacht am Nil vor vier Jahren, die merkwürdige Errettung des Mädchens, der junge *Holländer* — Alles ging mir durch den Kopf, und jetzt sitzt sie da oben, die ich gerettet habe und die ich — ich muß es jetzt aussprechen — auch immer im Verdacht hatte, daß sie in ihrer damaligen Verzweiflung selbst zur *Brandstifterin* geworden war, um sich aus tyrannischer *Slaverei* zu befreien?

Mein *Hamburger* Begleiter stieß mich bei jeder schönen Stelle der *Oper* lebhaft in die Seite (es war dies so seine

Art, seinen Gefühlen Luft zu machen) ich hatte für heute Abend aber nur Sinn für die schöne Insassin der Loge da oben und combinirte in Gedanken eine Unmasse von Folgerungen und Muthmaßungen, wie die schöne *Cercesta* hierher nach Neapel gekommen sein konnte?

In der letzten Zwischenpause erzählte ich meinem Gefährten die ganze Geschichte, erwähnte aber nichts von der Feuersbrunst. Er hörte mit Staunen zu und war sogleich meiner Meinung, daß wir uns Klarheit über die schöne Dame verschaffen und am Schluß der Oper aufpassen müßten, wohin sich die türkische Gesellschaft begeben würde. Die Blicke der Orientalin schweiften wohl einige Male über unsere Plätze, allein mit einer so großen Gleichgültigkeit, daß zu vermuthen war, sie habe keine Ahnung von meinem Dortsein.

Beim Ausgang wartete meine „Klette“. Jetzt konnte ich ihn endlich zu einem Dienst gebrauchen: „Sie folgen genau dem Wagen einer Gesellschaft, welche ich Ihnen zeigen werde und bringen mir heute Abend noch zu Maja Bescheid, wohin derselbe gefahren ist!“ befahl ich ihm.

„Sehr wohl, *Excellenza*“ sagt die Klette, denn Jeder Fremde in Neapel ist für den Fremdenführer eine *Excellenz*!

Jetzt erscheinen unter dem ausströmendem Publikum die rothen Mützen der Türken. Ich dränge mich mit meinem Begleiter vor, um ihren Weg nach dem Wagen zu durchschneiden und die Aufmerksamkeit des Mädchens auf mich zu lenken. *Cercesta* sieht mich und prallt förmlich zurück — sie scheint ganz verwirrt, dann schauen wir uns Beide nochmals an, während ich leicht grüße und nun stürzt sie förmlich dem erwartenden Wagen zu!

Die Klette hat sich hinten auf das Trittbrett geschwungen und macht die Fahrt mit. Der flinke Wagen ist uns bald aus dem Gesicht, die Pferde jagen wie toll dahin.

Ich wußte eigentlich selbst noch nicht, was ich mit dem Wiedersehen bezwecken wollte? Was ging mich eigentlich das Mädchen jetzt noch an, welches sich offenbar in einer glücklichen Lage befindet, die ich durch meine Aufdringlichkeit nur stören kann?! Wenn der dicke Türke ihr Gatte oder Verehrer ist, so werde ich mir nur Unannehmlichkeiten auf den Hals laden! Die verdammte Neugierde aber, erhöht durch die sonderbaren Umstände meines ersten und zweiten Zusammentreffens mit dieser reizenden Blondine ließen mir aber doch keine Ruhe!

Nach einer ziemlich geraumen Zeit kommt meine Ordonnaiz angejagt. Er thut, als wenn er ganz außer Athem wäre und einen ungeheuer wichtigen Auftrag ausgeführt hätte: „Excellenza!“ berichtet er mir, „die Gesellschaft ist in das türkische Hotel, sehr weit von hier gefahren, der Türke ist H. Bey, ein armenischer Christ und bei der hiesigen Gesandtschaft als Attaché angestellt; die junge blonde Dame ist seine Frau, die andere Dame ist die Frau eines italienischen Attachés, dessen Diener ich sehr gut kenne. Der Türke befindet sich erst seit vorgestern hier in Neapel mit seiner jungen Frau und bleibt auch hier. Wenn Excellenza noch etwas wissen wollen, so gehe ich nochmals hin, der Diener hat mir dies Alles erzählt . . .“

Bravo, Klette! Das hast du gut gemacht! Also sie ist verheiratet und wie es scheint, glücklich — das genügt! Ich glaube, sie sah mich gestern offenbar nicht gern, ich will deshalb auch den Schleier über ihrer Vergangenheit ungelüftet lassen, denn es weiß vielleicht Niemand davon? Und doch möchte ich sie gern noch einmal sprechen, nur um meiner Frau davon mittheilen zu können, denn wir haben ihr ja doch nur Gutes gethan?

Meiner kannte ganz Neapel. Er kannte auch den italienischen Attaché und dessen Frau und wenn wir vom Besuch zurückgekehrt sein werden, will er mich am Abend in ein Kaffeehaus führen, wohin sich die beiden kinderlosen Gatten in der Regel

begaben, um daselbst den Abend zuzubringen. Von diesen konnten wir sichere Auskunft erhalten, wie er behauptete.

Das blonde Mädchen, vielmehr die junge Frau hatte mich gestern Abend ganz deutlich wiedererkannt, das war mir klar! Wenn sie jetzt einen Grund hat, ihre Dankbarkeit gegen mich zu verbergen, so bin ich gewiß nicht Schuld daran? Ihre große Verlegenheit am gestrigen Abend zeugte davon, daß ihr meine Begegnung unangenehm war? Wenn uns also der Zufall nicht wieder zusammenführt, will ich sie auch nicht mehr persönlich aufsuchen und belästigen. Fort also mit den Gedanken an die Blondine — weg damit!

Zu der Partie nach dem Besuv hatten sich dieselben Theilnehmer zusammengefunden und dieselbe Bahn führte uns an dem schönen Golf entlang in die Nähe von Portici.

Von hier aus begann die Fußwanderung, denn es geht erst sanft, dann aber immer steiler bergauf durch Weingärten und Baumgruppen von Oliven, Mandeln und Feigen. Die ganze Vegetation steht in üppiger Fülle und Frische da, der warme, vulkanische Untergrund hilft so recht in die Höhe treiben; alle Früchte sind hier auch größer und süßer!

Man sieht unten auf der breiten Chaussee von Portici eine Unmasse Wagen, fast lauter Zweiradler im schnellen Lauf dahinfahren. Sie befördern Lebensmittel, Waaren und Materialien aller Art nach Neapel. Viele dienen auch zum Transport von Personen, welche mit billiger Fahrgelegenheit nach der Hauptstadt Neapel gelangen wollen. Ein solcher zweiräderiger Karren, dessen Bespannung aus drei oder vier Maulthieren besteht, führt eine so große Menschenmasse mit sich, wie sie eines unserer größten Landfuhrwerke kaum zu fassen im Stande ist! Der billigen Fahrt wegen klammert sich Alles, was mit nach Neapel will an den Scheerbaum, an die Leitern und Sprossen des Karrens an; einige der Passagiere schweben förmlich in der Luft, sie halten sich an andere Personen fest, welche auch kaum mit einem Fuß

Posto gefaßt und sich mit einer Hand fest angeklammert haben Einer sitzt förmlich auf dem Andern!

Unsere Gesellschaft ist indessen schon höher hinaufgekommen auf den Vesuv — man sieht schon hin und wieder aus dem, mit Weinranken bebauten Boden nackte, blaugraue, kleinere und größere Flächen erstarrter Lava und Erzschlammes von felsiger Härte, mit rundlichen, wellenförmigen Gebilden hervorrageu, wie wenn ein vom Berge herabfließender Strom plötzlich in seinem Lauf zu blaugrauer Masse erstarrt wäre!

Ein italienischer Führer mit langem Bergstock geht uns voran, denn ohne diesen würde man vielleicht eine Strecke weit den hohen feuerpeienden Berg wohl hinaufkommen, ob man aber wieder herunterkommt ist eine andere Frage, denn es gehört große Ortskenntniß dazu, um nicht in ein Rischengrab zu versinken und elendiglich zu ersticken.

Eine Anzahl baarfüßiger Bergbuben, die hier oben in den Weingebieten und Wächterhütten ihre Heimat haben, rennt unserm Führer immer noch eine gute Strecke weit voraus — Sie sind hier auf dem Krater zu Hause und da sie mit der stets drohenden Gefahr eines Ausbruches aufgewachsen sind, so kennen sie auch keine Furcht vor derselben!

Die Natur des Berges veränderte sich immer mehr, je höher man hinaufkommt. Man sieht nur noch hie und da einige grüne Flecken und Weingärten aus den Lavafelder hervorblicken; die hiesigen Bergbewohner tragen nämlich die Erde aus dem Thal in Säcken auf Maulseseln bis hoch hinauf auf den Krater und bauen auf diesem künstlich geschaffenen Boden den „Lacrimae Christi“ an, dessen Ranken auf dem warmen Untergrund unglaublich viele und große, dunkelblaue Trauben tragen.

Dicht über uns hinweg ziehen die dichten Rauchwolken des nimmer verlöschenden unterirdischen Feuers — in der ganzen Luft, welche uns umgibt, ist ein Geruch nach Schwefel und Pech vorherrschend!

Gerade einige Wochen vor unserer Herkunft hatte der Vesuv wieder einmal ordentlich ausgespieen und durch seine Lavamassen einige kleine Ansiedlungen überschüttet und von der Erde vertilgt! Nichtsdestoweniger bauen sich die italienischen Bergbewohner auf der kaum erkalteten Stelle wieder an, als könnten sie von dem heimatischen Boden nicht lassen!

Jetzt fängt der Boden unter unseren Fußtritten schon an nachzugeben, er wick, was man so nennt, „unterkötzig“. Man hat beim Marschiren bergan das Gefühl in den Füßen, als wenn man über ein leicht gefrorenes Schneefeld geht, nur daß hier die Farbe grau in grau ist.

Wir nähern uns dem eigentlichen Krater immer mehr und mehr und passiren tiefe Abgründe, aus denen ebenfalls leichter, schwefeliger Rauch dringt. Die ganze Luft ringsumher ist derart, wie sie in einer großen Feuerschmiede vorherrscht. Was muß nur da unten für eine Unmenge Material an Schwefel, Kohle, Petroleum, Erdöl und Gas unnütz verbrennen?!

Nach einer halbstündigen Wanderung liegt vor uns ein weites, tiefes, finsternes und unheimliches Thal, wie ein großmächtiges Loch mit zackigen Felsenrändern! Es ist der alte, ausgebraunte Krater, welcher damals im Jahre 79 nach Christi Geburt die von uns besichtigte Stadt Pompeji und Herculaneum verschüttet und eingeäschert hat und dann in sich selbst zusammengestürzt ist, weil er sein eigenes Fundament gleichermaßen ausgespieen hat! Die im Innern des Kraters niemals rastende Feuersgluth hat sich aber in einer viertelstündigen Entfernung daneben einen andern Ausweg gebrochen und aus diesem dringen nun fortwährend stoßweise große Wolken dichten, schwarzen und helleren Qualmes hervor! Es lagert über ihm am Tage stets eine dichte Wolkenjchicht, während man Nachts die durch dieselbe aus dem Krater herauschießenden Feuergarben deutlich wahrnimmt.

Wir rasteten hier, weil wir doch nicht weiter vordringen konnten oder wollten, denn das Tappen mit den Füßen und Suchen mit den Bergstöcken nach einem festen, soliden Untergrund wollte uns schließlich doch nicht mehr behagen! Jeder von uns Besuchs-Besuchern hatte Frau und Kind zu Haus! Ein einziger Fehltritt und ach! man versinkt in ein warmes, tiefes Aschengrab, wie in leicht gefallenem Schnee, der den tiefen Abgrund bedeckt — —

Unsere kleinen Barfüßler, die Kinder des Besuchs, rannten aber mit ihren leichten nackten Füßen waghalsig noch eine ganze Strecke weiter hinunter, in den von allen Seiten rauchenden Krater und brachten darauf große, noch ganz warme Klumpen weicher Lava herauf, von welcher sie handgroße Stücke ablösten und in mitgebrachte eiserne Formen preßten! Diese rundlichen, schwarzgrauen, aber schweren Lavapasteten hatten die Größe einer Miniaturjennmel. Sie trugen auf einer Seite das Bildniß des Königs Vittorio Emanuels, während auf der anderen Seite die Inschrift zu lesen war: *Sovenire del Vesuvio 1874*. Die Buben überreichten uns diese „Lavamedaillen“ natürlich gegen das übliche und unvermeidliche Trinkgeld zum Andenken an den Besuch dieses verderben- und feuerspeienden Berges.

Die Ursache des Ausbruches der feuerspeienden Berge erkläre ich mir einfach dadurch, daß die im Innern unserer Mutter Erde kochenden Feuermassen durch den zufälligen Zutritt von unterirdischen Wasserläufen plötzlich eine so große Dampfmenge entwickeln, daß eine förmliche Explosion im Innern der Erde stattfindet, welche dieselbe berstet und durchbricht und die glühenden, flüssigen Lavasteinmassen samt Asche und Steinen in die Höhe treibt und auswirft!

Die furchtbare Wirkung, wenn „Wasser mit Feuer sich mengt“, erfahren wir ja häufig an den Explosionen unserer Dampfkessel, bei welchen die schweren Eisenwandungen, Mauern und Gebäude wie leichte Spielbälle hinweg geschleudert werden!

Die feuerpeienden Berge bilden gleichermaßen die Abzugscanäle, die Schöte und Rauchfänge für den sich fort und fort im Innern der Erde entwickelnden Rauch und Dampf. Sie vertreten die Stelle der Sicherheitsventile am Dampfkessel!

Die Erdbeben sind ebenso eine natürliche Folge des Zusammenstoßes von Feuer und Wasser!

Die Lavamasse selbst ist von schlackenartiger Beschaffenheit. Dieselbe ist zumeist schwarzgrau gesprenkelt und dabei sehr zähe! Sie wird nach ihrer Qualität zu sehr verschiedenen Zwecken verarbeitet. Während die grobkörnige, schwarzgraue Lava zu Pflasterungen in Straßen und Häusern dient, macht man aus den besseren Sorten allerhand Vasen, Säulen, Bildwerke, Tischplatten und Nippfächer, da sie sich mit Meißel und Stahl besser verarbeiten läßt, als alle anderen Steinarten und auch eine vorzügliche Politur annimmt.

Die Pflasterung der alten Straßen von Pompeji ist ebenfalls aus schwarzgrauer Lava hergestellt worden. Dieselbe verhärtet durch die Länge der Zeit zu granitartiger Festigkeit!

Wenn man nun bedenkt, welche ungeheure Massen von Lava durch die Länge der Jahrtausende ausgeworfen wurde, und daß doch hierdurch eine immer größer werdende Höhlung im Innern der Mutter Erde entstehen muß, so kann man sich auch die Ursache des Unterganges von ganzen Länderstrecken, Inseln und auch von Städten erklären, welche unglücklicherweise auf solchem Terrain aufgebaut waren!

Es ist hier oben, auf den Höhen des Vesuv selbst am hellen, lichten Tage schon immerhin ein höchst unheimlicher Aufenthalt! Je nach der Windrichtung ist man oft von den schweren, sinkenden Rauch- und Schwefeldämpfen eingehüllt — der heiße Odem der Mutter Erde überhaucht uns mit erstickender, verzehrender Begier!

Viele Besucher des feuerpeienden Berges bleiben aber gern noch über Nacht hier oben, um die aus dem Krater auf-

steigenden, himmelanstrebenden, dichten Feuergarben, welche erst im Dunkel der Nacht ihre Majestät zeigen, besser beobachten zu können! Wir hingegen wollen dieses nächtliche, wenn auch großartige Schauspiel der Natur gern den andern, waghalsigen Reisenden überlassen, welche aus Uebermuth oft noch weiter vordringen und auch häufig die Opfer dieser ganz unnützen Heldenthaten werden! Man hört auch in Neapel fast in jeder Woche von Unglücksfällen, welche sich auf diesen Bergfahrten zugetragen haben! Die Führer warnen die Reisenden umsonst vor den mit leichter Asche bedeckten Abgründen! Wie viel Unglücksfälle fremder Besucher mögen hier oben auf dem ewig arbeitenden Krater vorkommen, von denen man eben nicht so mehr hört?! Der Beswusport fordert alljährlich Hunderte an Opfern!

Nun geht es wieder abwärts, dem wonnigen Thal und der Küste des blaublickenden Golzes zu!

Der Führer hatte für den Abstieg einen anderen, ziemlich schnell abfallenden, aber dafür um so kürzeren Weg gewählt, auf welchem man in der graukörnigen Asche wie durch groben Sand hinabruscht und bald unten anlangt. Das ist ein förmliches Wettlaufen ohne Stillstand, denn das Gewicht des Körpers reißt immer weiter hinunter, die Füße müssen hierbei ordentlich gehoben werden, sonst geht es kopfüber in die Asche hinein und man kommt unten verkehrt an, mit dem Kopf zuerst!

Eine Stunde entfernt vom Beswus erhebt sich in gleicher Höhe mit demselben ein einsamer Berg, auf welchem die Beobachtungstation des weltbekannten Professors Palmieri errichtet worden ist. Die Wissenschaft hat mit Hilfe von Unterstützungen aus aller Herren Ländern diese kleine Burg aufgerichtet, welche anstatt mit Kanonen mit allen möglichen Apparaten und Batterien ausgerüstet ist, um hier oben durch telegraphische Drahtleitungen täglich und stündlich

von den Launen des alten, feuerspeienden Drachen unterrichtet zu sein und etwaige Ausbrüche vorher sagen zu können! Die Drähte ziehen sich von hier bis in nächste Nähe des Kraters, über und unter der Lava hinweg, so weit wie möglich in den Feuerlund hinein. Ihr Vibriren und elektrisches Zucken wird hinübergeleitet bis in die Beobachtungsstation, in welcher man genau Notiz davon nimmt. Und damit nun bei einem plötzlichen, ungeahnten Ausbruch des unheimlichen Nachbarn der Professor mit seinem Gehülfsen da oben vor Noth geschützt sind, wenn ringsum Städte und Dörfer, Thäler und Klüfte wie damals vor beinahe 2000 Jahren durch Lava und Asche verschüttet sind, so hält man ihn immer einen schönen Vorrath von Conserven und Fleischspeisen in guten verschlossenen Blechbüchsen, ebenso von Mehl- und Hülsenfrüchten, welche ihn für Jahre hinaus verproviantiren und die Katastrophe überdauern lassen, damit er der Mit- und Nachwelt genau von dem Vorgang des graujigen Wunders berichten kann, wenn — nicht etwa dieselbe türkische Macht bei dieser Gelegenheit mit Hülfen von einigen tollen Erdbeben diese Beobachtungsstation mitsammt dem Herrn Professor und seinen Gehülfsen, Conserven, Mehlfässern &c. von oben nach unten kehrt? —

Nach Neapel zurückgekehrt, hatte ich nach reislicher Ueberlegung doch keine Lust mehr, mit Maja das bewußte Kaffeehaus und die Freundin der Ceresia aufzusuchen, um der ehemaligen, interessanten Sklavin nachzuspüren! Was da drüben in Egypten vor mehreren Jahren in der Einsamkeit des Dorflebens passirt war, verlor eigentlich hier in der wunderbaren Umgebung dieser fremden, großen und geräuschvollen Weltstadt und mitten unter lauter christlichen Bewohnern an Wichtigkeit! Hier hat alles Sklaventhum, alles Eunuchenwesen und jeder Menschenhandel aufgehört! Hier ist ein Jeder nur der Sklave seines eigenen Geschicks!

Meine „Kette“ mußte aber jedenfalls vermuthen, daß hier
Zehn Jahre in Egypten. II.

irgend ein Geheimniß vorlag, dessen Enthüllung ihm möglicherweise einen guten Gewinn einbringen konnte? Er kam noch spät Abends in mein Hotel und überbrachte mir einen ganzen Haufen Neuigkeiten, welche er in einem unaufhaltsamen Rede-
strom sofort losließ. Wie er mir mittheilte, hatte er also mit dem italienischen Diener des dicken Türken innige Freundschaft geschlossen und von demselben erfahren, daß dessen Gebieterin sehr liebenswürdig sei, aber eine etwas dunkle Vergangenheit hinter sich habe, wie die von Constantinopel mitgekommenen Diener erzählten. Darauf habe er dem neuen Freunde mitgetheilt, daß ich mich für diese Dame interessire und dieser nun wollte es übernehmen, seiner Gebieterin davon Nachricht zu geben, in der Form, daß ich ein Anliegen an das türkische Consulat hätte zc.

Stelle man sich diese unverschämten Intriguen und Lügen einer solchen neapolitanischen Dienersseele vor! Sie glauben aus jeder Erkundigung ein romantisches Abenteuer spinnen zu müssen, natürlich zu ihrem eigenen pecuniären Vortheil!

Die Enttäuschung war aber groß, als ich dem Intriguanen erklärte, daß es sich gar nicht um die junge Dame, sondern um den dicken Türken handle, welchen ich aus Egypten her zu kennen glaubte, dessen Name aber doch anders lautete! Die „Klette“, welche sich sonst „Luigi“ nannte, zog hierauf mit langer Nase ab!

Am nächsten wonnig schönen Vormittag, als ich eben aus dem Hotel treten will, um mich zu Maja zu begeben, fährt ein geschlossenes Miethsfuhrwerk vor das Portal. Aus Neugierde bleibe ich stehen. Der Portier öffnet den Wagenschlag und die leicht verschleierte, zierliche Gestalt der — *Cerefa* steigt schnell aus dem Wagen und kommt direct auf das Eingangsthor und auf mich zu!

In der augenblicklichen Verwirrung und in der sehr natürlichen Folgerung, daß dieser schöne Besuch meiner Person

gilt, mache ich eiligst kehrt, gehe ins Hotel zurück und springe die Stufen der Stiege hastig hinauf in mein Zimmer! Die Ueberraschung hatte mich ganz kopflos und nur instinctiv handeln lassen!

Die Dame folgt mir durch die offen gelassene Thür und macht dieselbe schnell hinter sich zu! Im gleichen Moment hat sie meine Hände ergriffen und sieht mir mit einem unendlich schönen, thränenumflorten Blick in die Augen! Ich glaube, ihr fieberhaftes Zittern ging auch auf mich über, wie ein elektrischer Strom!

„Signor!“ sagt sie im schönsten Italienisch, „sind Sie nach Neapel gekommen, um mich aufzusuchen? Unser Diener bittet für einen fremden deutschen Herrn um eine Audienz bei unserm Gesandten, welche ich vermitteln sollte — wollen Sie mich unglücklich machen? Oh — Signor!“

„Aber liebe Signora,“ antwortete ich ganz verduzt und beschämt darüber, daß die freche „Klette“ mich durch seine Erkundigungen in ein so schiefes Licht gestellt hatte, „theuerste Signora, ich bin ja ganz zufällig in Neapel! Es ist durchaus nicht meine Absicht gewesen, Sie weder aufzusuchen, noch um eine Audienz zu bitten, sondern die Cabale eines aufdringlichen Menschen, welcher zu meinem Bedauern ohne jeden Auftrag eine für Sie jedenfalls unangenehme Erkundigung einholte! Ich vermuthete schon bei unserem ersten Wiedersehen, daß Ihnen mein zufälliges Begegnen unangenehm sei — ich will mich recht vom Herzen freuen, wenn Sie jetzt glücklich sind? Und wie ich bemerke, sind Sie es ganz gewiß, Signora Ge . . . ?“

„Ach ja!“ fiel mir die schöne Dame schnell in die Rede, wahrscheinlich mochte sie ihren früheren Namen nicht gern wieder hören: „Ach, ich fühle mich ganz glücklich, nachdem ich dieses (verzeihen Sie) verwünschte Land verlassen hatte und wieder in die Heimat zurückgekehrt bin! Wie danke ich Ihnen, Ihrer lieben Frau und dem jungen Manne, welcher sich damals

meiner so treu annahm —“ und dabei leuchteten ihre schönen Augen in dankbarer Erinnerung!

„Signor, ich bitte Sie: Können Sie dies Alles und vor Jedermann vergessen?“ fügte sie hinzu —

„Aber gewiß, ja, meine liebe Ceres... Signora! Ihre wegen ganz gewiß! Ich habe es schon vergessen und ich will nicht einmal den Namen Ihres Gatten kennen lernen! Ueberhaupt reise ich übermorgen von hier fort, genügt Ihnen das?“

Ein herzlicher Händedruck und ein inniger Blick aus den schönen Augen war die beste Antwort!

„Sie begründen zum zweitenmale mein Lebensglück! Niemand, außer Ihnen, weiß hier in Neapel von meiner Vergangenheit, von meiner damaligen, traurigen Lage — ich danke Ihnen herzlich, Signor!“

„Aber, da uns das Schicksal doch nun einmal zusammengeführt hat, so bitte ich Sie um Eines, liebe Signora, damit ich meiner Frau von Ihrem Glück ausführlich erzählen kann! Sie wissen, welch' großen Antheil dieselbe an Ihrer damaligen — Entfernung nahm? Meine Frau würde mir immer Vorwürfe machen, wenn ich nichts Näheres von Ihnen mittheilen könnte. Bitte: was geschah vor und nach Ihrer Ankunft auf egyptischem Boden? Erzählen Sie mir nur das, liebe Signora, was Sie Ihren wirklichen Freunden anvertrauen können!“

„Ja, das will ich gern thun! Es erleichtert auch mein eigenes Inneres. Oh! Wie ein Alp liegt es mir seit jener schrecklichen Zeit auf der Brust, was die Mittheilung vielleicht erleichtern könnte! Was werden Sie von mir gedacht haben, Signor? O Gott! Ich habe damals im Wahnsinn, in der Verzweiflung gehandelt! Sagen Sie mir vor Allem: Ist in der damaligen, schrecklichen Nacht Niemand verunglückt, Niemand vom Feuer vernichtet worden?“

„Niemand, Signora! Ich selbst habe die letzten älteren Weiber fast mit Gewalt aus dem Harem expedirt und an dem

niedergebrannten, alten Gebäude liegt nichts dran!" sagte ich. Ein langer, erleichternder Athemzug entstieg der Brust der schönen, nunmehrigen Signora, während sie wie dankbar die feine Hand auf dieselbe legte und mich mit glückstrahlendem Blick anschaute!

Meine Vermuthung war bestätigt! Die unglückliche Sclavin hatte selbst das Element entfesselt, welches mit seiner fortschreitenden, verheerenden Wirkung ihre eigene Befreiung herbeiführte!

Nachdem die schöne, in neuem Glück strahlende Signora Platz genommen und mich gebeten hatte, daß ich Niemanden meiner Freunde während ihres Besuches empfangen möchte, weshalb ich die vor der Thür wartende Kette genau instruirte, begann sie nunmehr mit ihrer Erzählung:

"Ich bin ein Kind des Harems. Sie wissen, Signor, was ich damit sagen will! Meine Mutter war eine Sclavin, mein Vater aber ein hochgestellter türkischer Beamter. Ich wurde mit den rechtmäßigen beiden andern Kindern meines Vaters erzogen und genoß eine fröhliche Jugendzeit! Der Vater war ein guter Herr, er machte keinen Unterschied zwischen uns Dreien, dagegen aber war die erste und rechtmäßige Frau des Harems von großer Strenge gegen mich, weil ich ihre eigenen Kinder an körperlicher Schönheit übertraf, wie alle anderen Frauen behaupteten! Außerdem war meine Mutter eine Christin, eine Coptin, und dies setzte sie und mich noch mehr in den Augen dieser Frau herab, welche viel auf die Lehren des Koran hielt."

"Es bestand nun ein fortwährendes Bestreben der ersten Gemahlin meines Vaters, mich und meine Mutter in dessen Augen zu erniedrigen, weil ich das Kind einer Favoritin, einer Sclavin war! Mein Vater wollte hingegen wieder Alles gut machen und überhäufte mich und meine Mutter mit Liebkosungen und Schmeicheleien, sobald er in den Harem kam, denn meine Mutter zählte erst siebenzehn Jahre, als ich auf die Welt kam.

Sie war von wunderbarer, milder Schönheit, eine echte Circassierin, und heute noch ist sie eine stattliche Dame — Sie haben dieselbe in unserer Loge neben mir sitzen gesehen?!"

"Das war Ihre Mutter? Ich bewundere!"

"Da brach das Unglück herein! Mein Vater starb plötzlich, ehe er seinen Voratz ausführen konnte, unsere Freiheit zu decretiren! Vielleicht hat er es auch gethan, wer weiß es? Die verwandten Erben traten das Vermögen an, der Harem wurde aufgelöst, und ich selbst wurde als ein Kind von dreizehn Jahren auf Anrathen der ersten Frau nach Cairo verkauft! Das war ihre Rache, welche sie an meiner Mutter, der ehemaligen Favoritin ausließ! Oh, Signor, Sie glauben nicht, wie viele Beleidigungen und Erniedrigungen sich das türkische Weib und nun gar erst die Sclavin gefallen lassen muß! Sie ist das willenlose Opfer der Laune, des Hasses und der Begierde!"

"Und wie erging es Ihnen in Cairo?" fragte ich die vor Entrüstung glühende Signora —

"Ich bin dreimal verkauft worden! Ich habe den Schmutz Egyptens kennen gelernt — ohne jede Kenntniß der Sprache habe ich, wie von einem entsetzlichen Traum befangen, dahin gelebt — Ihre liebe Frau allein erschien mir darin immer als der rettende Engel — die Sehnsucht nach meiner Mutter und ohnyguis *à* Verzweiflung haben mich zur Furie gemacht —!"

Die Signora hatte sich bei diesen Worten erhoben — sie stand da, wie eine vor Unmuth und vor innerem Zorn glühende strahlende Göttin! Ich fühlte mit ihr — der brennende Harem, das in der grell erleuchteten Nacht herumirrende, fremde Mädchen, der junge, muthige Holländer, Alles tauchte mit lebendigen Farben vor meiner Seele auf!

"Lassen Sie mich kurz den Schluß erzählen: Durch die Vermittlung des französischen Consuls und vor Allem durch die

aufopfernde Güte jenes jungen Mannes, welchem ich eine ewige Dankbarkeit bewahren werde — —“

„Um Verzeihung, Signora! Er trägt heute noch ein ihm heiliges Andenken mit sich — eine Locke von Ihrem Haar — —“

Eine tiefe Purpurröthe übergoß das junge Weib. „Weiß er meinen Aufenthalt? Ist er vielleicht gar hier mit Ihnen in Neapel?“ fragte sie hastig und ängstlich —

„Der junge Mann weiß von alledem nichts! Er befindet sich noch in Egypten. Auch stehe ich mit ihm in keinerlei Verbindung oder Correspondenz! Darüber dürfen Sie beruhigt sein, liebe Signora!“ sagte ich.

„Es ist besser so, für ihn sowohl, wie für — mich! Doch hören Sie weiter: Als ich in Constantinopel anlangte, war daselbst auf Veranlassung des dortigen, christlichen Patriarchen ein höfliches Ersuchen an die Hohe Pforte gestellt worden, daß man die Sklaven koptischer, mithin also christlicher Abkunft, frei geben möchte! Die türkische Regierung kam diesem Wunsche der fremdländischen Mächte bereitwilligst nach und trotz dem Sträuben der Pascha's und Bey's wurde eine strenge Revision der Harems durch die Ober-Eunuchen des türkischen Hofes angefangen. Als ich endlich das Haus meines verstorbenen Vaters wieder fand, war meine Mutter schon einige Wochen früher in Freiheit gelassen worden. Sie kam durch Zufall in das Haus des Vaters meines jetzigen Gatten, welcher mich vor zwei Jahren heiratete und hierher nach Neapel verjagt wurde. Sagen Sie Ihrer Gattin meine herzlichsten Grüße, küssen Sie Ihre lieben Kinder für mich und — leben Sie wohl!“ Ein inniger Blick, ein warmer Händedruck besagte alles Andere!

Die blonde *Ceresta*, die leibeigene Sklavin, die jetzige, reizend schöne, junge Frau eines angesehenen Mannes schied mit erleichtertem, dankbarem Herzen von mir auf Nimmerwiedersehen! Sei glücklich!

Es braucht eine geraume Zeit, ehe man sich von einer so seltsamen Begegnung und Gemüthsaffection erholt! Der innere Blick weilt noch immer auf die jüngstvergangenen Momente — schönes, reizendes Weib, sei glücklich und beglücke auch ferner! Und wenn Du auch damals selbst das verheerende Element des Feuers zu Deiner eigenen Errettung heraufbeschworen hast — lebe wohl!

Als ich vermuthen konnte, daß Cereſta unten beim Portal angelangt sei und den Wagen bestiegen hatte, ging ich selbst mit eigenthümlich erhobnem Gefühl die Stiegen hinab.

Sobald fährt das Miethsfuhrwerk mit meinem schönen Besuch davon. Der biedere Hamburger und die Klette schauen ihm nach! Ehe ich mich aber wieder zurückziehen konnte, hatte mich der brave Hamburger schon erblickt:

„Naah“ machte er: „Der Herr ist also durchaus nicht zu Hause? Ich begreife . . .“ setzte er etwas pikirt hinzu: „Solcher Besuch geht vor dem der treuesten Reisegefährten! Wissen Sie, Verehrtester, daß ich hier schon dreiviertel Stunden auf Sie warte, trotzdem ihr berühmter Führer mir vorschworen wollte, daß die Excellenz durchaus nicht zu Hause sind? Ich kenne aber die neapolitanischen Biedermänner und weiß sehr gut, wo der Führer ist, da ist auch der Herr! Und was mir Ihre Klette verschweigen wollte, hat mir der Kutscher haarklein erzählt! Ich weiß Alles! Wir erwarteten Sie schon längst beim Maja und ich bin abgesendet worden, Sie zu suchen! Ich kann also wenigstens die Meldung bringen, daß Ihnen kein Unglück, sondern nur das Gegentheil passirt ist? Wie? Kann man vielleicht von einer Fortsetzung des egyptischen Abenteuers hören?“

In meiner gegenwärtigen, gehobenen Stimmung, welche sich sogar in einem tiefen Ernst über mein ganzes Gesicht gelagert haben mußte, schob ich ohne alle Antwort mit ruhiger Würde meinen Arm unter den des freien Hansestädters und

lenkte mit ihm in die belebte „Sancta-Lucia“-Straße ein, welche ans Meer führt. Unterwegs beichtete ich dem theilnehmenden Freund Alles, was ich verantworten konnte. Er hörte mich mit Staunen an und fragte mehrmals: ob wir denn wirklich der reizenden Signora nicht näher nachforschen wollten?

„Aber wozu denn? Was hätte es für einen Zweck?“ antwortete ich dem biederen Hamburger, welcher vor Neugier brannte, diese romantische Tochter des Harems näher kennen zu lernen, zumal er selbst über ihre große Schönheit entzückt war.

„Schauen Sie,“ sagte ich ihm: „Wir könnten durch irgend eine Aufdringlichkeit der Signora nur Schaden und die Eifersucht ihres türkischen Gemahls unnütz erregen! Ich bin auch überzeugt, daß diese Dame ihr Haus nicht mehr verlassen wird, bis ich von Neapel abgereist bin, damit jede Begegnung vermieden wird! Da Sie die Absicht haben, mit mir nach Rom zu reisen, will ich Ihnen alle Details haarklein erzählen, sobald wir römischen Boden unter unsern Füßen haben werden, bitte lassen Sie uns aber jetzt ganz darüber schweigen!“

Der gute Hamburger gab sich damit zufrieden und war discret genug, nicht weiter in mich zu dringen. Er schlug sogar vor, um mich auf andere Gedanken zu bringen, daß wir einen Umweg zu Maja hin machen möchten und deshalb am Strande des Golfes entlang zu bummeln. Nichts erfrischt, zerstreut und beruhigt zu gleicher Zeit mehr, als der Anblick der weiten blauen Meeresfläche mit ihren sanft gekräuselten Wogen, mit den vielen, schneeweißen Segeln und den bunten Trachten der am Ufer herumstehenden, neugierigen oder müßig dastehenden Menge.

Das Volk der Lazzaroni, welches den Strand zumeist belebt, ist von einer wunderbaren Mäßigkeit, Genügsamkeit und Faulheit beseelt! Obgleich dieselben stark und hübsch gebaut sind und trotz ihres lumpigen Gewandes höchst intelligent aussehen, haben sie nicht die geringste Lust zur Arbeit!

Der Bazzaroni begnügt sich mit dem, was ihm der Zufall bringt! Er läuft straßenweit neben den schnell dahinvollenden Equipagen her, macht allerhand Luftsprünge und Capriolen und hält schließlich seine schmierige rothe Mütze den Herrschaften in den Wagen hinein, indem er freundlich lächelnd die Madonna als Zeugin anruft, daß er wirklich der ärmste Mensch von ganz Neapel sei, was ihm gemeiniglich ein paar Kupfermünzen einbringt.

Sobald er nun einige Soldi in der Tasche hat, fühlt er sich groß wie ein König! Er kauft sich vor allem eine Schüssel Maccaroni, denn diese Leibspeise des niederen Volkes wird unter freiem Himmel auf allen Plätzen und Straßen in „liegenden“ Garlücken zubereitet und gilt, mit etwas Parmesankäse und Liebesäpfel-Sauce vermischt, als eine große Delicatesse! Mit einer Wohlkust, die sich über sein ganzes Wesen verbreitet, verzehrt der Bazzaroni diese LeckerSpeise, indem er die langen, dicken Nudeln mit den Fingern am Ende ergreift und dieselben mit erhobener Hand eine nach der andern langsam ins weit geöffnete Maul hineinlaufen läßt. Vor lauter Vergnügen schnalzt er inzwischen laut mit der Zunge und tanzt während der Mahlzeit auf einem Bein herum, wobei er die hocherhobene lange und dicke Maccaroni-Nudel über seinem Maul hin und her schlenkern läßt.

Bald ist er satt, nun kommt der Trunk! Die vielen Limonadeverkäufer, welche in den Straßen herumziehen und laut schreiend ihre Waare anpreisen, wobei sie mit den metallenen Trinkschalen gellend aneinander schlagen, bieten ihm um einen Soldi eine ganze Schale voll süßen Limoniewassers, welches er behaglich hinunterschlürft! Jetzt kauft er sich eine schwarze, plumpe, übelriechende „Stinkadores“ der billigsten Sorte, welche wahrscheinlich aus Kraut- und Rübenblättern fabricirt ist, denn es ist unmöglich, daß man für einen halben Soldi so viel wirklichen Tabak verabsolgen kann. Er zündet sich diesen

stänkrigen Klinkenfengel mit unnachahmlicher Grandezza an dem Kohlenfeuer irgend einer Garküche an, wendet sich dann behaglich rauchend mit vornehmer Miene dem sonnigen Strand zu und legt sich hier in den warmen Sand — sein Lagerwerk ist vollbracht! Er hat jetzt das Recht auf Ruhe und Niemand bringt ihn von seiner Lagerstätte weg, welche er bis zum nächsten Morgen inne behält!

Tausende und aber tausende solcher Lazzaroni liegen Nachts unter freiem Himmel am Strand herum oder campiren in den Portalen der Kirchen und Paläste. Niemand verwehrt ihnen diese Liegestatt. Diese Gilde hat gleichermaßen das Privilegium auf die Faulenzerei! Der gute Hamburger machte mich auf eine höchst komische Scene dieses Genres aufmerksam: In dem schattigen Portal eines vornehmen Palastes lagen zu beiden Seiten der mächtigen Ecksäulen am Marmorboden einige Lazzaroni und schliefen in ungestörter Ruhe, während zwei militärische Schildwachen in gravitatischem Schritt vor diesem Portal auf und abgingen, um den vorübergehenden Officieren die Hommeurs zu machen. Der Bewohner des Palastes war jedenfalls ein hoher Officier, es machte aber auf uns den Eindruck, als wären die beiden Schildwachen zu Ehren der schlafenden Lazzaroni aufgestellt!

Es war jetzt an der Zeit, unsere Gesellschaft aufzusuchen, um dem berühmten Museo Borbonico einen Besuch abzustatten, in welchem die kostbarsten Gegenstände der Ausgrabungen von Pompeji in großen Sälen gesammelt und geordnet sind. Dies Museo ist eigens dazu gegründet worden und zwar auf Veranlassung der Alterthumsforscher aller civilisirten Staaten, damit nicht in alle Welt zerstreut werde, was hier, dicht bei der verzüttelten Stadt ein doppelt großes Interesse hat!

Beim Eintritt in das Vestibule fällt der Blick zuerst auf eine Anzahl gläserner Säрге, welche von mannhohen, zierlichen eisernen Säulen getragen werden, die also gleicher-

maßen in der Luft schweben, damit man deren Inhalt auch von unten betrachten kann. Diese Glasfärge bergen die am besten erhaltenen Körper versteinertter Menschen oder deren genaue Abgüsse.

Da liegen dieselben, welche vor fast 2000 Jahren einen so schrecklichen Tod fanden! Ihr Fleisch und Blut ist durch und durch zu grauschwarzem, porösen Stein geworden! Sie bilden jetzt die Schaustücke, welche die zwischen denselben herumwandernden, von weit und breit hergereisten, neugierigen Reisenden mit stummen Ernst betrachten, weil Jedermann die Vergänglichkeit alles Fleisches in der eigenen Brust fühlt und durch diese vielen stummen, versteinerten Leichen daran gemahnt wird! Das memento mori, „Sei eingedenk der Stunde Deines Todes“, grinst uns aus allen Gegenständen umheimlich an!

Welch' schmerzlicher Ausdruck liegt noch in dem verzerrten Gesicht mit den starren Augen, mit dem offenstehenden Mund, wie um Hilfe flehend! Wie klammern sich die wohlgeformten Hände mit den deutlich erkennbaren Adern und Nägeln eines Weibes, einer Mutter um das, an ihrer vollen Brust ruhende Kind! Wie und in welcher Gestalt und Lage hat der Tod die sich vor ihm flüchtenden, geängstigten Menschen überrascht! Es ist, als wollen sie sich mit weit vorgestreckten Armen des Unglücks erwehren, leider aber umsonst! Die glühend heiße Aschenluft verzehrte den lebendigen Odem und begrub und durchdrang, was Seele und Leben hatte, ob Mensch oder Thier. Der Tod machte Alles gleich!

Audere Glasfärge bergen eine Mutter, welche zwei kleine Kinder an sich drückt, die ihre Füße umklammert halten, wieder andere zeigen Männer und Kinder in allen Arten von Todeskrämpfen! Man hat, wie gesagt, nur die besten Exemplare von Versteinerungen menschlicher Körper aufbewahrt. In anderen Sälen findet man aber ganze Berge von menschlichen Rumpfen,

Köpfen und Gliedern aufeinander gethürmt und wieviel ist schon davon in die weite Welt verschleppt worden?! Immer neue Massen werden mit den fortschreitenden Ausgrabungen herbeigeschleppt und sortirt, denn bis jetzt ist kaum zwei Drittel der verschütteten Stadt bloßgelegt und von Aschenschutt und Lava gereinigt werden!

Die Art, wie die Versteinerung vor sich ging, stelle ich mir folgendermaßen vor: Nachdem die ganze atmosphärische Luft durch die Gluth des Aschenregens, der Lava und der aufsteigenden Feuergarben verdünnt und mithin verdrängt worden war, lagerte sich die feine, trockene und heiße Asche über die ganze Stadt und drang wie rollender Sand in alle Räume bis in die tiefsten Keller. Sie hüllte alle Gegenstände dicht und fest ein, ohne einen zu großen Druck auszuüben, weshalb man auch die feinsten Adern, Falten und Grübchen an den menschlichen, nackten Körpern wieder erkennt, welche sich aus den Betten in die tiefsten Kellerräume geflüchtet hatten.

Dieser Aschen-Ueberzug verhärtete mit der tausendjährigen Länge der Zeit durch die, von der Erdoberfläche einsickernde Feuchtigkeit zu einer festen Kruste. Es entstand ein Abdruck der menschlichen Körper in der, zu einer kompakten Masse gewordenen Aschenumhüllung, wie ihn der Künstler macht, wenn er die Todtenmaske irgend eines berühmten Menschen abnimmt!

Das Fleisch und Bein dieser eingekapselten Körper unterlag dem Verwesungsproceß, Blut und Saft trocknete durch die Hitze der Asche aus und nun durchdrang das von oben durch die Aschenlage sickernde Regenwasser, sowie die Feuchtigkeit der Erde in die verwesenden Cadaver und füllte jedes leere Plätzchen mit den feinen Aschentheilchen aus, welche das Wasser mit sich führte. Diese Theilchen drangen in die Adern, Venen und Poren der sich langsam zersetzenden Fleischtheile ein und schufen dieselben zu einer kompakten, steinartigen, grauschwarzen Masse um.

Wenn man einen Theil solcher menschlicher Versteinerungen,

z. B. einen Arm oder einen Schenkel durchbricht, so sieht man in der Bruchstelle deutlich die Röhren der Knochen und die festeren oder weicheren Fleischtheile markirt.

In vielen Fällen werden die umhüllten Leichen ganz oder halbverwest aufgefunden, wo hingegen die umgebende Aschenhülle so vorzüglich gut erhalten ist, daß man dieselbe zu Gypsabgüssen verwendet, welche den ganzen Körper genau wiedergeben.

Man kann sich daher vorstellen, wie behutjam bei den Nachgrabungen verfahren werden muß, denn ein einziger, gefehlter Hieb mit dem Krampen oder ein unrichtiger Spatenstich zerstört oft die kostbarste Reliquie!

In einem folgenden Saale findet man kostbare Monumente in Marmor, Marmor und edlen Metallen, welche von der schon vorgezeichneten Kunst der damaligen Pompejaner zeugen. Die zierlichsten Geräthschaften und Schmucksachen in Gold und Silber, Pokale, Broches, Nadeln, Reifen, Ketten und Ringe spiegeln ihren unveränderten Glanz wider, mit welchem sie sonst die hohen, edlen Gestalten der Damen des Alterthums schmückten. Alle Arten Nahrungsmittel, Brode, Kuchen, Pasteten, Conserven in Flaschen und Gläsern, Alles ist zu Stein geworden, aus der Asche gehoben und gereinigt und liegt nunmehr, nach achtzehn Jahrhunderten hier unter Glas und Rahmen erschlossen vor unseren staunenden, verwunderten Blicken! Eine ganze, große Sammlung schön blank geputzter, antiker Gold- und Silbermünzen, mit den Bildnissen der römischen Senatoren und Kaiser, welche einen millionenfachen Werth repräsentiren, ist in mächtigen Glaskästen Reihe an Reihe aufgestellt, ein riesiges Vermögen oft nur in einem einzigen Kasten! Das Gold ist von reinstem Gehalt, die Prägung vorzüglich! Neben abgegriffenen Stücken befinden sich solche von ganz neuer Form, welche vielleicht noch niemals in Cours gesetzt waren. Die Ausgrabungen gehen deshalb unter strenger Controle vor sich,

damit keine Unterschleife stattfinden können! Alles, was aufgefunden wird, ist Staatseigenthum und wird nach seinem Werth dem Museo einverleibt, an die Antiquitätenhändler oder Münzensammler zu theueren Preisen verkauft oder schließlich für den modernen Verkehr umgeprägt.

Eine große Abtheilung zeigt die aufgefundenen, versteinerten Papyrus- und Pergamentrollen, auf welchen nach damaliger Sitte geschrieben wurde. Die Buchform war noch nicht eingeführt, die Buchdruckerkunst überhaupt noch nicht erfunden worden!

Diese oft meterbreiten Rollen sind durch die vorhergegangene Versteinering so durchsichtig geworden, wie Flor!

Der Papyrusstoff ist verkohlt, die feinen Rippen und die Schriftzüge auf denselben sind aber versteinert! Sie treten deutlich erkennbar auf dem durchsichtigen, zarten Florgrund hervor, wenn man die Rolle gegen das Licht hält.

Es macht nun eine außerordentliche Mühe, diese versteinerten Papyrusrollen auseinander zu wickeln, ohne die Rollen zu zerbrechen. Nach vielen vergeblichen Versuchen hat man endlich ein chemisches Verfahren erfunden, diese zu Stein gewordenen Papyrusrollen nach und nach zu erweichen und langsam auseinander zu rollen, um deren interessanten, schriftlichen Inhalt zu entziffern. Man findet stets eine große Anzahl gelehrter Leute sitzen, welche, mit Lupen bewaffnet, über diese Schriftzeichen nachgrübeln, um aus denselben irgend eine für die Erforschung der damaligen Zustände wichtige Thatsache zu entdecken. Die Wissenschaft war damals schon vorgeschritten, man schrieb in lateinischen und griechischen Lettern, ebenso wurden viele Papyrusrollen mit Hieroglyphen bedeckt gefunden, welche den großen Verkehr bestätigen, der in alter Zeit zwischen diesen beiden, durch das Mittelmeer getrennten Ländern stattgefunden hat.

Aus den Papyrusrollen hat man ferner gesehen, daß Pompeji schon im Jahre 62 nach Christi Geburt von einem starken Erdbeben heimgesucht wurde, welches ein Viertel der Stadt in Trümmer legte. Da die Priester verkündet hatten, daß die olympischen Götter durch den Cultus der egyptischen Isis beleidigt worden wären, so errichtete man dem Gott des Feuers, dem Vulcan, einen Tempel, um ihn günstig für Pompeji zu stimmen. Nichtsdestoweniger wurde siebenzehn Jahre später die ganze Stadt unter Asche gelegt!

An Küchen- und Hausgeräthschaften finden wir überraschend schöne Sachen! Eine zusammengestellte alt-pompejanische Küche zeigt uns einen eisernen Kochherd von höchst praktischer Form, ferner Bratspieße, Dreifüße, Kasserolen und Pfannen von getriebenem Kupfer und eine Unmasse schöner Kuchen- und Gebäckformen, wie Fische, Thiere, Kränze, Göttinnen &c. Alle diese Gegenstände sind äußerst zierlich getrieben und können immer noch als Meisterstücke der Kupferschmiedekunst auch für unsere Zeit gelten!

Eine große Anzahl Gläser und Flaschen enthalten eingemachte Früchte und Conserven. Dieselben sind eingetrocknet und versteinert! Sie klumpen wie Kieselsteine in den Flaschen herum, welche ebenfalls aus höchst eigenthümlichem, violett schimmernden Glas gemacht sind. Ferner stehen eine ganze Reihe irdener Töpfe mit versteinerten Erbsen, Bohnen, Knödeln, Pomeranzen und Feigen nebeneinander. Eine große Anzahl versteinerter Brode und Bäckerei ist ebenfalls unter Glas und Rahmen aufgestellt. Es stimmt förmlich melancholisch, wenn man die Gewaaren betrachtet, deren Zubereitung für die schon längst verwesten oder versteinerten Menschen dienen sollte!

Man findet an Haus- und Arbeitsgeräthen alles, was zu einer Wirthschaft gehört: Tischwagen, Schnellwagen mit langen Stilen und schön verzierten Gewichten, wie Hunde- und Elefantentöpfe &c.

Alle Arten Waffen, Schwerter, Lanzen, Pferdegeschirr, Rüstungen, Schilde und Speere sind gleichfalls vorhanden, sorgfältig gereinigt und blank gepulzt.

In einem großen Glaschrank sehen wir nebeneinander eine Auswahl von Haus- und Familiengötzen stehen, die meisten sind halb Thier und halb Mensch mit scheußlicher Fräse, großen Ohren, breitem Maul und krummen Füßen. Man begreift nicht, daß die Pompejaner, welche so wohlgeformt waren, so scheußliche Hausgötzen anbeten konnten? Vielleicht waren es nur Schreckbilder à la Nikolo und Krampus? Es steht aber fest, daß in jedem Hause ein solcher Familiengötze wie ein höheres Wesen verehrt und vergöttert wurde. Das Volk lebte noch im finstersten Heidenthum — Christus war ihm noch nicht erstanden!

Wir setzen unsere Wanderung durch das colossale Museum fort und erschrecken bei einem Portal förmlich vor einer schwarzen, gebeugt dastehenden, gerippeartigen Gestalt, welche in den weit vor sich hingestreckten Händen eine Art Laterne und einen großen Hausschlüssel trägt! Es soll dies einer der Sklaven oder Thürknechte des Diomedes gewesen sein, welcher in dem Zugang zu dessen Hause in dieser Stellung aufgefunden und aus der Asche gegraben wurde. Sein Körper war bis auf das Gerippe verkohlt, das Gebein und die Eingeweide aber sind zu Stein geworden!

Nun gelangen wir vor eine große Doppelthür, auf welcher eine Tafel mit der sehr ominösen und bedeutsamen Inschrift: „Sala di porconeria, Entrata per Signori“ in auffallend großer Schrift prangt!

Da ich dem geehrten Leser alles Wissenswerthe vorzutragen verpflichtet bin, weil er für sein gutes Geld ein Recht darauf hat, da diese Thür aber an vier Tagen in der Woche nur „für Herren“, an den übrigen zwei Tagen aber nur „für Damen“ geöffnet wird, so ist es ebenfalls meine Pflicht darauf hinzuweisen, daß alle diese vielen tausend kostbaren und

ordinären Gegenstände, welche aus dem verschütteten Pompeji ausgegraben und in diesem Saal aufgespeichert wurden, eine sehr triviale Bedeutung haben und daß die geehrten Leserinnen, welche diesen Saal nicht besuchen wollen, gefälligst lieber einige Seiten dieser Schilderung überschlagen möchten!

In diesem mächtigen Saal, dessen Firmatafel richtig übersetzt: „Saal der Schwei . . . eien“ bedeutet, trifft das Auge nur auf die unglaublichsten porconerien in Bild, Bronze, Stein und edlen Metallen, als da sind Statuen, Vasen, Säulenschmuck, Becher oder auch in allerhand Zimmer-, Küchen- und Hausgeräth, was nur die Sinnlichkeit in Form und Gestalt erfinden kann! Und diese so verzierten Sachen schmückten alle damals die öffentlichen Plätze, die Facaden der Häuser und das Innere der Wohnzimmer an Wänden und Plafonds und als Geräthe auf dem Familientisch! Die Nippfachen und Toilettegegenstände der Damen waren mit denselben Zierraten besetzt. Man erstaunt über so viele Naivetät und Gemeinheit!

Wollten die Pompejaner durch die öffentliche Schaustellung und mit dem Prunken der Unsittlichkeit die wahre Sittlichkeit heben?

Wollten sie vielleicht in Bezug auf die Erziehung des Menschen denselben Grundsatz zur Anwendung bringen, welchen die Homöopathen bei der Erhaltung des Menschen verfolgen; nämlich das Gift durch Gegengift zu vertreiben?

Es steht unbedingt fest, daß das Verhüllte, halb oder ganz Verborgene die Begierde und Sinneslust mehr erregt, als das ganz Nackte, Entblößte! Je mehr Schleier, desto mehr Neugierde.

Das pompejanische Familienleben jener Zeit war ein ganz anderes, freieres als das gegenwärtige! Jede Familie bewohnte in der Regel ein Haus für sich allein, welches in dem Parterre

nur eine Eingangsthür, aber keine Fenster nach der Straßenseite hatte. Die Thür war von innen verschlossen und wurde bei besseren Leuten von einem Sklaven bewacht, welcher dieselbe öffnete, sobald von außen der Klopfer aus Eisen oder Metall ertönte.

In jedem Hauseingang trifft man auf das lateinische Wort: „Cave canem“ (Hüte dich vor dem Hund), welches entweder auf dem Mosaikfußboden eingelassen ist oder in verzierter Malerei an den Wänden oder über der Thür prangt. Der Eintretende soll hierdurch gleichermaßen aufmerksam gemacht werden, daß das Haus gut bewacht sei!

Man gelangt nun in einen großen Hof, in dessen Mitte ein Springbrunnen sprudelt, dessen Wasser sich in ein schönes Marmorbassin ergießt. Rings um den Hof zieht sich ein Säulengang und unter demselben münden die Eingänge in die Familiengemächer. Das pompejanische Familienleben jener Zeit ist uns durch die al-fresco-Malereien in seiner ganzen Wahrheit und Nacktheit erhalten geblieben. Wir sehen die kaum verhüllten, schönen Gestalten der Frauen und Mädchen auf Teppichen und Polstern am Boden ruhen und mit den nackten Kindern spielen, während die ebenso leicht, nur mit der Toga bekleideten Männer dies anmuthige Bild mit sinnenden Augen betrachten, indem sie sich an die antiken Säulen lehnen oder nachlässig in den umherstehenden Armstühlen ruhen.

Ganz auffallend ist die Form der *De Llampen*, welche damals in Gebrauch waren, darum so auffallend, weil diese Lampen in so vielen tausend Exemplaren ausgegraben wurden und immer noch werden, was doch auf deren große Beliebtheit und Verbreitung schließen läßt?

Diese Lampen bestehen aus einer flachgewölbten, unverkennbar deutlich geformten Schale mit einer unglaublichen Tülle für den Docht und haben dieselben die meisten Variationen in

den Nachbildungen von gewissen Theilen des menschlichen Körpers beiderlei Geschlechts erfahren!

Was mußte sich ein junges pompejanisches Mädchen damaliger Zeit denken, wenn sie diese Lampe in die Hand nahm?

Ganze Berge von ausgegrabenen und fein geäbnerten Thongeräthschaften in besser erhaltenen Exemplaren oder auch in zerbrochenen Scherben, alle mit diesen Formen geschmückt und verziert, oft riesig dick oder unendlich lang und dünn, vom Menschen und vom Thier liegen hier in den Ecken des Saales aufeinandergestapelt, wie die Ueberbleibsel nach einem vorsündfluthlichen Polterabend! Sie geben ein deutliches Bild der damaligen Anschauung von Sitte, Erziehung und Familienleben! Es ist leider nicht erlaubt sich auch nur den geringsten Bruchtheil einer solchen interessanten Vellampe in die Tasche zu stecken und als Andenken mit sich zu nehmen, denn diese Scherben sind durch ihr antikes Alter zu werthvollen Reliquien geworden!

In der Mitte dieses berühmten Saales steht das mächtige, künstlerisch schön ausgeführte Erzmonument eines Satyr's, welcher einen gewaltigen Ziegenbock von hinten an den Hörnern gepackt hält und an sich reißt. Diese offen zur Schau gestellte Situation von Halbmann und Thier läßt sich mit Worten nicht schildern. Und dennoch zierte dieses Monument einstmals einen der öffentlichen Plätze Pompeji's! Das Genie der Künstler in Stein und Erz war nach dieser Richtung hin von einer fabelhaften Virtuosität, oft genial oder plump, komisch oder ekelhaft gemein!

Ich schweige und — dränge damit diejen Sala di porconeria mit seinem Inhalt doch nicht aus der Wirklichkeit! Er befindet sich heute noch in dem öffentlichen Museum Neapels, wo er täglich von eleganten Herren und schönen Damen besucht und bewundert wird. Bei einem kurzen Besuch, welchen ich am andern Tag dem Museum machte, war der Saal den Männern

verschlossen. Dafür strömten aber die Damen in großer Zahl durch das hohe Portal mit der warnenden, ominösen Inschrift, weil eben „Damentag“ war.

Bei unserer Wanderung durch die vielen, geräumigen Säle des Museo habe ich unter den vielen ausgegrabenen Zeugen von Kunst und Industrie des Alterthums viele Artikel und Fabricate nicht gefunden, welche also den Alten noch vollständig unbekannt sein mußten! Trotz eifrigsten Suchens und weil es mich besonders interessirte, fand ich weder Locomotiven noch Dampfmaschinen, weder elektrische Motoren noch Gegenstände des Telegraphenwesens, ja nicht einmal Taschenuhren!

Diese, in unserm Zeitalter so wichtigen, mechanischen Hilfsmittel mußten entweder den damaligen Zeitgenossen gänzlich unbekannt gewesen sein, oder sie hatten damals schon bessere Kräfte und Zeitmesser? Die ausgegrabenen vielen Sanduhren von allen Größen, deren durchsichtiges Glas aus einer anderen Substanz besteht, oder durch die tausendjährige Verschüttung ganz anders erscheint, wie unser Glas, sie waren doch auch nur höchst ungenaue Zeitmesser?

Man vermuthet daher, daß die Pompejaner am Tage die Sonnenuhr und nachts die Sterne zu Zeitmessern nahmen? Wenn es nun aber ganz finster war, weiß ich freilich nicht, wie sie ihre Zeit genau erkannten!? Es wird zu dieser Zeit wohl noch kein solch hastiges Drängen, Schaffen, Treiben und Arbeiten „nach der Minute“ gegeben haben! Die Alten haben sicher noch zu denjenigen Menschen gehört, von welchen man sagen konnte: „Dem Glücklichen schlägt keine Stunde!“

Was ich hier in gedrängter Kürze über Pompeji geschrieben habe, ist noch lange nicht hinreichend, um diese so schrecklich heimgesuchte, verschüttete Stadt deutlich genug zu schildern! Der verehrte Leser möge sich das Mangelhafte in meiner Beschreibung durch einen Besuch unserer Museen ersetzen, in welchen man

ebenfalls viele pompejanische Alterthümer findet. Zu gleicher Zeit möge man aber auch die „Egyptische Abtheilung“ besuchen, um sich dort alles das in natura vor die Augen zu führen, was meine Feder nur ungenügend angedeutet hat. Es befinden sich daselbst eine große Anzahl Mumien, Vasen, Götzenbilder, Züßstatuen, Marmortafeln und Sarkophage und die in dieselben eingegrabenen Schriftzeichen erklären Alles, wenn man nämlich — „H i e r o g l y p h i c h“ versteht!

Ich glaube, es ist aber auch endlich Zeit geworden, an die *U b r e i s e* von *N e a p e l* zu denken? Ich fürchte immer, daß nächstens ein zweiter Mahnbrief kommt, welcher jedenfalls einen etwas stärkeren Ton anschlagen wird? Die guten Frauen haben ihre ganz besonderen Waffen, mit welchen sie die „Herren der Schöpfung“ zu meistern verstehen! Wenn aber Nichts mehr versangen will, so lassen sie nacheinander die „Kinder“ aufspazieren. Das hilft in der Regel! Nun, es entsteht und entspringt ja Alles nur immer aus dem einen einzigen Motiv, genannt *L i e b e*!

Ferner ist es aber auch endlich an der Zeit, an die Bezahlung meines Führers, des Signor „Klette“ zu denken, welcher mir wie mein leibhaftiger Schatten durch fast 14 Tage treu gefolgt ist, dafür aber noch nicht einen einzigen Soldi erhalten hat! Sein Dienst bei mir war nur gering, desto größer aber war seine Anhänglichkeit! Diese Treue muß belohnt werden!

Ich sehe, daß er im Stillen immer vor sich hinrechnet: Wie lange er jedesmal vor der Thüre des Hotels auf mich gewartet hat, um sich nach einem außerordentlich höflichen „*Buon juorno, Eccellenza*“ drei Schritte hinter mir an meine werthe Person anzuschließen und mich zu *Maia* zu begleiten, woselbst er wieder, wenn auch vergeblich auf meine „Befehle“ harrete!

Ich sehe, wie oft seine dunklen Augen stets auf mich gerichtet sind, wie sie meine innersten Gedanken zu erforschen

suchen, was und wieviel ich ihm wohl so ungefähr per Tag und Stunde zahlen werde? Wenn er in steter Unthätigkeit verharren muß, so ist das doch nicht seine, sondern nur meine Schuld? Er wäre ja stets gern bereit, allerhand Gänge, Geschäfte oder Einkäufe zu besorgen; man gebe ihm nur einen Auftrag dazu! Da aber all' dergleichen von meiner Seite aus nicht geschieht, so ist er auch mit dem Nichtsthun zufrieden und er tröstet sich dabei mit dem Hintergedanken, daß seine „Excellenz“ jedenfalls ein guter Kerl ist, der sich nicht schmutzig zeigen wird?

Zum letzten Male also: Auf zu Maja! Der brave Hamburger hat dort ein Abschiedsbankett arrangirt (aber ohne Schnecken) und der Bremer Weinreisende spendirt dazu gratis den Wein, aber nicht von seiner Firma und Sorte, denn nur unter dieser Bedingung haben wir sein freundliches Anerbieten acceptirt! Er hat versprochen ganz echten „Lacrimae“ zum Besten zu geben und nachdem wir denselben auf den Abhängen des Vesuv, an der Quelle selbst erprobt haben, wird er uns nimmer täuschen können?!

Was thut nun aber eigentlich ein Weinreisender in einem so gesegneten Weinland, wo man die echten „Thänen Christi“ zu einem jedenfalls sehr billigen Preis bekommt? Man wird ihm doch sicherlich nichts von seinem gepantschten Zeug abkaufen?“ so wird gewiß manche meiner schönen Leserrinnen naiv und mit Recht fragen.

Da ich nun schon hoffen darf, dem guten Bremer in diesem Leben nicht mehr zu begegnen, so will ich hiermit seine ganze geschäftliche Thätigkeit in Neapel aufdecken, so weit ich dieselbe überblicken konnte, und so viel er mir aus derselben mittheilte.

Der Weinreisende (worunter natürlich nicht allein der Bremer verstanden ist) kauft in den südlichen Ländern alle Weine zusammen, welche billig sind, aber dennoch alle diejenigen Eigenschaften besitzen, um eine ausgiebige Taufe vertragen zu

können! Der italienische Wein macht hierauf den bedeutenden Weg zu Wasser bis nach Bremen, wo er in die Kellereien gelagert, ferner sortirt, gemischt, probirt, versetzt u. wird und aus diesen unterirdischen, chemischen Fabriken erblüht er zu neuem Leben als „echter“ „Ceres de la Frontera“, „Oporto“ oder „Sherry“, je nach Bedarf, Zusatz, oder — Etiquette, welches die Hauptsache ist und daher auch in goldner Schrift und schöner Einfassung auf der Flasche prangt! Der Weinreisende aber lebt dabei vergnügt weiter und lächelt sich ins Gäusichen. Das Einzige, was ihn außer Fassung bringen kann, ist der Umstand, wenn man ihn auffordert, von seinem eigenen Wein zu trinken! Dann wird er sofort sehr ernst oder kleinlaut, er hat plötzlich keine Zeit oder medicinirt gerade und der Arzt hat ihm absolut Bier und Wein verboten! —

Der Besuch eines Museums, die daselbst fortwährend in Anspruch genommene Seh- und Denkkraft, sowie das langsame Dahinschreiten und viele Stehenbleiben ermüden den Menschen oft mehr, als eine tüchtige Fußwanderung über Berg und Thal!

Der laue Abend brachte aber dafür Erholung genug und da wir jetzt gerade guter Laune sind, so will auch ich für meine Person die an der Thüre harrende Klette glücklich machen und endlich mit ihr abrechnen!

Auf meinen Wink tritt der Führer bescheiden vor mich hin und auf meine Frage nennt er sofort, aber in ebenfalls sehr bescheidenem Ton die Summe seiner Forderung: es sind nur $14 \times 12 = 168$ Francs Taglohn und für verauslagtes Führwerk, besondere Botengänge u. noch — 50 Francs! In Summa also die Kleinigkeit von 218 Francs, ohne der Wohltätigkeit Schranken zu setzen. Hört! hört!!

Der neben mir sitzende Hamburger schaut mich forschend an und lacht dann aus vollem Halbe über mein Gesicht, welches plötzlich freideweiß geworden sein muß, denn ich fühle, daß es

sich vor Schreck mit fahler Blässe überzogen hat! Die ganze kleine, bisher so übermüthige Tischrunde ist ebenfalls verstummt.

Alles schaut auf mich und den demüthig vor mir stehenden Führer, man erwartet jedenfalls einen verärgerten Ausbruch meines gerechten Zornes über diese unverstämte Forderung! Der Schreck aber hat mir fast die Zunge gelähmt, ich stiere wie ein hilfloses Kind mit fragenden Blicken im Kreise umher — —

Da endlich tritt Maja zum Tisch und hat auch schon mit seinem Kennerblick die ganze Situation erfaßt. Ohne Umstände übernimmt er sofort die Verhandlung!

„Wie viel Tage?“ fragt er kurz und energisch den Führer. —

„Vierzehn Tage, Signor!“ antwortet die Klette ergebenst.

„Gut! Wie oft Fuhrwerk?“

„Zwei Male, Signor!“

„Gut! Geben Sie ihm 30 Francs, Signor und nun: kein Wort weiter!“ sagt Maja zu der Klette, mit einem Blick, welcher noch viel mehr, als Worte ausdrückte!

Die Klette empfängt das Geld, macht mir einen höchst respectvollen Servus und sagt mit dem gewinnendsten Ton: „Wenn Excellenza 'mal wieder nach Neapel kommen, so bitte ich um die Ehre der Führerschaft!“ und unter vielen Verneigungen entfernt er sich freundlich lächelnd aus dem Local.

Die Excellenza kam aber erst nach und nach zu sich von dem soeben ausgestandenen fürchterlichen Schrecken! Maja muß mich heute Abend noch unbedingt in mein Hotel begleiten, um auch dort die Abrechnung zu übernehmen. Ich fürchte sonst, daß ich dieselbe nicht überleben werde, trotzdem ich doch in Egypten bei den Arabern in dieser Beziehung Schule genug durchgemacht hatte?!

Die Neapolitaner kommen aber noch darüber! Sie verlangen zehnfache Bezahlung für ihren blauen Golf, für ihre

milde Luft, ihren Vesuv und ihr Pompeji und in fünfzig Fällen gelingt es ihnen auch, dieselbe zu erhalten!

Kann man ihnen bei dem großen Andrang von meist sehr vermögenden Fremden Unrecht geben?

Und ist es nicht schon etwas werth, einige Zeit lang als *Excellenza* betrachtet zu werden?

Sollte ich aber in diesem Leben noch einmal nach Neapel kommen (was man niemals so ohne Weiteres für unmöglich halten darf) dann pachte ich sofort bei meiner Ankunft daselbst einen riesigen Reisekoffer, beschwert mit Steinen, à la Hamburger! Dann wehe Euch Fremdenführern!

Unter des freundlichen Maja's Beihülfe wurde die Hotelrechnung ebenso glatt und anstandslos geordnet. Sie schrumpfte zu einem Fünftel der verlangten Summe zusammen! Ich hatte im Hotel weder *dinirt* noch *soupirt*, sondern nur *campirt*! Die täglichen Mahlzeiten waren aber dennoch mit großer Pünktlichkeit angerechnet worden! Nach der notirten Anzahl von Kerzen mußte ich davon mindestens drei Duzend verbrannt haben! Ich gestehe aber ganz offen, daß ich höchstens nur eine Viertel Kerze verbraucht habe, weil ich Abends — nie zu Hause war! In Neapel lebt man halt nicht anders!

Der viele Fremdenbesuch hat in dieser schönen und großen Stadt auch selbstverständlich alle die üblen Folgen mit sich gebracht, welche dem Reisenden den Aufenthalt daselbst auf Schritt und Tritt verleiden könnten! Die Fremdenführer, die Unmasse herumziehender Verkäufer und Musikanten und die große Armee von Bettlern drängen sich überall in den Weg. Jeder will seinen Antheil haben. Der Einheimische gibt nichts her, folglich muß der fremde Besucher gerupft werden!

Das schöne Wort Goethe's welcher als vornehmer Herr und weimarischer hoher Staatsbeamter mit reichen Mitteln ganz Italien bereist hat, kann hier so recht in Anwendung gebracht werden. Der große Poet mußte wohl auch die Geld-

schneiderei und Bettelrei des italienischen Volkes kennen gelernt haben, denn er sagt in einem seiner Gedichte als Schlußvers:

Das ist Italien, das ich verließ,
Noch säuben die Wege, noch steht der Fremde geprellt,
Stell' er sich, wie er auch will!
Deutsche Redlichkeit und Treue suchst Du vergebens!
Leben und Treiben ist hier, aber nicht Ordnung und Zucht!
Jeder sorgt nur für sich, mißtraut dem Andern, ist eitel
Und die Meister des Staates sorgen am meisten für sich!

Das Abschiedsfest ist zu Ende. *M a j a*, habe Dank für die vorzügliche Bewirthung, welche Du uns angebeihen ließest! Dein Name und Deine exquisite Küche sollen von uns im ganzen übrigen Europa gepriesen werden, beim Zeus! Der Anblick einer Schnecke wird mich stets an Dich erinnern.

Und Ihr, Ihr beiden blondzöpfigen Mädel aus dem bayerischen Unterlande, die Ihr dem Fremden in jeder Beziehung freundlichst und liebevoll entgegenkommt, lebet wohl! Ihr habet Euer Theil redlich dazu beigetragen, uns den Aufenthalt in Neapolis zu versüßen, folglich gebührt Euch ebenfalls unser herzlichster Dank! Verzeiht es dem guten Hamburger, wenn er Euch um einen Abschiedskuß bittet: Es bleibt ja unter uns engeren Landsleuten —

Der seitens unseres Bremer Hansestädtlers in nobelster Weise spendirte „*Lacrimae Christi*“ brach aber zu wirklichen Thränen durch, als es nun ernstlich ans Scheiden ging. Die beiden bayerischen Landestöchter wischten sich schon fortwährend mit dem Schürzenzipfel die blauen Augen, es ist also Zeit von einander zu gehen, ehe uns der Schmerz der Trennung übermannt!

Um drei Uhr Morgens geht der Zug nach Rom ab, darum Ade! Mein erfahrener Hamburger Reisegefährte ließ seine Sachen auf den Bahnhof führen, nahm mich dann unter den Arm und meinte: „Daß es besser sei, die Stunde der

Abfahrt in einem Kaffeehaus abzuwarten? Das war auch unstreitig richtig. Es lohnt ja nicht mehr der Mühe, sich einer einzigen Stunde wegen ins Bett zu legen?

Von der Veranda des Locales konnten wir nochmals die zuckenden Flammen des Besuvs aufsteigen sehen. Das ewig leuchtende Feuer hält den Blick immerdar nach dieser Richtung hin gefesselt, man könnte hier in der milden Luft die ganze Nacht zubringen, ohne schläfrig zu werden.

Mit Anbruch des Tages und aufgehender Sonne, welche den ganzen herrlichen Golf in Purpur hüllte, rollten wir mit dem Eisenbahnzug davon und gelangten bald in die campanischen Gefilde, in welchen sich auch die berühmten, vielmehr berühmigten *pontinischen Sümpfe* befinden.

Der Zug durchheilt eine unendlich lang sich hinziehende, wasserreiche Ebene, links und rechts vom Eisenbahndamm laufen breite Canäle, in welchen das übelriechende, gelbliche Sumpfwasser gesammelt wird und träge dem Meere zufließt.

Diese pontinischen Sümpfe verpesten durch ihre Ausdünstungen die Luft der ganzen Umgebung und erzeugen dadurch allerhand Krankheiten, namentlich aber das Sumpffieber, von welchem die hier wohnenden, armen Hirtenvölker ihr Lebenslang hindurch behaftet sind und dennoch mit aller Liebe an diesem versumpften Land hängen!

In den Sümpfen links und rechts treiben zwischen den Schilf- und Baumgruppen eine große Anzahl von schwarzen Büffelherden, welche in dieser wasserreichen Gegend gedeihen, aber eine schlechte Milch und ein zähes, schwärzliches Fleisch liefern.

Während der Zug vorüberbraust, erheben die Büffel ihre schweren Köpfe mit den breiten Hörnern hoch aus dem Sumpfwasser und stürzen dann erschreckt und urplötzlich davon, wobei das aufgerührte, schmutzige Wasser hoch über ihre schwarzen Leiber spritzt.

Die italienische Regierung hat schon viele Arbeit und Mühe anwenden lassen, um diese pontinischen Sümpfe trocken zu legen und das Land nutzbar zu machen, vor allem aber hiedurch die pestilenzialischen Ausdünstungen zu vertreiben! Es wurden auch schon bedeutende Preise für die besten Projecte zur Entwässerung dieser großen, weiten Sumpfreion ausgeschrieben, damit das naheliegende Rom von dem oft darüber hinziehenden Pesthauch befreit bleibe, jedoch schreitet die Trockenlegung nur sehr langsam vorwärts. (Ich selbst habe einmal vor mehreren Jahren in einer hiesigen landwirthschaftlichen Maschinenfabrik an solchem Project gearbeitet, da unsere Firma ebenfalls eine Einladung zur Concurrrenz erhalten hatte. Es ist aber leider nichts zur Ausführung gekommen, weil es der italienischen Regierung an der Kleinigkeit von zwanzig Millionen Liras — gefehlt hat.)

Während der Eisenbahnzug an den verschiedenen Stationen anhält, füllt sich der Waggon mehr und mehr mit Passagieren, unter welchen namentlich die große Anzahl von Priestern in langen, schwarzen Röcken und großen, aufgestülpten Hüten auffällt. Mindestens ein Viertel der Fahrgäste gehört dem geistlichen Stande an, während eine ebenso große Anzahl auf dem Perron promenirt. Alles erinnert daran, daß wir uns der heiligsten Stadt des christlichen Glaubens immer mehr und mehr nähern!

Die geistlichen Herren alle tragen nicht das scheue, zurückhaltende und ernste Wesen ihres Standes zur Schau, sondern sind im Gegentheil von großer Gutmüthigkeit und Freundlichkeit! Sie mischen sich gern unter alles übrige Volk, helfen den Damen beim Ein- und Aussteigen, scherzen und lachen gemüthlich mit den hübschen und drallen Bäuerinnen und nehmen ungenirt in bunter Reihe ihre Plätze im Waggon ein, in welchem sich bald ein fröhliches Durcheinander in der Unterhaltung, in lauten Gesprächen und lustigen Späßen entwickelt. Man bespricht die Tagesneuigkeiten, politisirt, lacht über irgend einen

Witz und plappert durcheinander in dem munteren, italienisch-römischen Jargon, wobei es nicht an den bekannten, lebhaften Gesticulationen mit Köpfen, Armen und Händen fehlt.

Wir passiren eine Brücke der *Tiber*, welche mit ihrem schmutzig gelben Wasser dem Meere zufließt und werden durch den Anblick dieses Stromes an die Entstehung und Gründung Roms erinnert, welche ich auch sofort dem geehrten Leser ins Gedächtniß zurückrufen will, da wir noch eine Stunde Zeit haben, bis wir den Boden der heiligen Stadt betreten!

Im Jahre 800 vor Christi Geburt herrschte im damaligen *Albalonga* der König *Numitor*, ein alter griessgrämiger Heide, welcher sehr stark dem *Bacchus* huldigte und deshalb seinen Thron höchst selten im nüchternen Zustande bestieg. Er war Witwer geworden und besaß aus seinem Ehestand nur eine einzige, aber bildsaubere Tochter, *Rhea Silvia* mit Namen.

Außer dieser Tochter hatte der alte *Zeher* aber noch einen Bruder, *Amulius* geheißten, welcher sein schlimmster Feind war, denn dieser trachtete danach, die Herrschaft an sich zu reißen, seinen Bruder also einfach vom Throne zu stürzen! Eines Tages, als der alte *Numitor* wieder dem Wein recht wacker zugesprochen hatte und bei seinem güldenen Becher sanft eingeschlafen war, ließ ihn der thronstüchtige *Amulius* durch seine *Slaven* heimlich aus der Stadt auf's Land schleppen und da Niemand über den Verbleib des alten *Numitor* Auskunft geben konnte, so nahm der Bruder einfach Besitz von Thron und Land, indem er dem Volk vorredete, daß *Numitor* in den *Hades* (die damalige Bezeichnung für die Unterwelt) gefahren sei! Um sich nun aber auch der rechtmäßigen Thronerbin zu entledigen, ließ er die blutjunge *Rhea* von den Priestern des *Mars* in den Tempel schleppen, wo sie gegen ihren Willen das Gelübde einer *Vestal* ablegte, mithin

auf jede Annäherung oder Bekanntschaft mit der Männerwelt verzichten mußte!

Da geschah es aber, daß der Gott des Krieges, der blondgelockte *Mars* eines Tages aus dem Olymp herabstieg, um sich zur Abwechslung einmal wieder unter die sterblichen Menschen zu mischen. Bei dieser Gelegenheit besuchte er auch den Tempel, welcher ihm zu Ehren errichtet war. Da saß gerade die zur vollen, üppigen Jungfrau herangeblühte Königstochter und schaute mit sinnendem, sehnsüchtigen Blick vom hohen Säulenaltan des Tempels hinunter auf das Getriebe der jungen Welt und wie schon so ein junger, feuriger Kriegsgott ist: er verliebte sich sterblich in die schöne *Rhea* und schwur, daß es im ganzen Olymp keine schönere Jungfrau gäbe, als diese ihm geweihte, junge und holde Priesterin!

Ein junger, feischer und feuriger Kriegsgott braucht nicht lange, um ein unerfahrenes Mädchenherz zu bethören und zu erobern! Da hat er gleich die unwiderstehlichste Waffe bei der Hand: die Liebe! Wir müssen es ja selbst in unseren Tagen genugsam mit ansehen, wie leicht es schon unseren irdischen, flotten und schmucken Söhnen des *Mars* gelingt, die Herzen von zehn jungen Damen auf einmal zu erobern und uns armen Civilisten gleichsam vor der Nase wegzuschnappen?

Die junge, blondzöpfige *Rhea* war ja doch auch nur eine staubgeborene Erdenochter! Sie glaubte den Schwüren des liebedürstenden Kriegsgottes und brachte ihm ihr volles, jungfräuliches Herz entgegen! Da wurden nun die schönsten Tage und Stunden in den einsamen Hallen, Erkern und in den schattigen Gartenlauben des weiten Tempels verträndelt, denn ein Sohn des Olymps kann sich nach Belieben unsichtbar machen und in das geheimste Kämmerchen schleichen.

Bald darauf schenkte die junge Vestalin einem *Zwillingspärchen* das Leben. Zwei allerliebste Knäblein schauten in die freudestrahrenden Augen der überglücklichen, jungen Mutter!

Sobald aber der, um seinen Thron besorgte Amulius von diesem Familienzuwachs hörte, gab er sofort einem seiner vertrautesten Sklaven den Befehl, die armen Kinder vom Busen der Mutter zu rauben und dieselben in die Tiber zu werfen, eine Behandlung, welche man gemeinhin nur den armen, überflüssigen jungen Hunden oder Katzen angedeihen läßt.

Der Sklave mußte diesen grausamen Auftrag erfüllen! Im Einverständnis mit den Priestern, welche über das Vergehen einer geweihten Vestalin empört waren, schlich er sich des Nachts in den Tempel zum Bett der ahnungslos schlummernden Mutter, stahl von ihrer Seite die unschuldigen, kleinen Knäblein, packte sie in eine Mulde und eilte mit denselben zum Ufer des reißenden, unheimlich dahinrauschendem Tiberstromes. Da derselbe aber zu dieser Zeit stark angeschwollen und über seine Ufer getreten war, setzte der Sklave die Mulde in das glücklicherweise nur leichte Wasser, und überließ die so ausgesetzten, armen Kindlein ihrem Schicksal!

Die Mulde trieb nun langsam stromabwärts und blieb an einem Baum hängen, welchen man darum heute noch in den römischen Landen als „Ficus Romanus“ verehrt. Glücklicherweise fielen aber auch die Gewässer der Tiber und bald lag die Mulde im Trocknen.

Da geschah es, daß zur Nachtzeit eine Wölfin am Ufer des Stromes herumirrte, welcher man die Jungen geraubt hatte. In ihrer thierischen Mutterliebe suchte sie nach denselben und bald vernahm sie das Wimmern der beiden durstigen, ausgesetzten Zwillinge. Die Wölfin hielt dieselben für ihre hungerrigen Jungen und säugte die armen Kleinen mit der Liebe einer treuen Mutter, denn selbst eine Wölfin hat Erbarmen mit ihrer Brut!

Eines Tages trieb ein Hirt seine Heerde an den Ufern der Tiber entlang. Sein wachsamer Hund hatte bald die Mulde mit den beiden Kindlein entdeckt, die Wölfin war zufälliger

Weise abweisend. Er machte den Hirten durch lautes Gebell auf seine Entdeckung aufmerksam, dieser eilte herbei und staunte nicht wenig über einen so seltsamen Fund! Von Mitleid ergriffen wickelte der Hirt die beiden Knäblein in seinen Mantel und trug sie heimwärts, in die Hütte seiner jungen Frau, welche sie wie ein Geschenk der Götter betrachtete, da sie selbst kinderlos war.

Die beiden Zwillinge, welche die Namen *R o m u l u s* und *R e m u s* erhalten hatten, wuchsen nun unter der Pflege des guten Hirtenweibes, inmitten einer romantischen Umgebung von Wald und Flur zu kräftigen Knaben und endlich zu thatkräftigen, muthigen Jünglingen heran, welche sich in allerhand ritterlichen Spielen übten und endlich so verwogen wurden, daß sie mit mehreren Gesinnungsgenossen Raubzüge in der Umgebung unternahmen, bei denen sie ihren vom olympischen Vater geerbten Muth zeigen konnten!

Bei einem solchen Raubzug geriethen sie aber leider in die Gefangenschaft der Söldner des Königs *Amulius*, welcher sie vor seinen Thron zu führen befahl, um selbst das Urtheil über diese beiden verwegenen Jünglinge zu sprechen!

Wie erstaunte aber der Thronräuber, als man ihm die beiden Zwillinge vorführte, welche einander so ähnlich sahen und deren Gesichtszüge vollkommen denen der schönen *Rhea*, der nunmehrigen *Bestalin* glichen! In seiner Ueberraschung und augenblicklichen Verwirrung gab er ihnen sofort die Freiheit und entließ sie in ihre Heimat. Der Zufall führte aber die Jünglinge mit ihrer Mutter zusammen, als sie den Tempel des *Mars* betraten, um hier ihr Dankopfer für die wiedererlangte Freiheit zu bringen.

Die immer noch anmuthige *Rhea Sylvia*, welche gerade den Dienst vor dem Altar hatte, erkannte sofort ihre wiedergefundenen Kinder und trotz ihres Gelübdes umarmte sie die

erstaunten und erfreuten Jünglinge mit aller Gluth der zärtlichsten Mutterliebe!

Hierüber waren die Priester empört, sie riefen das Volk zur Hilfe an, um die beiden Jünglinge zu verhaften. Rhea Silvia aber richtete sich hoch auf, wie eine Königin, und verkündete mit lauter Stimme das schreiende Unrecht, welches man ihr und ihren Kindern angethan hatte! Mit Staunen, mit Entzücken und Unwillen hörten die Jünglinge diese Worte aus dem Munde ihrer Mutter, die Entrüstung theilte sich dem ganzen Volke mit, welches nun in hellen Schaaren vor den Thron des Numilius zog, voran die beiden Zwillingsbrüder mit hoherhobenen, gezückten Schwertern!

Als Numilius diese empörte Schaar nahen sah, fühlte er, daß die Stunde der Vergeltung gekommen sei! Er suchte zu entfliehen, aber schon hatten ihn die Schwerter der rächenden Jünglinge durchbohrt und zu Tode getroffen hauchte er am Boden liegend sein sündiges Leben aus!

Bald wurde auch der verstoßene und verschollene Numitor ausfindig gemacht und wieder auf den Thron gesetzt. Da aber die Jünglinge sich nach ritterlichen Thaten sehnten, beschloffen sie den Thron Numitors zu verlassen und eine eigene Stadt zu gründen. Sie wanderten deshalb mit einer großen Anzahl thatkräftiger Gefinnungsgenossen nach dem palatinischen Hügel und gründeten dort eine Stadt.

Nun entstand aber zwischen den beiden Zwillingsbrüdern die Streitfrage, w e s s e n Namen die Stadt führen sollte? Sie beschloffen deshalb, die Götter zu befragen und so zogen sie hinaus ins Freie und begaben sich jeder auf einen Hügel, um die in einer gewissen Zeit an jedem Einzelnen vorüberziehenden Geier zu zählen.

Da rief endlich Romulus: „Ich habe sechs Geier gezählt, folglich gebührt der Stadt m e i n Name!“

„Mit nichts!“ antwortete Remus: „bei mir sind zwölf Geier vorüber gezogen, also muß die Stadt meinen Namen tragen!“

Hierüber geriethen beide Brüder in Zorn, sie wurden handgemein und Romulus tödtete seinen Bruder Remus!

Darauf ließ sich Romulus zum Herrscher proclamiren und taufte die neu gegründete Stadt nach seinem Namen Rom!

Eine andere, sehr hübsche Sage knüpft sich noch an die immer mehr aufblühende Stadt Rom, welche hiermit ebenfalls in dem Gedächtniß manches verehrten Lesers aufgesfrischt werden soll:

Als nämlich die Stadt von den vielen Genossen der Zwillingbrüder aufgebaut worden war, machte sich später ein fühlbarer Mangel an Mitgliedern des schönen Geschlechtes, an Lebensgefährtinnen bemerkbar und alle die jungen Männer verlangten nun von Romulus, daß er hierfür Rath schaffen möchte, da sie auf seine Geschmeidtheit vertrauten.

Der junge Herrscher, welcher selbst ein großes Verlangen nach hübschen Weibern hegte, ersann hierauf eine List, wie er seinen treuen Unterthanen zu anmuthigen Frauen verhelfen könnte?

Er veranstaltete zu diesem Zweck eine große Festlichkeit zur Einweihung der neuen Stadt, zu welcher er das ganze weibliche Volk der Umgebung, namentlich aber die ihrer Schönheit wegen berühmten Sabinerinnen einlud. Diese fühlten sich außerordentlich geschmeichelt, zogen darauf in großen Schaaren nach der schönen, neugegründeten Stadt und unterhielten sich köstlich!

Witten in der Festesfreude fielen aber die begierigen Römer über die hübschen Weibchen her und schleppten sie in ihre Wohnungen, woselbst die also überwältigten Damen anfangs wohl oft in Thränen und Wehklagen ausbrachen, sich mit

der Zeit aber sehr bald in ihre Lage fanden, zumal es die starkgebauten und männlich schönen Römer keineswegs an Zärtlichkeiten und Liebenswürdigkeiten fehlen ließen, um ihnen zu gefallen.

Die guten Sabiner, welche auf so schöne Weise um ihre hübschen Frauen und Töchter geprellt waren, verlangten aber dieselben zurück und wendeten sich deshalb an Romulus, damit er diese Angelegenheit vermitteln möchte, da sie mit Gewalt nichts gegen ihn auszuüben vermochten.

Ueber diese Verhandlungen hin und her verging eine geraume Zeit, während welcher die Römer ihre geraubten Weiber mit außerordentlicher Zärtlichkeit behandelten, wie es dieselben bei den Sabinern niemals erfahren hatten.

Heutigen Tages würde es gewiß von vielen Familienvätern mit vier bis sechs rechtschaffen erzogenen, hübschen und heiratsfähigen Töchtern voll Freuden begrüßt werden, wenn wieder einmal so ein neues Rom gegründet würde und die Herren Gründer so einen Raub der Wie — Sabinerinnen veranstalten möchten? Der gute Schwiegervater würde diese List gern segnen und niemals einen Romulus um Herausgabe seiner Töchter klagen, wenn es ihnen nachher gut geht und dieselben, wie bei den starken Römern auf Händen getragen würden?

Da unser Romulus wußte, daß die also überlisteten Frauen und Mädchen sich schon recht willig in ihr Schicksal gefügt hatten, hielt er es an der Zeit, den geraubten Sabinerinnen die freiwillige Rückkehr in ihre Heimat zu gestatten. Er verständigte hievon die Sabiner, welche nunmehr in Schaaren vor die Thore Roms strömten, um ihre so schmerzlich lange vermißten Weiber zu empfangen. Sie konnten es kaum erwarten, daß sich die Thore endlich öffnen und ihre Liebsten herauströmen würden? Sie schauten sich fast die Augen aus, aber leider vergebens. Keine Einzige wollte in die Arme ihres Gatten zurückkehren! Die schönen Sabinerinnen erklärten rundweg, daß

es ihnen bei den wackeren Römern viel besser gefiele, als zu Hause!

Darauf hin mußten die also blamirten Sabiner mit langer Nase heimwärts ziehen und so gründete Romulus nicht allein eine schöne Stadt, sondern auch das häusliche Glück seiner Unterthanen! Das ist die Geschichte vom „Raub der Sabinerinnen!“

Romulus regierte darnach noch 37 Jahre und die Mythe, welche seine und seines Zwillingbruders Geburt umwebte, breitete sich auch über seinen Tod folgendermaßen aus:

Bei einer großen Volksversammlung, welche vor den Thoren Roms unter freiem Himmel abgehalten wurde, stand Romulus auf einer Anhöhe, umgeben von den Großen seines Reiches, vor allem Volk sichtbar und ertheilte seine Anordnungen, welche das Wohl seiner Unterthanen betrafen.

Da plötzlich verfinsterte sich der Himmel und tiefes Dunkel lagerte über dem erschreckten Volk! Als nun aber die Sonne die dunklen Schatten wieder verjagt hatte, athmete Alles in froher Lebenslust auf. Romulus aber war vom Erdboden verschwunden, Niemand wußte, wohin er gekommen!

Die Sage berichtet, daß der Gründer Roms von seinem olympischen Vater plötzlich an den Thron der Götter versetzt worden sei, während eine andere Mythe dahin lautet, daß Romulus schmachlich von seiner eigenen Umgebung erdroffelt und in seine ehemalige Wiege, in die Tiber gestürzt worden sei.

Diese mit vielen Sagen umflossenen Bilder einer längstvergangenen Zeit traten uns noch lebhafter vor die Seele, als wir den geschichtlichen Boden derselben mit der Geschwindigkeit des dahinbrausenden Zuges überflogen. Sie wurden uns außerdem noch durch die Freundlichkeit eines der geistlichen Herren näher erläutert, denn derselbe machte sich offenbar ein Vergnügen daraus, uns beide Fremdlinge mit den vergangenen geschichtlichen Daten sowohl, wie auch mit der Beschreibung der

Sehenswürdigkeiten und Orte seiner Heimat zu unterhalten, welche wir gegenwärtig von den Fenstern unseres Coupés aus zu bewundern Gelegenheit hatten!

Der Zubrang zu den Waggonen wird auf jeder Haltestelle immer größer, das Publicum gewählter, die Menge auf den Perrons nimmt ebenfalls zu, ein deutliches Anzeichen, daß man sich der Metropole Italiens nähert.

Bald erscheinen die Umrisse der Engelsburg, dann die mächtige Kuppel der St. Peter'skirche, hoch oben auf einem Hügel erglänzen im Nachmittagssonnenschein die durchsichtigen Ruinen eines großartigen Tempels mit vielen ihn umgebenden Säulen und darunter breitet sich ein Meer von Zinnen, Thürmen, Kuppeln und Häusern aus.

Die Insassen der Waggonen packen eilig ihre Handtaschen und Utensilien zusammen, der Zug rasselt in die Bahnhofshalle hinein, ein schriller Pfiff und wir haben die heilige Roma, den Sitz der päpstlichen Gewalt, das Ziel von Millionen schaulustiger Fremder, begeisterter Künstler und frommer Pilger der ganzen Welt erreicht.

Alle Wege führen nach Rom! jagt ein altes Sprichwort und das hat jedenfalls die sinnbildliche Bedeutung: daß Jedermann, welcher sich zum christlichen Glauben bekehren will, auch die Mittel und Wege dazu finden wird?

Wir selbst befanden uns nunmehr in Wirklichkeit in Rom, waren aber keineswegs von unserm Eintritt in diese heilige Stadt sehr erbaut, denn es herrschte hier auf der Ankunftsseite des mächtigen Bahnhofes ein solches Durcheinander von hunderten, herumirrenden Reisenden, von visitirenden Beamten, schreienden Gepäckträgern und sich um die Passagiere raufenden Kutschern, daß es unmöglich war, irgend einen erhebenden Gedanken zu fassen.

Wie so sehr hatte ich mich darauf gefreut, endlich sagen

zu können: „Ich bin in Rom!“ Die ganze Illusion war dahin, der ganze schöne Traum zerstört!

Ein stämmiger „Römer“ hatte sich schon längst des schweren Reisekoffers meines Hamburger Freundes bemächtigt, ein ebenso stämmiger römischer Kutscher hatte mich fest am Arm gepackt und zu seinem „römischen Wagen“ geschleppt, welcher mich in Gestalt, Aussehen und Bespannung sofort an die berühmten Berliner Droschken zweiter Classe erinnerte! Das elende Fuhrwerk setzte sich bald darauf in eine recht langsame Bewegung, der müde „römische“ Gaul trabte mit krummen Knien und hängendem Schädel in das Straßengewirr hinein und bald darauf befanden wir uns auf dem breiten Corso dieser merkwürdigen Stadt, in welcher fast jeder zehnte Mensch im priesterlichen Kleid oder im Gewand eines Pilgers einhergeht!

Mein Reisegefährte war schon öfter in Rom gewesen und kannte sich mithin vollkommen aus. Ich hatte bisher noch nicht die Ehre, diesen braven Hamburger als „Geschäftsmann“ vorzustellen? Es soll hiermit geschehen und wird der geehrte Leser jedenfalls nicht bedauern, die nähere Bekanntschaft dieses gemüthlichen Herrn gemacht zu haben.

Der verehrte Hansestädter führte auf seinen Reisen stets einen großen Koffer mit sich, wie ich schon mehrmals erwähnte. Dieser enthielt aber nur die Leibwäsche und Kleidung des stets pittein einhergehenden Reisegefährten.

Sein eigentliches „Geschäft“ trug derselbe aber immer in der Brusttasche mit sich herum. Es war dies ein kleines, höchst elegantes Lederetui, nicht größer, als eine gewöhnliche Cigarrentasche. In diesem befanden sich aber statt echter, guter Cigarren sechs Stück äußerst sauber polirte, blendend weiße, fast durchsichtige Stangen von Bein oder Knochen in der Stärke und Länge einer echten Britannica, nur mit dem Unterschiede, daß

diese Stangen keine Spitzen hatten, sondern schön gleichmäßig stark von oben bis unten geformt waren.

Außerdem hatte aber der gute Hamburger sein Geschäftswesen — im Maul, und zwar in zweierlei Gestalt.

Erstens verfügte er über eine ungeheurere Redegewandtheit, verbunden mit der liebenswürdigsten Manier von der Welt, und zweitens war er im Stande, sein ganzes, wunderbar schönes und glänzendes Gebiß, seine eigenen Zähne, nach einem schnellen und geschickten Griff in den Mund, vor den Augen seines Kunden in die bloße, flache Hand zu legen!

Ist das Jedermanns Sache? Nein, gewiß nicht!

Mit diesem Etui und dieser besonderen Gabe ausgerüstet besuchte der vortreffliche Hamburger seine Kundschaft, die Zahnärzte. Er „machte“ also in falschen Zähnen!

Wenn man ihm zuschaute, wie er so gemüthlich mit denselben sprach und mit dem runden, stets freundlichen Gesicht seinem Gegenüber während des Gesprächs die zwei Reihen seiner Perlenzähne zeigte, und wenn er dann plötzlich in den Mund griff und auf Ja und Nein sein ganzes Gebiß vor den Augen seines Geschäftsfreundes in die offene Hand legte und nun so plötzlich als zahnloser Mensch da stand, mit eingefallenen Wangen und absichtlich ganz entstelltem Gesicht mühsam die Worte über die Lippen brachte, so bekam man gleichsam einen Heidenschreck, und das war es, was er erreichen wollte: einen Effect!

Der gute Hamburger legte Jedermann (namentlich aber jeder Frau) klar vor Augen, wie ein menschliches Antlitz mit oder ohne Zähne aussieht! Seine Kundschaft waren die hohen Kreise, die besser situirten Leute, welche durch allerhand genossene Leckereien verdorbene Zähne haben. Er speculirte auf die Eitelkeit der Frauen und Mädchen, empfahl ihnen diejenigen Zahnärzte, welche seine Kundschaft waren und setzte

an dieselben wiederum so und soviel Duzend Stangen „Wein“ oder ganze Gebisse ab, welche seine reiche Hamburger Weltfirma auf seine Ordre sofort gegen Nachnahme zu liefern hatte! In einer Stunde hatte er oft mehr verdient, als irgend ein anderes industrielles Waarenhaus in der schönsten Gegend, mit so und so viel Commis, Zins, Beleuchtungs- und anderen Spefen! Alle Mittel, die Schönheit zu erhöhen, werden immer noch am besten bezahlt.

Wenn ich nun noch hinzusetze, daß dieser elegante „Reisende in Zähnen“ einen äußerst gemüthlichen Charakter hatte und von großer Freigebigkeit war, so wird der geehrte Leser begreifen, warum ich denselben immer den „vortrefflichen Hamburger“ nenne.

Wir bezogen diesmal ein echt „römisches“ Hotel, in welchem mein Reisegefährte stets einzukehren pflegte. Nachdem wir eine schnelle Toilette gemacht hatten, führte mich derselbe am Arm zum Hotel hinaus, indem er erklärte: daß er selbst meinen Führer durch Rom machen wolle!

Ich muß gestehen, daß ich schon bei meinen ersten Spaziergängen über römisches Pflaster keinen so freundlichen, erquickenden Eindruck von dieser mächtigen Stadt empfangen hatte, wie dies in dem sonnigen Neapel der Fall war.

An Großartigkeit in Bauwerken steht Rom aber sicher über alle anderen Weltstädte erhaben da! Hier wandelt der Mensch durch eine Stadt, welche gleichermaßen aus einer antiken und einer modernen Bauperiode zusammengewürfelt ist! Mitten in einer Straße von eleganten Schauläden, freundlichen Firmaschildern und bevölkert von modern gekleideten Spaziergängern erhebt sich ernst, düster und schweigend die unbewohnte Ruine irgend eines großartigen Tempels der grauen Vorzeit, mit abgebrochenen Säulen, eingefallenen Dächern und breiten, granitenen Steinfließen — man ist plötzlich aus der lebendigen Gegenwart in die mystische Zeit des grauen Alterthums ver-

setzt. Wahrlich: Rom ist nicht in einem Tage erbaut worden — hier liegt der Beweis dafür klar und deutlich vor Augen!

Man trifft in den modern angelegten Straßen und Plätzen auf so viele antike Baudenkmäler, Brunnen, Wasserleitungen auf hohen, steinernen Bogen, Moscheen und Säulengänge, daß man fortwährend zwischen dem „Einst“ und „Jetzt“ wandelt.

Das einzig große Ziel aber, wohin mich der Hamburger Freund zuerst zu führen versprach und wohin Tausende von Fremden pilgern, war die Kirche des heiligen Petrus und die dicht an derselben liegende, palastartige Residenz des Heiligen Vaters!

Wenn man in unsern modernen Weltstädten durch die Straßen wandelt, so fallen unter den vielen Spaziergängern die hübschen Uniformen unserer seichen Vaterlandsvertheidiger auf und man kann sicher den Schluß ziehen, daß man sich in der Nähe einer Kaserne befinden muß, sobald die Uniformen an Anzahl zunehmen.

Wenn nun aber in den Straßen Rom's schon die unendlich vielen schwarzen Kutten, priesterlichen Gewänder oder härenen Anzüge der Pilger auffallen und dieselben in förmlicher „Majorität“ gegenüber allem andern civilistischen Gewand erscheinen, so ist man sicher, daß man sich der Kirche des heiligen Petrus nähert!

Nachdem einige schmale Gassen passiert sind, in welchen sich die Menschen förmlich drängen, thut sich plötzlich ein mächtiger, runder Platz vor uns auf, in dessen Mitte ein hoher egyptischer Obelisk steht, welcher von sprudelnden Fontainen umgeben ist. Im Hintergrund des sonnigen Platzes erhebt sich die prachtvolle, breite und hohe Facade der berühmtesten Kirche der Welt mit der grandiosen, hoch in den Himmel ragenden Kuppel.

Wir schreiten über den schönen Platz hinweg, auf welchem sich die riesigen Menschenmassen in lichtere Gruppen vertheilen

können, das Auge hängt fortwährend an den immer größer werdenden Formen des colossalen Domes und endlich stehen wir vor dem prachtvollen Portal des Heiligthums der Christenheit und obgleich wir beide eines anderen, wenn auch christlichen Glaubens sind, so ergreift uns hier an Ort und Stelle dennoch jener ernste und fromme Schauer, welcher durch die Verehrung der Majestät Gottes in jedem andächtigen Gemüth hervorgerufen wird.

An der rechten Außenseite des Portals erhebt sich die riesige Steinfigur des heiligen Petrus, auf einem Sockel stehend. Man bemerkt, daß die Füße desselben schon förmlich abgewetzt sind und das rührt daher, weil jeder Besucher der Kirche in aller Andacht einen Kuß auf dieselben drückt. Der Officier in Galaniform, die schöne, zarte Römerin, der fromme Pilger, der zerlumpte Bettler — sie Alle drücken Stirn und Mund auf die Fußzehen des heiligen Petrus. Jeder wischt aber zuerst mit dem Epizentäschentuch, mit dem Schürzenzipfel, mit dem groben Rockärmel oder mit der bloßen Hand den Kuß seines Vorgängers herunter. Durch die Länge der Zeit ist daher diese große Abnützung der steinernen Füße entstanden und werden dieselben baldigst ersetzt werden müssen, wenn nicht ein Verbot dieser frommen Sitte steuert.

Der colossale Umfang und die enorme Höhe der Kuppel der St. Peterkirche ist hinlänglich bekannt. Dieselbe nimmt ungefähr die vierte Rangklasse unter den höchsten Baudenkmalern der Welt ein. Nach cubischer Berechnung könnte man aber diese ganze colossale St. Peterkirche bequem in die, von mir schon früher beschriebene Pyramide des Cheops hineinstellen, wenn dieselbe hohl gedacht würde. Außerdem würde in den vier Ecken derselben Pyramide noch übrig Platz genug für andere vier größere Kirchen oder monumentale Bauten bleiben, so colossal ist der cubische Inhalt derselben! Die Bauwerke der alten Egypter waren also doch noch großartiger!

Wir treten nunmehr in das Innere der mächtigen Kirche, welche fortwährend von Andächtigen dicht gefüllt ist. Es ist ein ewiges Kommen und Gehen, von einem Altar zum andern.

Eine große Anzahl von Pilgern zieht soeben durch das Portal ein. Diese frommen Männer kommen aus Nordspanien. Sie sind in schwarzgraue Gewänder gekleidet und tragen in den Händen den breiten Hut und den langen Pilgerstab, an dessen oberer Spitze ein blinkendes Kreuz befestigt ist. Ein Graf, ein hoher Staatsbeamter, hat sich an ihre Spitze gestellt und den weiten Weg hieher meist zu Fuß mitgemacht, um den Segen des Papstes zu erbitten.

Alle Glocken des mächtigen Domes läuten während des feierlichen Einzuges der großen Pilgerchar, welche entblößten Hauptes langsam zum Hochaltar vorschreitend eine religiöse Hymne singt. Sämmtliche Altäre erstrahlen im Lichterglanz von tausenden Kerzen, endlich erdröhnen auch die tiefen Bassöne der Orgel, ein Chor von Posaunen bläst vom Emporium ein feierliches Tedeum, während eine Anzahl Priester in funkelnden Gewändern den Einzug des Papstes eröffnet, indem sie vor dem Hauptaltar die silbernen Gefäße schwingen, denen der würzige Duft des Weihrauchs in dichten Wolken entsteigt.

Immer neue glänzendere Schaaren von Priestern, Bischöfen und Kardinälen ziehen am Hauptaltar vorüber, um sich dann vor demselben in großen Gruppen aufzustellen. Endlich ertönt eine schmetternde, religiöse Fanfare von Posaunen und Paukenwirbeln — ein Duzend reich gekleideter Kirchendiener trägt auf den Schultern den Thronstuhl herein, auf welchem der würdige Stellvertreter Christi, S. Heiligkeit Papst Pius der Neunte sitzt — alle Anwesenden fallen auf die Knie, während unter plötzlich eingetretener, lautloser Stille der heilige Vater den Segen ertheilt.

Dieser Moment ist von unglaublich großer Feierlichkeit! Aller Augen haften mit ernstem, reinigen Blick auf dem greisen,

würdigen Verkünder des Segens Gottes, der Sinn ist förmlich religiös berauscht und von allem Irdischen abgelenkt; die Seele athmet Frieden und Erlösung!

Frohen Muthes verläßt nun Jedermann den mächtigen Dom mit dem erhebenden Gefühl: Ich bin in Rom gewesen und habe den Papst gesehen!

Wir lenken unsere Schritte wieder rückwärts, über den prächtigen und sauberen Platz und haben nun Gelegenheit, die höchst kleidsamen Trachten der Römerinnen von Stadt und Land und diese selbst zu mustern und zu betrachten.

Es liegt in der hiesigen Frauenwelt ein gewisser Stolz, welchen die Damen bei jeder Gelegenheit in Wort und Gebärden gern zur Schau tragen, als wollten sie damit sagen: Schau's mich an, ich bin eine Römerin! (Bläst mir den Staub weg!)

Dieser Stolz ist theilweise insofern berechtigt, als die hiesigen jungen Damen wohl größtentheils von einer gewissen Schönheit sind, welche aber mehr imponirt, als zur Bewunderung oder zum Entzücken reizt!

Die echte Römerin hat einen fast abstoßenden, ernsten und kalten Zug im Gesicht. Jugendlichcr Uebermuth, Fröhlichkeit und Lächeln ist aus demselben wie verbannt. Die Augen blicken fast finster drein und der schon so ernste Blick wird durch die mächtigen, schwarzen Augenbrauen noch mehr verfinstert. Man kann also beim Anschauen der städtischen Römerin durchaus nicht warm werden.

Mein Freund Hamburger erklärte mir dies ernste Wesen der römischen Damenwelt mit den einfachen, aber höchst zutreffenden Worten: „Das kommt von der klösterlichen Erziehung!“ Die ganze Jugend Roms wird von Priestern und Nonnen unterrichtet und erzogen, daher dieser Ernst und diese Feierlichkeit im Wesen, dies gemessene, zurückhaltende Benehmen, dieser kalte, verächtliche Blick und das Fehlen jeden

Liebreizess und bezaubernden Lächelns! Daher kommt es auch, daß diese stolzen Römerinnen so entsetzlich schnell altern und dann ausnehmend — häßlich werden! Der Anblick einer solchen älteren römischen Matrone erinnert uns sofort an die berühmte Sabbathnacht auf dem Blocksberg — —

Eine andere auffallende Erscheinung drängt sich dem Fremden auf Straßen und Plätzen in den Weg. Indem man über die schönen Seitenwege dahinschlendert und die verschiedenen Fontainen, Facaden oder Menschengruppen betrachtet, bleibt der Blick unwillkürlich vielleicht etwas länger auf irgend einem „alten Römer“ haften, welcher in auffallender Haltung auf dem Sockel einer Säule oder eines Standbildes lagert.

Sofort erhebt sich dieser alte Römer und kommt in höchst effectvollem Schritt auf uns zu, zieht seinen breiten, zerknitterten Calabreser bis zur Erde, macht uns einen äußerst gelungenen graciösen Diener und indem er sich in seinem zerlumpten Anzug in die Höhe reckt, hält er uns folgende Anrede:

„Meine Herren Maler und Künstler! Francesko Manfredoni steht vor Ihnen, wenn Sie ein Modell für Helden, Heilige oder Märtyrer suchen? Mehrere berühmte Statuen unserer herrlichen Roma sind schon nach mir angefertigt worden und auch dieses vor Ihnen stehende Standbild des heiligen Georg ist nach dem Modell eines meiner Ahnen gemacht — veräumen Sie also die Gelegenheit nicht, ein gutes Modell gefunden zu haben — ich bin stets zu Ihrer Verfügung!“

Ich war natürlich ganz erstaunt in diesem so lumpig gekleideten Römer eine so wichtige Person zu finden? Der gute Hamburger kannte aber diese Modelle Roms besser und ertheilte nun seinerseits dem, in der ritterlichen Haltung des heiligen Georg vor uns stehenden Römer folgende Belehrung:

„Sehr geehrter und gesuchter Signor Manfredoni! Wir fühlen uns über die soeben gemachte Bekanntschaft mit Ihnen

sehr geschmeichelt und bedauern nur, daß wir weder Maler noch Künstler sind, daher absolut keinen Gebrauch von Ihrem Angebot machen können!

„Fa niente! Das macht nichts, meine Herren Maler und Künstler: Sie werden deshalb dem alten Manfredoni eine kleine Unterstützung nicht versagen?“ bittet nunmehr der würdige Römer und empfängt darauf von uns in seine, mit eleganter Manier vorgestreckte, offene Hand einige römische Kupfermünzen, welche er nach kurzer Prüfung in die Taschen seines schmutzigen Sammtjaquets gleiten läßt, worauf er sich wieder auf seinen Künstlerstuhlgang begibt.

Raum haben wir den alten Manfredoni hinter uns, so stellen sich uns ein paar „Blumenmädchen“ in den Weg, die zwar schon etwas übertragen, aber immerhin noch, was man so nennt, „zan mitnehmen“ sind.

„Meine Herren Maler und Künstler!“ beginnt die Ältere in gewählten Worten, indem sie uns mit Hoheit anschaut; „wir heißen Melina und Fioretta und stellen uns Ihnen als Modelle für Göttinnen, Nymphen oder Elfen vor. Mehrere der berühmtesten Bilder der päpstlichen Galerie sind schon von uns abgenommen worden. Wir bitten über uns nach Gefallen zu verfügen!“

Auch hier erklärte der Hamburger mit Bedauern unsere geringe Kenntniß von Pinsel und Palette, indem er dem jüngeren Modell in die Backen kniff.

„Das macht nichts, meine Herren Maler und Künstler! Sie werden uns deshalb eine kleine Unterstützung nicht versagen, auch sind wir immer hier zu treffen und empfehlen uns Ihnen bestens!“

So geht es fort und fort. In Rom wimmelt es von Modellen, welche den Fremden natürlich sofort herauserkennen und denselben ohne Gnade zum Maler und Künstler stempeln. Die Bettelei wird hier im eleganten Ton

betrieben. Jeder zerlumpte Kerl stellt sich mit einer gewissen Grandezza und mit vollem Namen und Standesregister vor und ist irgend eine verunglückte Berühmtheit, um welche es ewig schade ist!

Die älteren weiblichen Modelle aber, deren „schönen Tage von Aranjuez“ vorüber sind, mein königlicher Prinz, sie sind von geradezu unverfälschtester Aufdringlichkeit. Dieselben halten sich meistens vor den Schaufenstern der Kunsthandlungen auf, attaquiren den Fremden gleich zu Dreien und Vieren, namentlich in der Schummerstunde, welche ihre verschwundenen Reize gütigst mit einem Schleier bedeckt, und nun zählen sie dem Fremden gleich an den Fingern einige Duzend der berühmtesten Gemälde auf, zu welchen sie Modell standen und welche natürlich ohne ihr Zuthun niemals das Licht der Welt in den Schauläden und Bildergalerien erblickt hätten?

Wenn man sich nicht absolut vornimmt, ganz und gar nicht auf die vielen Modelle zu achten, sondern dieselben förmlich umzurennen, sobald sich dieselben in den Weg stellen, so kommt man bei einer Promenade durch Roms Straßen nicht vom Flecke! Wir beachteten deshalb auch höchstens nur die weiblichen Modelle jüngeren Datums, denen der freigebige Hamburger stets reichliche Trinkgelder spendete.

Der w i r k l i c h e Künstler, Maler und Bildhauer, welcher sich zum Zweck des Studiums in Rom aufhält, wird von den lebendigen Modellen beiderlei Geschlechtes förmlich bestürmt! Sobald dieselben die Witterung von einer so eben angekommenen künstlerischen Person erfahren haben, entwickelt sich eine förmliche Wallfahrt von Modellen nach der Wohnung desselben. Bald öffnet derselbe die Thür für einen alten Süßel, der sich in theatralischer Weise als ein vorzüglicher Hannibal oder Herzes vorstellt, dann erscheint eine dicke Matrone mit ihren Töchtern und rühmt die körperlichen Vorzüge desselben, indem sie sich selbst als eine prachtvolle Hebe anpreist und so wird der

Närmste den ganzen Tag über von allen Sorten Modellen besucht, welche natürlich auch für ihre discreten Anerbietungen beschenkt sein wollen! Er flüchtet sich deshalb auch schon am zweiten Tage ins Kaffeehaus oder versteckt sich hoch oben am Dachboden in seinem Atelier, dessen Thür er von innen fest verriegelt, um ungestört arbeiten zu können. Außerdem schreibt er auf die Außenseite derselben mit Kreide: *sortito* — ausgegangen — nicht zu Hause! Nur seine Freunde wissen sich aber durch ein gewisses Klopfen Einlaß zu verschaffen.

Da es in Rom durchaus nicht schwer fällt, die Bekanntschaft eines deutschen Malers zu machen, von denen es hierorts in Massen gibt, so war es uns auch leicht möglich einem solchen Actus nach lebendem Modell beizuwohnen.

Der deutsche Künstler hatte uns zu diesem Zweck andern Tages in sein Atelier geladen, in welchem er mit Anfertigung einer Copie der berühmten „Leda mit dem Schwan“ beschäftigt war.

Punkt zehn Uhr Vormittags klopfte es an der Thür des Ateliers und auf das „Entra“ trat eine stattliche, elegant gekleidete hübsche Römerin in dasselbe.

Verabredetermaßen mußten der Hamburger und ich selbst einige zum Besuch gekommene „Maler martiren“ und während mein Freund eine Palette in der Hand balancirte und die Farben derselben ohne jeden Zweck durcheinander schmierte, war ich beschäftigt die Rouleaux herabzulassen und wieder hinaufzuziehen, was ebenfalls ohne jede Kenntniß von Beleuchtungseffecten vor sich ging.

Die römische Leda hatte unterdessen von dem Künstler erfahren, daß wir zwei befreundete „Maler“ seien, worauf sich dieselbe hinter einen Vorhang begab, um sich in den Anzug der Leda zu werfen, welcher bekanntlich nur aus einem Stirnband besteht.

Der Künstler hatte inzwischen ein weißes Leintuch über einer niederen Stellage in die Falten eines Schwanes geworfen und bald darauf trat die leibhaftige Leda hinter dem Vorhang heraus und nahm ungenirt die ihr vorgeschriebene Stellung ein, welche der Künstler hier und da verbesserte, worauf er sich an seine Staffelei begab und eifrig zu arbeiten begann.

Wir beiden „falschen Maler“ hatten nun Gelegenheit genug, der Entwicklung des Bildes zu folgen und prüfende Vergleiche zwischen dem Original und der Leinwand anzustellen. Nach einer Viertelstunde wurde die Sitzung unterbrochen, die Leda nahm einen Schmal um sich und ruhte sich in ungezwungener Haltung auf dem Divan aus, während sie sich lebhaft mit dem Künstler unterhielt. Dann nahm sie ihre frühere Stellung ein und das Arbeiten begann von Neuem.

Nach einer Stunde war die Sitzung zu Ende, die Leda kleidete sich wieder um in römische Modetoilette und stellte nun ihre Rechnung.

Der Künstler hatte uns schon vorher darauf aufmerksam gemacht, daß die „gesuchten Modelle“ ungemein scharf zu rechnen verstehen, namentlich, wenn dieselben ihrer körperlichen Vorzüge sich bewußt sind, denn jedes weibliche Wesen ist keineswegs zum Modell geeignet, dazu gehört viel Büste und — Unverschämtheit.

Der Künstler hatte schon das Geld zurecht gelegt. Zuerst 10 Francs für die Sitzung, dann 4 Francs für den Wagen (obgleich die Leda zu Fuß gekommen war) dann 5 Francs Entschädigung dafür, daß sie eine andere Sitzung ausge schlagen hatte (was natürlich auch erlogen war). Nun bat sie noch um einen Francs für Erfrischungen und nach einigem Besinnen plakte sie noch mit der Forderung von je 10 Francs für die „beiden fremden Maler“ heraus, die wir natürlich zahlen mußten!

So ein Modell kann wirklich scharf rechnen! Es gibt unter ihnen solche, die ein beträchtliches Einkommen haben, aber auch solche, die gerne für ein paar Franken dieselben Dienste leisten. Alle aber stimmen darin überein, daß sie aus den armen Malern so viel als möglich heraus zu schlagen und sich bei denselben einen ausgebreiteten Ruf zu verschaffen suchen.

Der Aufenthalt in Rom war eigentlich ein wenig langweilig, wenigstens lange nicht so amüsant, wie bei dem lustigen Maja in Neapel!

Man wird hier unbedingt fast stets in ernster Stimmung erhalten, weil gar so viele Geistliche und Pilger in den Straßen herumwandern und das Geläute der vielen Kirchen fast den ganzen Tag über ununterbrochen andauert.

Der römische Volkschlag ist ebenfalls eher abstoßend und kalt gegen den Fremden, als liebenswürdig zu nennen. Der unbegreifliche Stolz, welcher demselben inne wohnt, macht dasselbe noch unleidlicher. Man hört in Gesprächen nur zu häufig die Worte: „Ich bin ein Römer!“ welche außerdem noch stark betont werden.

Dieser Eigendünkel herrscht namentlich in den unteren Classen vor. Man sollte doch z. B. nicht glauben, daß hierorts das Andenken eines Schauspielers durch eine Gedenktafel gefeiert wird, welche an einem der Häuser inmitten einer sehr lebhaften Gegend befestigt ist. Auf derselben steht geschrieben: „Hier wohnte T a l m a, der größte Schauspieler seiner Zeit!“

Dieser Talma war wohl weniger seiner Kunst wegen berühmt, sondern zumeist wohl durch den Umstand, daß er dem Kaiser Napoleon I. Unterricht in der „M a j e s t ä t“ gab und hierauf ist der Römer noch heutigen Tages stolz!

Der junge, feurige Corse, welcher so schnelle Carrière in Frankreich gemacht hatte, daß er in kurzer Zeit vom einfachen armen Cadetten zum Kaiser von Frankreich avancirte, hatte wohl eine tüchtige militärische Schule durchgemacht, es fehlte

ihm aber jener Schliff, welcher an den Höfen Europas üblich war: Es fehlte ihm an feinen Umgangsformen, an vornehmen Manieren zc. und da er in Paris den Schauspieler Talma gesehen hatte, welcher sich namentlich in Rollen von Herrschern und Königen auszeichnete, so engagirte er denselben zu seiner eigenen Ausbildung. Der Schauspieler Talma mußte den großen Napoleon in der „Repräsentation der Majestät“ unterrichten. Er begleitete ihn auf allen Reisen, er saß fortwährend mit an seiner Tafel und der edle Corse ahnte seine Manieren, seine Redewendungen und sein ganzes Gebahren pünktlich nach, um seine große Rolle in der Weltgeschichte würdig durchführen zu können!

Bei einer Promenade, welche uns an der Basilika des heiligen Sebastian vorüber führte, kamen wir ganz zufällig zu einem Schauspiel, welches dem fremden Besucher Roms selten geboten wird.

Die Langeweile hatte uns eigentlich veranlaßt, über Land zu gehen, um einige Zeit hindurch frische Luft zu athmen und gelegentlich die hübschen, drallen Bauernmädels zu bewundern, welche im Gegensatz zu den ernstern Römerinnen voll ausgelassener Fröhlichkeit sind.

Statt dessen kamen wir aber in eine Atmosphäre, welche nach tausendjährigem Moder duftete, und welche ringsum in Todesnacht gehüllt war, nämlich: in die Kataomben Roms!

Eine kleine Anzahl Fremder hatte sich vor benannter Kirche eingefunden, um diesen unterirdischen Sehenswürdigkeiten Roms einen Besuch zu machen, und da wir weiter nichts zu versäumen hatten, schlossen wir uns den fremden Besuchern sofort an. Es macht viel mehr Muth, wenn man in größerer Gesellschaft in die Nacht des Todes hinabsteigt! Ein solcher gemeinschaftlicher Gang schließt auch die fremdesten Menschen sofort enger aneinander.

Unter der Führung einiger Klostermönche, welche brennende Wachskerzen in den Händen trugen, schritten wir zuerst in den dunklen Hintergrund der Kirche und kamen in eine Grüst, welche ringsum mit grünenden Todtenschädeln und Gebeinen verstorbenen Menschen ausgeschmückt war. Von hier führte eine abgenutzte, steinerne Stiege von mindestens 60 Stufen hinab in die grausige Tiefe. Jeder unserer Schritte hallte dumpf und unheimlich wieder, Niemand vermochte einen Laut von sich zu geben.

Unten angelangt, befanden wir uns in einem mächtigen, dunklen Gewölbe, in welchem sich das Auge erst langsam an die herrschende Finsterniß gewöhnen mußte, welche durch den Schein der beiden Kerzen nur spärlich erhellt wurde. Nach und nach erschienen die Umrisse des Gewölbes immer deutlicher und man konnte bemerken, daß sich von demselben aus lange, dunkle Gänge in das Innere der Erde hineinzogen.

Die Mönche schritten uns voran, während wir nachfolgenden scheue Blicke nach links und rechts in die Seitenkammern der Gänge warfen, in welchen die Leichen geborgen waren. Wir erstaunten über die schier endlos sich hinziehenden breiten Gänge, welche fast in schnurgrader Richtung unterhalb Roms nach allen Richtungen sich kreuzten. Man hörte hier unten aber nichts von dem Lärm und dem Rollen der Wagen in den belebten Straßen über uns. Hier unten athmete Alles Todesstille und Grabesruhe.

Die Mönche schlichen lautlos und fast unhörbar auf leichten Sandalen immer mehr ins Innere hinein, während wir Anderen nur noch mit den Fußspitzen austraten, um jedes laute Geräusch zu vermeiden.

Plötzlich betamen wir Alle aber einen fürchterlichen Schreck und blieben eine Zeit lang wie angewurzelt und gebannt stehen! Mein Hamburger Freund war nämlich über irgend eine Unebenheit des Fußbodens gestolpert und hatte dabei seinen Stoc

fallen lassen. Dies an und für sich geringfügige Geräusch machte aber hier unten ein solches Lärmen, daß es förmlich aus all den finstern, unheimlichen Grüften widerhallte, als wenn es sich in den vermoderten Särgen plötzlich regen möchte! Bei dem Schein der Kerzen konnten wir untereinander bemerken, wie alle unsere Gesichter mit Todesblässe bedeckt waren.

Die Katakomben rühren vielleicht schon aus der ersten Zeit der Erbauung Roms her. Der größte Theil der ewigen Stadt ist auf festen Sandsteinfelsen erbaut, welcher sich bis zu der Meeresküste hin erstreckt. Dieser Sandstein läßt sich unter der Erde, in seinem feuchten Zustand leicht schaben und in große Blöcke ausarbeiten, wogegen derselbe an der Luft ebenso schnell erhärtet. Aus diesem Grunde wurde der Sandstein zu Bauzwecken wie aus einem Bergwerke stückweise an's Tageslicht befördert, während unter der Erde die Schachstollen sich immer mehr und mehr zu langen unterirdischen Gängen, Kammern und Sälen erweiterten, zu deren Schutz die nöthigen Säulen und Pfeiler stehen gelassen wurden.

Zur Zeit der ersten Christenverfolgungen flüchteten sich die damaligen Anhänger der Lehre Jesu in diese unterirdischen Bergwerke, um hierorts, tief unter der Erde versteckt, ihre religiösen Andachten abzuhalten und die Leichen ihrer verstorbenen Mitglieder und ihrer Märtyrer zu verbergen, um dieselben gegen die damals herrschende, heidnische Sitte des Verbrennens zu sichern. Die alten Christen hielten sich an das biblische Wort: Aus Erde bist du genommen, zu Erde sollst du werden!

Da nun die Christenverfolgungen noch Jahrhunderte hindurch anhielten und die Bauhätigkeit immer größere Schachte in diese Sandsteinfelsen hineintrieb, so mehrte sich auch die Anzahl der Leichen, welche in einfachen Holzsärgen hier untergebracht und in die vielen Stollen und Seitenkammern auf einander geschichtet wurden.

Die Katakomben Roms sind ihrer ungeheueren Ausdehnung wegen berühmt. Außerdem sind dieselben in architektonischer Hinsicht bewunderungswürdig zu nennen, weil alle diese Säle, Kuppeln, Säulen und Gänge so geschickt ausgeführt sind, um die große Belastung zu tragen. Die immense Anzahl der aufeinander gestapelten Särge, deren viele schon halb vermodert sind, machen den Aufenthalt hier unten zu einem graulichen, unheimlichen! Unsere Führer vermehrten noch den Schauer der Umgebung, in welche sie mit ihren Mönchskutten und den brennenden Wachskerzen in Händen vollkommen hineinpaßten. Je weiter dieselben vordrangen, je mehr erschien es uns, als sollten wir niemals wieder das Licht der Sonne erblicken.

Nach beinahe halbstündiger, langsamer Wanderung gelangten wir endlich in einen großen Raum, fast wie ein Tempel anzuschauen. An einer Seite desselben war ein einfacher Altar aufgebaut, auf welchem das Bild des Gekreuzigten in rohem Sandstein gemeißelt stand.

Die beiden Mönche knieten vor demselben nieder und sprachen zusammen ein Gebet in lateinischer Sprache, dessen einzelne Worte aus allen Gängen und Wölbungen geisteslich wiederhallte. Darauf erklärten sie uns, daß hier an diesem Orte die religiösen Uebungen der alten Christen stattgefunden hätten und daß in der nächsten Umgebung die Gebeine der größten Märtyrer des Christenthums ruhen, gleichermaßen wie auf einem Ehrenplatz.

Dann machten uns die Mönche darauf aufmerksam, daß man durch vieles Nachforschen unter den hunderttausenden von Särgen an einigen besonderen Kreuzeszeichen, diejenigen herauserkenne, welche die Gebeine von Märtyrern enthielten, die ihr Leben im Kampf gegen den Unglauben eingebüßt hatten. Diese Gebeine werden mit ganz besonderer Sorgfalt behandelt und zumeist an die vielen Kirchen der weiten Welt versendet, in

welchen sie als Reliquien verehrt werden, nachdem sie in Rom heilig gesprochen wurden.

Die meisten der Särge, deren Inneres sichtbar war, enthielten nur noch einzelne Fragmente von Knochen des Beckens, der Füße oder Arme. Am besten waren stets die Zähne erhalten, welche aus der verfallenen, modrigen Masse unheimlich herausglänzten, was meinen Hamburger Freund ganz besonders interessirte. Er flüsterte mir heimlich ins Ohr, daß er mit Bestimmtheit versichern könnte: diese Zähne seien wirklich alle echt!

Der Rückweg aus diesen Todtengrüften wurde in kurzer Zeit zurückgelegt, da einem alten Aberglauben zufolge, derjenige aus der Gesellschaft zuerst sterben muß, welcher der Letzte aus der Gruft heraussteigt, und diese Fälle wirklich jedesmal eingetroffen sein sollen, so beeilt sich natürlich ein Jeder, daß er vor dem Anderen die Stiege erreicht, um früher an das Tageslicht zu kommen. Ich bin nun weder abergläubisch noch besonders furchtsam; dennoch steckt solcher Aberglaube an und man trachtet deshalb ebenfalls nur recht schnell nach oben zu kommen.

Die guten Mönche, welche diese thörichte Furcht der Menschen genau kennen, wissen dieselbe recht gut zu ihrem Vortheil zu verwerthen. Sie betreten deshalb zuerst die Staffeln der Stiege, weil Niemand ohne Beleuchtung hinauf gelangen könnte. Nun drängen sich alle Theilnehmer dicht um die beiden Mönche — Niemand will der Letzte sein. Bei dieser Gelegenheit wird gleichermaßen stillschweigend ein förmlicher Pact geschlossen, und mit milden Gaben für das Mönchskloster besiegelt. Jedermann beeilt sich den beiden Mönchen einige größere Geldstücke in die Hand zu drücken, wofür dieselben dann die Anordnung treffen, daß einer von ihnen voraught, während der Andere den hastig nach oben drängenden Zug der fremden Besucher beschließt. Der Hamburger und ich,

wir waren die *Geſten* vor dem unheimlichen Mönch in der braunen Kutte und dem eisgrauen Bart. Seit jenem Besuch in den Katakomben Roms sind nun schon einige Jahrzehnte vergangen und ich lebe noch. Ob aber mein guter Hamburger noch „in Zähnen macht“ oder überhaupt noch auf der Welt ist, weiß ich nicht, wünsche es aber von Herzen!

Jedesmal, wenn ich hier im schönen Wien eine Kirche besuche, werde ich unwillkürlich durch den Anblick der in den gläsernen Särgen zur Schau gestellten Gebeine von Heiligen an die Katakomben und an den Hamburger Freund erinnert. Der Zahnreisende steht plötzlich vor mir, nimmt sein Gebiß aus dem Mund und zwei Reihen blanker Zähne erglänzen aus der vermoderten Asche eines zerfallenen Sarges — so komisch mischt die Erinnerung die Gedanken durcheinander.

Wenn man nach fast zweistündigem Aufenthalt in dieser Grabesluft aus dem Reich des Todes in die warme, sonnige Luft der Lebendigen Welt aufsteigt, lernt man erst den Werth des Lebens doppelt schätzen. Die hübschen Köpfe der prominenten Römerinnen hier oben schauen doch freundlicher aus, als die grinsenden Todtenschädel da unten. Der Besuch eines solch unheimlichen Ortes ist eigentlich ein Unsinn! Man träumt mindestens vierzehn Nächte schlecht davon und schleppt die Erinnerung daran sein Lebtag mit sich herum. —

Das Gruselige ist überhaupt nicht meine Sache und wenn man noch dazu weder Künstler, Priester noch Pilger ist, fängt man schließlich an, sich in der ernstesten „ewigen“ Stadt gründlich zu langweilen, zumal nach dem Aufenthalt in dem wohnigen Neapel mit seinem Vesuv, seinem Pompeji und seinem unvergeßlichen *Maja*! Die römische Küche könnte viel von ihm lernen —

Mein Reisegefährte hatte deshalb vorgeschlagen, die Reise nach Norden per Dampfer zu machen und kurz entschlossen benutzten wir einen leichten *Corricolo*, welcher uns von unserem

Hotel an der Tiber stromabwärts der nahen Meeresküste zuführen sollte, um uns dort gelegentlich einzuschiffen.

Ganz auffallend waren unterwegs die ausgebreiteten Waldungen von Maulbeerbäumen, zwischen welchen große, kasernenartige Gebäude aufgeführt stehen und zwar zur *Cultiv* der *Seide*, wie uns ein freundlicher Campagnebewohner erklärte, der uns auch zur Besichtigung eines solchen Gebäudes einlud.

Es wird wohl nirgends so viel Seidenstoff getragen, wie in Rom, wo der päpstliche Hofstaat, die reichen Kirchenfürsten, die vielen Bischöfe und Priester und der ganze Kirchen schmuck von diesem kostbaren Stoff allein eine ungeheure Masse verbrauchen.

Die Seidenzucht wird hier auf römischem Boden nach *chinesischem* Muster betrieben. Es gehört zur Erziehung und Fortpflanzung der Seidenraupe recht viel Wärme, Sonnenschein und — *Maulbeerbaum*, weil dessen saftige Blätter die Nahrung für Schmetterling und Raupe hergeben. Ohne Maulbeerbaum keine Seide, ob in China oder anderswo!

Wir ließen unseren Wagen vor einem der größeren Gebäude halten, in welchem eine auffallende Ruhe und friedliche Stille herrscht. In dem weiten Lichthofe waren große Berge frisch gepflückter Maulbeerblätter aufgestapelt, deren erfrischender Duft alle Räume des vierstöckigen Hauses erfüllte.

Einige junge Mädchen aus der Campagne, deren freundliche, lachende Gesichter uns baldigst die ernstesten und strengsten Mienen der Römerinnen vergessen machten, wurden uns als die Wärterinnen der Raupen bezeichnet. Sie trugen auf ihren zierlichen Köpfen kleine Bündel frischer Maulbeerblätter die Stiegen hinauf und zwar mit unhörbaren Schritten, denn sie alle gingen barfuß. Die sehr kurzen und steifen Röckchen hausschen sich ringsum wie bei einer Ballettänzerin auf und lassen den graziösen Gang auf Schritt und Tritt freiweg bewundern.

Unser freundlicher Führer ermahnte uns, daß wir unsere Schritte so leise wie möglich machen und ebenso leise sprechen möchten, da die Seidenraupe bei größter Ruhe am besten gedeiht, daher jedes Geräusch im Hause und in der ganzen Umgebung vermieden wird.

Die große Ruhe in diesen weiten, luftigen Räumen, der erfrischende Duft der grünen Blätter und die ganze Lage des großen Gebäudes mitten in diesen stillen und weiten Maulbeerhainen verleihen dem Ganzen eine gewisse Weihe, als wandele man in dem Tempel einer Gottheit. Wir befinden uns an einer Stätte, welche der mächtigsten Göttin unseres Zeitalters, der Göttin „Industria“ geweiht ist!

In dem unteren hellen Parterre ziehen sich längs der Fensterreihen die mit grüner, feiner Gaze überzogenen, hohen und weiten Zuchtträume für die Fortpflanzung der Seidenraupe hin. Auf den grünen Zweigen vom Maulbeerbaum sieht man die vielen Tausende bunter, großer Schmetterlinge in träger Ruhe sitzen. Sie liegen dem Brutgeschäfte ob, nach welchem man auf den grünen Blättern nur einige weißliche Punkte bemerkt.

Diese so gezeichneten Blätter werden sorgfältig in Körben gesammelt und von den „leichtbeschwingten“ Mädchen in die Zuchtträume der oberen Etagen auf täglich frisch gestreute Blätter ausgebreitet.

Hier entwickeln sich nun die vielen Millionen Maden, welche anfänglich kaum mit den Augen wahrzunehmen sind, in kurzer Zeit aber bei täglich erneuerter frischer Nahrung zu colossalen, daumdicken Raupen heranwachsen, welche in lebendigem Durcheinander auf Nesten, Zweigen und Blättern herumkriechen und ungemein gefräßig sind. Man kann es deutlich beobachten, daß in Zeit von kaum fünf Minuten ein ganzes, großes Maulbeerblatt von einer einzigen Raupe verzehrt wird! Dabei läßt

die gefräßige Raupe aber die stärkeren Rippen fein säuberlich fichen und wendet sich sofort einem andern vollen Blatt zu.

Eines der allerliebsten Campagnamädchen, welches mit dem Vertheilen frischer Blätter beschäftigt war und unser großes Interesse für die Seidenzucht wahrnahm, erklärte uns mit freundlichen Worten, daß die Raupen förmlich schon immer auf die ihnen täglich zweimal aufgestreuten, frischen Blätter warten und über dieselben jedesmal wie heißhungerig herfallen, als hätten sie überhaupt nichts gefressen. Dann setzte sie mit ernsthafter Miene hinzu, daß jede Raupe tausend Blätter verzehrt, ehe sie sich zum Verpuppen anschickt.

Ob nun die Behauptung aus diesem jugendlichen, frischen Mäulchen auf Erfahrung beruht, ist kaum zu bezweifeln — wozu sollte uns das junge Mädchen anlügen? Ein solches Kind hat oft eine bessere Beobachtungsgabe für die Vorgänge in der Natur, als ein Professor mit den schärfsten Augengläsern. Das Mädel nahm eine der dicksten Raupen zwischen die Finger, schaute ihr unter den Bauch und meinte: In acht Tagen fängt die Abtheilung an „puppa zu spielen“. Trotz des vorangegangenen Ersuchens unseres Führers mußten wir über diesen naiven Ausdruck des frischen Mädchels in ein kaum zu unterdrückendes Lachen ausbrechen, in welches dasselbe fröhlich einstimnte.

Der Hamburger befolgte stets seine gewohnte Manier, erst kniff er dem Mädel in die Wange, dann aber fuhr er sofort in die Tasche und spendete ein reichliches Geldgeschenk, über dessen großen Werth das Kind vom Lande förmlich erschraf und erröthete.

Die nun vollständig ausgewachsene, eigentlich ekelhaft anzuschauende Seidenraupe verfällt nach mehreren Monaten in eine Todtenstarre, während welcher sich auch ihr früheres, buntes Aussehen in dunkles Grau verwandelt. Sie schrumpft immer mehr zusammen und beginnt sich einzuspinnen. Auf allen

Zweigen, in allen Ecken entwickeln sich die Cocons, welche von innen aus förmlich anschwellen.

Während dieser Periode muß in den betreffenden Räumen die größte Ruhe herrschen, „sonst erschrickt die puppa und zerreißt inwendig den Faden“, wie uns unsere kleine, freundlich dreinschauende Begleiterin erklärte.

Die vollkommen reifen Cocons wandern in die Seidenspinnereien, in welchen sie nach gehöriger Präparation abgehaspelt und zu wirklicher Seide versponnen werden.

Nach einem letzten Blick über diese interessanten, friedlichen Anlagen und in die schönen, großen Augen unserer jungen Campagneserin zogen wir wieder aus dem stillen Hain hinaus in die belebte Straße und bald hatten wir den Meeresstrand erreicht, welcher in italijschen Landen überall gleich wonnig und entzückend ist!

Der Römer liebt den Aufenthalt am Strand. Man findet hier eine große Anzahl Villen und Hotels und zahlreiche Badegäste. Es weht aber auch hier eine ganz andere, frischere Luft, wie in dem antiken Roma mit seinen ernsten, tragischen Frauen und Mädchen, auch sind die Strand- und Landbewohner viel freundlicher! Nachdem man mehrere Tage zwischen lauter Ruinen, ernst davein blickenden Menschen, Priestern, Mönchen, Nonnen und Pilgern herumgewandert ist, athmet man hier an den ewig wogenden, tief dunkelblauen Fluthen förmlich zu neuem Leben auf!

Der Dampfer steht bereit. Es ist ein Franzose mit dem stolzen Namen „L'Aigle“ (der Adler), welcher in seinem Fluge alle größeren Stationen längs der italienischen Küste berührt. Wir lösen unsere Billets bis Pisa und haben weder Paß noch Legitimation nöthig, was uns als Norddeutsche auf französischem Boden kurz nach dem berühmten Jahr 1870 höchst angenehm war.

Das muß man sagen: die französischen Capitäns und das ganze Schiffspersonal sind von ungemein liebenswürdiger Zuverlässigkeit. Alles ist bemüht, dem Passagier die Fahrt angenehm zu machen und da dieselbe immer längs der italienischen Küste geht, so ist von einer Seekrankheit nichts zu fürchten.

Der „Abler“ verdiente seinen Namen mit wirklichem Recht. Er flog nicht allein mit seiner vollen Dampfkraft dahin, sondern blähte auch noch seine weißen Schwingen auf, sobald der Wind nur einigermaßen zu benutzen war.

Im Fluge wurden die verschiedenen Stationen Civitavecchia, St. Stefano etc. erreicht, der Wechsel der Passagiere ging auf offener See vor sich, woselbst der „Abler“ von kleineren Dampfern erwartet wurde.

Im nächsten Morgengrauen tauchte die Insel Elba vor uns auf, berühmt durch den unfreiwilligen ersten Aufenthalt des Kaisers Napoleon I., welcher seinerzeit hier gefangen gesetzt war!

Mit neugierigen Blicken saugen wir beiden Deutschen die immer deutlicher werdenden Umrisse dieser weltbekannten Insel in uns auf — der „Abler“ hat zum Gruß einen weithin tönenden Kanonenschuß losgelassen, welcher von dem Fort der Insel erwidert wird. Die französischen Capitäns schauen in stummer Andacht hinüber nach dem fernen Eiland — ob sie sich wohl im Stillen das Wiederaufstehen eines ähnlichen Weltbezwinners wünschen, welcher das gedemüthigte Frankreich zu neuer Gloire verhelfen möchte?

Je mehr wir uns dieser historisch berühmten Insel mit ihren gewaltigen, himmelanstrebenden Gebirgsmassen und ihren pittoresken Schluchten und Abhängen näherten, je mehr stieg in meinem Freunde und Reisegefährten der Wunsch auf, derselben einen Besuch abzustatten und einen Blick in diejenigen Räume zu werfen, in welchen der ehemalige, allmächtige Beherrscher fast sämmtlicher europäischer Staaten als Gefangener

saß und nur der Rücksicht seiner Sieger zu danken hatte, daß man ihn auf dieser felsigen, aber anmuthigen Insel gleichermaßen zum Herrscher der gesammten 10.000 Inselbewohner und über ein Heer von circa 200 Mann Garden einsetzte.

Der Dampfer biegt um einen Felsenvorsprung, und plötzlich liegt in wunderbar glänzender Beleuchtung der Golf von P o r t o F e r r a j o und die kleine, anmuthige Hauptstadt Elbas vor unseren Blicken, deren liebliche Umgebung sich mit der größeren Annäherung unseres flinken „Adlers“ sich immer reizender gestaltet.

Wenn man auf einer so weiten Reise, einer solchen berühmten Stätte so nahe ist, wäre es wirklich unverzeihlich, einiger Franken wegen achtlos vorüber zu fahren?

Der „Adler“ legt sich seitlich an eine breite, steinerne Treppe, deren Stiegen vom etwas höher gelegenen Ufer hinab ins Wasser führen. Hier landete einstens Napoleon I. als Verbannter und hier schiffte er sich nach ehelichen Monaten nächstlicher Weise heimlich mit seiner Garde wieder ein, um seinen zweiten siegreichen Flug über Frankreich und das übrige Europa zu unternehmen.

Da unser bis P i j a gelöstes Billet einen Aufenthalt von acht Tagen in jeder beliebigen Station gestattete, gab ich der dringenden Einladung des Hamburger's zum Besuch der historisch berühmten Insel nach, und während der flinke „Adler“ seine Tour durch die salzigen Fluthen fortsetzte, stiegen wir Beide die breiten Steinstufen hinauf, wobei es uns erschien, als sollten wir einen durch die Weltgeschichte geweihten Boden betreten.

Jeder Bewohner der Insel E l b a, welche wegen ihrer großartigen Production an E i s e n schon von altersher berühmt ist, weshalb auch die Hasen- und Hauptstadt Porto Ferrajo, das ist: E i s e r n e r H a f e n bedeutet, kennt auch die weltgeschichtliche Bedeutung der Insel. Jedermann ist gern

bereit, den Fremden mit den Traditionen seines productiven Eilandes bekannt zu machen, auf welche er sich nicht wenig einbildet.

Ein sehr einfaches niederes Haus mit ungefähr 12 Wohnräumen war das Domicil des verbannten Kaisers, welcher kurz vorher noch Königreiche und Länder verschenkt hatte, als wären es Spielsachen von unbedeutendem Werth gewesen.

Einige Zimmer sind noch in demselben Zustand belassen worden, wie dieselben zu Lebzeiten des großen Imperators bestanden. An allen Wänden befinden sich Gemälde seiner berühmtesten Schlachten.

An diesem einfachen Tisch und in diesem hölzernen Lehnstuhl verbrachte der Kaiser seine Stunden, um seine Pläne für die Zukunft auszuarbeiten, welche auf die Wiedererlangung seiner Macht gerichtet waren. Er, der einstmals in dem Palast der Tuilleries in Paris als unumschränkter Herrscher schaltete, mußte sich mit diesen einfachen Räumen begnügen und in diesem verhältnißmäßig kleinen Garten bewegen, in welchem heute noch einige Kanonen stehen, deren Anblick ihn sicherlich mehr erfreute, als all' der üppige Blumenschmuck und das saftige Grün der waldigen Umgebung?

Mag man auch als Deutscher den Franzosen immerhin als Erbfeind betrachten, so kann man doch diesem großen Genie keineswegs die Bewunderung versagen!

Jeder Gegenstand in den verschiedenen Zimmern, welche Napoleon I. bewohnte, wird mit großer Sorgfalt an derselben Stelle belassen — so viel steht fest, daß jeder einigermaßen vermögende Bürger oder Börseaner heutigen Tages mit einer so einfachen Zimmerausstattung nicht zufrieden wäre.

Bekanntlich war ja der große Usurpator mit seiner Verbannung nicht zufrieden. An diesem einfachen Schreibtisch hatte er seinen Fluchtplan ausgearbeitet, man zeigt noch Karten,

Pläne und Papiere mit seiner Handschrift bedeckt, welche aus den letzten Stunden seines Aufenthaltes auf Elba herrühren.

In einer Februar-Nacht, in welcher die Gräfin Pauline Vorghese, seine treue Anhängerin einen Ball in diesen Räumen veranstaltete, hatte Napoleon seinen Fluchtplan ausgeführt. Auf einem Dutzend Schiffen waren seine getreuen Gardes eingeschifft, am 1. März 1815 stand er wieder auf französischem Boden, um nach kurzem Kriegsglück abermals in die Hände seiner Gegner zu fallen, welche ihn noch in demselben Jahre nach St. Helena schafften und für immer unschädlich machten.

Man hat nun allerdings auf der Insel Elba nicht viel gesehen, aber unstreitig hat jeder Besucher dieser interessanten Verbannungstätte das Gefühl, als wehe ihn aus all diesen Räumen der Hauch großartiger weltgeschichtlicher Ereignisse an und der Buchstabe „N“, welcher von Tapeten, Polstern und Sessellehnen vielfach in die Augen springt, mahnt uns immerfort an den Träger eines großen Namens, welcher nun und nimmer aus der Weltgeschichte verschwinden wird.

Nach einigen Stunden Aufenthalt konnten wir schon wieder einen Dampfer derselben Gesellschaft zur Fahrt nach Pisa, die Stadt der schiefen Thürme benutzen.

Auf den eleganten, französischen Dampfern steht fortwährend ein Büffet mit allerhand Leckereien, pikanten Speisen und vorzüglichen Weinen zur Verfügung der Passagiere bereit, damit jeder Reisende nach seinem Appetit zulangem kann.

Wir machten hiervon sogleich ausgiebigsten Gebrauch, denn in der kleinen Hafenstadt Elba's waren die vorhandenen Restaurants so wenig einladend, daß wir auf deren Besuch sehr gern verzichteten.

Auf dem Meere schmeckt Essen und Trinken vorzüglich, wenn das Schiff leicht hin und her gewiegt wird. Es war glücklicherweise so vorzügliches Wetter, daß man mit Sicherheit annehmen konnte, man habe nicht umsonst gegessen?

Wenn ich mich nicht in der angenehmen Gesellschaft des Hamburger's befunden hätte, wäre ich sicherlich schon auf dem kürzesten Wege ohne Aufenthalt der Heimat zu gefahren.

Der Gedanke an die Meinen drängte mich allerdings stets nach Norden, der Gedanke an Egypten und an mein verlassenes Heim heftete sich aber förmlich wie Blei an meine Sohlen.

Sobald ich ein vorüberziehendes Schiff dem Süden zusteuern sehe, möchte ich am liebsten gleich mitfahren, um mich in dem ersten besten Hafen zurück nach Egypten einzuschiffen, nach meinem verlassenen Heim zu schauen, ob Alles noch am Platz ist, ob nicht irgend ein türkisches Element dasselbe schon längst verschlungen hat, oder böse Menschen die Sachen verschleppt haben? Man martert sich ja oft selbst mit den schrecklichsten Vorstellungen — die U n g e w i ß h e i t spannt Leib und Seele auf die Folter — —

Und wiederum drängt es mich nach dem Norden, zu den Meinen, welche mich sehnsuchtsvoll erwarten.

Oh! könnte man sich in solcher Lage körperlich so in zwei Theile theilen, wie es das arme Gehirn geistig thun muß, welches seine Gedanken nach Hüben und Drüben zu gleicher Zeit hin und her schießen lassen und dabei noch die G e g e n w a r t ins Auge fassen muß?

In einem meiner letzten Briefe habe ich meinen egyptischen Freund in Ramle vertrauensvoll zur Disposition über mein ganzes Hab und Gut autorisirt und bin auch überzeugt, daß derselbe ehrlich handeln wird.

Es ist aber auch immerhin anzunehmen, daß der lebenslustige Herr mein Interesse, dem seinigen nicht unterordnen wird und da er selbst mit seinem „Harem“ allerlei Sorgen hat, wird er sich wohl um mein Haus weniger kümmern können? Der gute Mann hat es ja jetzt mit zwei Frauen zu thun, wie wir aus seinem letzten Schreiben wissen und diese beiden Damen werden ihm wohl nicht viel Zeit lassen,

sich um das Eigenthum eines Freundes zu kümmern, welcher Egypten schon längst den Rücken gekehrt hat?!

Ich erwartete deshalb mit großer Spannung einen Brief aus Egypten, welchen ich in Pisa postlagernd vorfinden sollte.

Diese Stadt, welche wir am anderen Mittag erreichten, lag einstmals dicht am Meer und war zu jener Zeit eine mächtige, belebte Seestadt.

Das Salzwasser ist aber weit von der Stadt zurückgetreten und seitdem hat diese einst glänzende Stadt viel verloren. Ihre weißen Marmorpaläste sind verlassen, auf den weißen Marmorstieffen der Plätze und Straßen tummeln sich heutigen Tages nur halb so viel Menschen als einige Jahrhunderte früher. Aus allen Fugen der Steinfließen wächst das Gras. Mit dem Zurücktreten des Meeres hat der Rückgang in der Entwicklung der Stadt gleichen Schritt gehalten.

Ueber alle die Häusermassen ragen prächtige Kuppeln und Kirchen hervor, aber geradezu auffallend erhebt sich in schräger Linie ein dicker Thurm und das ist der berühmte „schiefe Glockenthurm von Pisa“.

Wir beeilten uns dies Weltwunder sobald als möglich näher zu besichtigen und gelangten auch alsbald dicht vor dasselbe.

Jedermann, welcher die Höhe dieses colossalen, 175 Fuß hohen Thurmes mit den vielen Marmorsäulen und Galerien hinauf blickt, glaubt zuerst, daß eine Erdsenkung stattgefunden haben müsse, welche das einseitige Ueberhängen des Thurmes um 12 Fuß nach sich ziehen mußte?

Dies ist aber durchaus nicht der Fall!

Der Geschmack der damaligen Baukunst war unbegreiflicherweise auf das „Schiefe“ gerichtet. Fast jedes größere Gebäude, ja selbst der wunderbare schöne Dom von Pisa hat in seinen unteren Etagen mehrere ganz schiefe Erker und Säulenverzierungen, welche einen störenden Eindruck machen.

Der schiefe Glockenthurm, an dessen überhängender Seite Jedermann mit förmlicher Angst vorbei schreitet, weil man glaubt, daß derselbe jeden Moment einstürzen kann, was bei der enormen Höhe und Stärke des Thurmes einen ungeheuren Kracher geben müßte, bleibt ein wirkliches Räthsel der Baukunst.

Man wundert sich am meisten darüber, daß ein solches Gebäude aus Stein bei einer so schief aufsteigenden Höhe noch nicht auseinandergefallen ist? Die Vermuthung liegt daher nahe: daß in jeder Stagenhöhe kupferne oder eiserne Ringe ringsum eingemauert sind, welche dem ganzen Thurm den Halt geben? Zur Bestätigung dieser Annahme müßte man natürlich den Thurm abtragen, wozu aber bis jetzt noch keine Veranlassung gewesen ist, da derselbe sich in seinem ganzen Bauwerk noch äußerst solid präsentirt.

Die Fabel, welche sich gern an all dergleichen merkwürdige oder großartige Bauwerke anhängt, berichtet uns über die Entstehung dieses ganz absonderlich (geschmacklos) ausgeführten, schiefen Riesenbauwerkes folgendes:

Vor fast einem halben Jahrtausend schon wurde das stetige Zurückweichen des Meeres von den Bewohnern dieser belebten und reichen Seestadt mit Schrecken wahrgenommen, die Schiffe mußten immer weiter hinaus ihre Anker werfen, wodurch der sonst so gewaltige Handel selbstverständlich einen empfindlichen Rückschlag erlitt. Jeder Einwohner der reichen Stadt sah dem gänzlichen Ruin derselben entgegen, mit jedem Morgen wurde das immer erneuert constatirte Zurücktreten des Salzwassers bejammert und beweint, jedoch leider ganz fruchtlos: das Meer eilte förmlich zusehends von den Mauern Pijas zurück und machte endlich aus dieser belebten Hafenstadt eine gewöhnliche Landstadt, an einem nicht zu bedeutenden Fluß gelegen.

Zu dieser trostlosen Zeit nun hatte man in der bis dato noch reichen Seestadt den Bau eines prächtigen Glockenthurmes beschlossen, und wie schon das alte Italien stets an prächtigen Bauwerken allen anderen Ländern ein Muster war, so sollte durch diesen neuen Bau etwas ganz Großartiges geschaffen werden: eine Sehenswürdigkeit, ein Wahrzeichen der reichen Handelsstadt!

Mit dem Zurücktreten des Salzwassers war aber den guten Pisanern der Muth zur Ausführung dieses kaum begonnenen Prachtbaues vollständig gesunken. Die Stadt verödete immer mehr, der Handel nahm stetig ab, Alles ließ die Köpfe hängen.

Da geschah es, daß einer der Baumeister des projectirten Glockenthurmes einen sonderbaren Vorschlag machte, indem er den verzweifelnden Rathsherrn der Stadt zurief: „Da die Natur durch das stete Zurückweichen des Meeres ihren eigenen Gesetzen Hohn zu sprechen scheint, so wollen auch wir die Gesetze derselben verlassen. Ich werde Euch einen Thurm bauen, welcher ein Wunder der Baukunst genannt werden wird und welcher für alle Zeiten seine Anziehungskraft auf die Menschen ausüben und in dieser Weise unsere arme, verwaiste Stadt wenigstens in etwas beleben und entschädigen soll!“

Darauf hin baute er diesen colossalen, schiefen Thurm, welcher nun allerdings eine Navität genannt werden kann, aber keineswegs zu den schönen, gefälligen Bauwerken zu zählen ist. Man kann denselben nur mit einem ängstlichen Gefühl betrachten, man wartet förmlich auf seinen Einsturz, trotzdem der Thurm schon mehrere Jahrhunderte steht. Der Baumeister hat mit diesem schiefen Bau ein wirkliches Weltwunder geschaffen, wie es der heutige „Eiffel“ für sein Paris gethan hat. Und beide Baumeister haben ihr Ziel erreicht: sie haben Magneten erzeugt, welche ihre Anziehungskraft auf den Fremdenbesuch stets bewähren werden.

Wer möchte nach Pisa gehen, wenn es keinen schiefen Thurm hätte? Dieses merkwürdige Bauwerk allein hat den Namen dieser sonst sehr stillen Stadt in alle Welt verbreitet!

Auf der Post fand ich richtig einen Brief aus Egypten, aus Kamle, vor, und in demselben eingeschlossen ein Schreiben von meinem Freund William — ah, das ist etwas Seltenes!

Der Hamburger ist seinem Geschäft nachgegangen, ich kann also die Briefe mit Muße lesen.

Welchen Brief soll ich zuerst lesen? Beide sind sehr inhaltsreich und interessant für mich. Die Nachrichten über Haus und Hof gehen aber doch vor Alles!

„Mein lieber Freund!“ so schrieb mir diesmal mein freundlicher Correspondent, „ich muß Ihnen zuerst mittheilen, daß ich einige Angebote für Ihr Haus ausgeschlagen habe, weil dieselben viel zu niedrig waren. Hier heißt es also ruhig abwarten, bis der richtige Käufer kommt. Die Zeiten haben sich merkwürdigerweise seit Ihrer Abreise leider zum Schlechteren geändert. An jedem Tag wird ein Rückgang im Preis der Baumwolle constatirt, und Sie wissen, was das für Egypten bedeutet!

„Ich habe Ihnen früher schon mitgetheilt, daß Ihr ehemaliger Chef, der freundliche Besitzer von Benna-Abussir, einige Verluste erlitten hatte. Leider hat sich diese Thatsache bestätigt und leider ist sein Credit hierdurch bedeutend erschüttert worden! Man munkelt davon, daß seine Ansiedlung in die Hände eines griechischen Consortiums übergehen soll?! Es steht fest, daß die edlen Griechen wiederum ihre Hände bei dem Ruin dieses Ehrenmannes im Spiel haben. Hoffen wir, daß er sich recht bald aus ihren Klauen befreien wird!

Inliegend erhalten Sie einen Brief von unserem Freund William, welcher gegenwärtig mein Gast ist. Nun bin ich wenigstens nicht mehr allein unter meinen beiden Donna's,

von welchen keine das Haus räumen will. Seit William's Anwesenheit sind dieselben aber auch wie umgewandelt und verkehren sogar miteinander in scheinbar freundschaftlicher Weise. William hat etwas an sich, was die Frauen fesselt. Sie sind wie toll nach ihm — ich selbst komme mir vor, als wäre ich im eigenen Hause in den Hintergrund gedrängt? Und doch kann er keine Einzige finden, die seine inneren Gefühle wahrhaft theilen würde — Keine! Er wird Ihnen Alles selbst mittheilen.“

„Sie haben mich ersucht, meinen nächsten Brief in Ihre Vaterstadt zu senden? Wohlau! Wenn ich bis dahin noch lebe, soll es geschehen. Ich bin aber seit einiger Zeit kränklich, die Hitze ist aber auch geradezu cannibalisch! Ich glaube, daß sich dieselbe von Jahr zu Jahr steigert? Aufrichtig gesagt beneide ich Sie, weil Sie schon in gemäßigterer Zone wandeln. Wir armen Egypter finden aber selbst hier in Ramle keine Kühlung mehr — der ganze Sandboden strahlt des Nachts wieder die Wärme zurück, welche er den Tag über in sich aufgesaugt hat.“

„Meine einzige Erholung ist die tägliche Fahrt ins Meer hinaus, auf den Krabbenfang, wohin mich unser William stets begleitet. Er ißt diese delicatesen Schalthiere mit großem Appetit und da auch unsere beiden Donnas an der gemeinschaftlichen Tafel theilnehmen, so können wir nicht genug einfangen.“

„Ich muß schließen, sonst nehme ich unserm William die anderen Neuigkeiten vorweg und er hätte Ihnen dann nichts mehr mitzulheilen.“

Mit Gruß! Ihr N.“

Dieser Brief brachte mir allerdings wenig Tröstliches über mein Eigenthum, die Entfernung von demselben wird immer größer, der günstige Verkauf desselben stets ungewisser!

Hätte ich mich doch niemals in diesem Lande angebaut!

Hier hilft aber kein Vorwurf und kein Bedauern — lesen wir den Brief unseres William, vielleicht bringt dieser

bessere Nachrichten? Seine hübsche, runderliche Handschrift lacht mich so freundlich an — wollte Gott, daß es ihm gut geht?!

„Gehrter, lieber Freund!“ schrieb William. „Seit Ihrer Abreise von hier ist es mir, als habe man ein Stück meines Herzens mit nach Europa genommen. Ich sage es ganz offen, daß ich mich doch immer im Kreise Ihrer lieben Familie am wohlsten fühlte — nun ist Alles übers weite Meer davon gezogen!“

„Seit einer vollen Woche befinde ich mich schon in der Villa unseres Freundes in Ramle. Hier vergeht die Zeit unter lauter Scherzen und Kosen, Essen und Trinken und der Villenbesitzer behauptet, daß seine Damen erst recht munter geworden seien, seitdem meine bescheidene Person zum Besuch gekommen ist?“

„Ich habe allerdings hier eine ganz besondere Ausnahmestellung, welche viel Vorsicht und Rücksicht erfordert, denn während Signora „Elegie“ (wie Sie dieselbe immer zu nennen beliebten) mir irgend ein schönes Gedicht in der dunklen Laube vortragen will, kommt auch schon die viel lustiger angelegte Signora Lucia, um mit Kaffee oder Cigarren aufzuwarten und so sitze ich oft zwischen diesen beiden Damen stundenlang eingekleilt, weil keine der andern weichen will!“

„Ich bin nun keineswegs derjenige, welcher das schöne Geschlecht flieht oder sich von demselben einschüchtern läßt. Und da Sie selbst wissen, daß man hier in Egypten nicht so vorschnell den Stab über die Tugend dieser Frauen bricht und überhaupt keiner Einzigen der wilden Ehegattinnen den „Apfel des Paris“ in den Schoß werfen könnte, so lasse ich mir die besonderen Aufmerksamkeiten beider Damen ganz ruhig gefallen. Ich habe mir vorgenommen noch acht Tage hier zu bleiben, obgleich mein liebenswürdiger Gastfreund durchaus darauf besteht: ich müsse stets in seiner Gesellschaft bleiben, wenigstens so lange, bis sich eine seiner Damen entschließt, sein Haus

freiwillig zu verlassen. Der gute Herr ist selber im Zweifel darüber, welcher er den Vorzug geben soll? Er ist in dieser Beziehung gar nicht wählerisch: er will nur Ruhe haben und gut verdauen können.“

„Als Sie mir damals die entsetzliche Mittheilung von dem Schicksal der armen Lisetta machten und darauf nach Namle fuhren, begab ich mich in das Hotel, in welches sie die verlassene Sängerin geführt hatten. Ich fand dieselbe in förmlicher Verzweiflung vor. Sie gerieth über meinen Besuch in noch größere Aufregung, dann brach sie plötzlich zusammen, ich und die bedienende Italienerin mußten sie sofort ins Bett legen. Beim Abräumen desselben fand ich ein Notenblatt: Ach, wenn du wärst mein Eigen — —“

„Glücklicherweise erholte sich Lisetta recht bald und auf meine eindringliche Bitte durfte ich sie am zweiten Tage nach Cairo begleiten, wo sie im Hause ihrer Schwester eine liebevolle Aufnahme fand.“

„Bei dieser Gelegenheit habe ich Signora Marietta wieder gesehen und gesprochen. Sie lebt in einem sehr noblen Hause welches sie mit ihrer prachtvollen Erscheinung auch vorzüglich zu repräsentiren versteht, aber sie ist auch nicht verheiratet! Ihr reicher Verehrer, der Armenier, hat sie sicher sehr gern, vertödtet sie aber mit der Heirat von Tag zu Tag und so wird es wohl mit dem Verhältniß bleiben, wie es mit so vielen anderen hierorts der Fall ist. Marietta sagte mir aber im Vertrauen, daß ihre armen Eltern reichliche Unterstützungen von ihrem vermeintlichen Verehrer erhielten und daß sie demselben deshalb zu Dank verpflichtet sei, weshalb sie auch nicht zu energisch auf die Ehe dringen wolle —“

„Signora Marietta hat auf Wunsch des reichen Armeniers die Oper verlassen, wozegen ihre Schwester Lisetta ihre Gesangspartien wieder aufgenommen hat, nachdem sie vorzeitig Mutter geworden war, wie Ihnen ja schon mitgetheilt wurde? Das

Kind war durchaus nicht lebensfähig und ist auch bald darauf gestorben.“

„Bisetta lebt nummehr bei ihrer Schwester im glänzenden Haus, umworben, umschmeichelt und umringt von lauter Geldproben — sie wird sicher eines Tages die Hausgenossin irgend eines reichen Nabobs werden?“

„Ich hatte einst eine unsagbare Liebe für sie im Herzen — heute aber ist es mir, als sei in demselben nur eine kleine Wunde zurückgeblieben, welche zeitweise schmerzt. Am meisten aber macht sich dieser Schmerz bemerkbar, wenn ich Bisetta's herrliche Stimme in der Oper höre, dann ist mir, als sei mein ganzes Herz eine einzige, vom Schmerz durchwühlte Wunde!“

„Da Sie nun, verehrter Freund, unsern heimathlichen Gefilden immer näher kommen, so bitte ich Sie inständigst mein Elternhaus aufzusuchen und dort Fühlung zu nehmen, ob man daselbst dem „verlorenen Sohn“ wohl wieder eine Heimstätte bereiten würde? Mich ergreift jetzt häufiger denn je ein wilder Seelenschmerz, er zehrt mir an Mark und Bein, ich fühle es deutlich. Sie haben es immer aufrichtig mit mir gemeint, und sie haben mich auch verstanden. Niemanden in ganz Egypten habe ich die Adresse meines Vaters anvertraut: Sie allein kennen dieselbe.“

„Ich reise in Gedanken mit Ihnen, ich betrete mit Ihnen die Schwelle meines Vaterhauses — ach — ich möchte mich zu Füßen meiner theuern Eltern stürzen und inständigst um Verzeihung flehen — —“

Ihr unglücklicher William.“

Dieser Brief war nun noch weniger geeignet meine schon gedrückte Stimmung zu erheitern. Ich sitze hier fast ganz allein vor einem Café des weiten, menschenleeren Hauptplatzes der öden Stadt. Der schiefe Thurmcoloss schaut zu mir herüber wie ein höhnisches, bekräftigendes Wahrzeichen des aus den Fugen gegangenen, gesunden Menschenverstandes! Da weit ab im

fernen Egypten steht ein verlassenes Haus, in seinen verödeten Zimmern lagert sich der dicke Staub ab — Niemand kümmert sich darum.

An der sonnendurchglühten Küste des mittelländischen Meeres, dort bei den „Bädern der Kleopatra“ irrt ein armer, lieber junger Mann mit zerrissenem Herzen umher. Er bereut die rasche Jugendthat, welche ihn im Leichtsinne aus dem Vaterhaus in die weite Welt trieb. Nun schaut er auf mich, wie auf einen Retter aus langgeföhelter Seelenqual!

Alles dies stürmt auf mich herein, es ist zum Verzweifeln — Gott sei Dank, der Hamburger kommt soeben um die Straßenecke; ich habe wieder einen Menschen um mich, ich bin nicht mehr allein mit all' den trüben Gedanken!

Der Hamburger war ein echter Geschäftsmann durch und durch. Von Sentimentalität und dergleichen jeelischen Umwandlungen kannte er keine Spur. Er sah mir auch sofort an, daß ich mich in einer ganz kläglichen Stimmung befand und nachdem ich ihm flüchtig den Inhalt der Briefe mitgetheilt hatte, meinte er:

„Kommen Sie nur schnell heraus aus dieser verzweifeltsten Stadt, in welcher ich diesmal auch nur ein kaum nennenswerthes Geschäft gemacht habe. Eilen wir auf den Bahnhof, sonst ergreift mich auch noch die Melancholie, die sonst nicht meine Sache ist! In einer Stunde geht der Zug nach Verona, da ist es in jeder einzelnen Straße lebhafter, wie hier in der ganzen Stadt zusammen! Man sieht ja nicht einmal ein einziges hübsches Gesicht und in Ermanglung von Fuhrwerk müssen wir schließlich noch zu Fuß nach dem Bahnhof gehen, ein Glück, daß derselbe ganz nahe liegt!

Unter den wenigen Passagieren, welche wir in unserem Wagon vorfanden, befand sich eine ältere Signora mit einem reizenden Töchterchen.

Kaum war der Zug aus dem Bahnhof hinausgerollt, so umzog sich der Himmel mit schwarzen Wolken, grelle Blitze

erhellten von Zeit zu Zeit das Innere des Waggons und es ergoß sich ein so fürchterlicher Plazregen, als wenn alle Schleusen des Himmels auf einmal geöffnet worden wären. Der Regen prasselte in Strömen auf das flache Dach des Waggons nieder, als wollte er dasselbe durchschlagen.

Die beiden Damen hatten sich in ihrer Furcht vor den grellen Blitzen so dicht an uns geschmiegt, daß uns ordentlich warm wurde. Der Hamburger Reisegefährte hatte das junge Mädchen als vis-à-vis. Dieses lag mit geschlossenen Augen und vorgehaltenen Händen in seinem Schooß und um seinen Schützling noch sicherer zu machen, hatte er seinen feinen Reiseplaid über denselben gebreitet.

Für mich war ein solches Gewitter ganz etwas Neues! Zehn Jahre lang hatte ich dieses elementaren Ereignisses entbehren müssen, nun hatte ich es in seiner ganzen Gewalt vor mir!

Nach kaum einer halben Stunde strahlte der Himmel schon wieder im herrlichsten Blau.

Das Gewitter hatte aber einen Gebirgsbach zu einem Strom angeschwellt und dieser hatte in seinem wirbelnden Laufe eine kleine Eisenbahnbrücke weggerissen, weshalb der Zug halten und sämtliche Passagiere aussteigen mußten, mitten in einer wildromantischen Gebirgslandschaft, deren Felsen, Bäume und Sträucher noch von dem himmlischen Naß erglänzten.

Da die kleine Brücke total weggeschwemmt war und die Schienen gleichsam in der Luft hingen, so konnte der Zug diese gefährliche Stelle unmöglich passiren, weshalb ein anderer Train telegraphisch requirirt war, welcher endlich, nach vielem Warten auf der anderen Seite des Baches eintraf.

Jetzt hieß es in geschickter Weisen den Bach zu überhüpfen, aus dessen Wasser eine Anzahl Steine herausragten, welche man als Steg benützen mußte. Die Eisenbahnverwaltung

hätte wohl einige Pfosten und Bretter mitschicken können, man hatte aber wahrscheinlich darauf vergessen?

Wir Männer waren bald auf die andere Seite gelangt, von den Damen wagte es aber keine einzige, von Stein zu Stein über das dazwischen hinrauschende und gurgelnde Wasser zu springen. Hier mußte also die Galanterie nachhelfen. Einige Italiener hatten schon ihre Damen am Buckel hinüber getragen.

Nun ging es, wie bei der Aufforderung zum Tanz: Jedermann beeilte sich, einer Dame seine höfliche Verbeugung zu machen und seinen Rücken zum Ritt über den schäumenden Wildbach anzubieten, wobei natürlicher Weise die jungen und hübschen Damen zuerst aufgefordert wurden, wie es auch auf einem Ball geschieht. Ich selbst nahm als moderner Christophorus eine reizende, mollerte Campagnerin huckepack auf den Rücken — noch heute jucken mir die Hände von der süßen Last! Sie hatte ihre vollen Arme fest um meinen Hals geschlungen, meinewegen konnte es eine Meile so weitergehen, über sieben Bäche hinweg! Merkwürdig: man wird gar nicht müde und die Arme wollen auch nicht loslassen!

„Grazie tanto!“ lispelt die hübsche Campagnerin mit süßer Stimme, als ich sie sanft auf den Boden gleiten ließ: „Ach bitte, bitte, meine Mama ist auch noch drüben!“ setzt sie hinzu, die Galanterie mußte also fortgesetzt werden. Da die gute Madame aber ein colossales Gewicht hatte, so gaben wir zwei Mann uns die Hände und ließen die fette Alte darauf sitzen. Sie lächelte auch und schlang ebenfalls ihre Arme um unsere Nacken, aber diese Last kam uns keineswegs süß vor. Wenn wir mitten im Bach die Hände loslassen, nimmt sie ein frisches Sitzbad. Die hübsche Tochter schaut aber gar so ängstlich und besorgt herüber, also wollen wir die Alte lieber ins Trockene setzen. „Grazie tanto!“ schnarrt sie ebenfalls und macht uns ein ganz einseitiges Compliment und schlüpft dann

schnell mit ihrer hübschen Tochter davon ins — Damencoups
Das war der Dank!

Die italienische Landschaft, welche wir nun durchfahren, wechselt in unbeschreiblicher Schönheit in Berg und Thal, Wald und Flur. Ich will aber den geehrten Leser mit der Schilderung derselben aus meiner Feder verschonen, weil ich nicht das Zeug dazu habe und zu langweilen fürchte.

Man nehme den hellsten Sonnenschein, den blauesten Himmel, die wonnigsten Thäler und die goldblinkendsten Berggipfel, ferner denke man sich das ganze von Blüthenduft und Zephyrluft umweht und man hat dennoch nur einen ganz schwachen Begriff von der Wirklichkeit einer italienischen Landschaft in der herrlichen Provinz Toscana!

XXXIII.

Verona bis Wien.

Tag und Nacht arbeitete der rastlose Schnellzug dem Norden zu, es ist anfangs September und man bemerkt, daß die Nächte oft recht kühl sind.

Wie wohl thut diese Luft! Ganz anders, als die ewige, egyptische Hitze mit dem erdrückenden Staub, den lästigen Fliegen und Mosquitos, welche Tag und Nacht keine Ruhe geben. Hier weht frische Luft, welche Herz und Nieren stärkt und keine Augen- und Leberkrankheiten erzeugt!

Früh Morgens ruft der Schaffner die Station auf: *Mantua*, das vielbesungene, liegt mit seinen weit ausgedehnten Festungswerken in der Morgensonne vor uns. Wer wird angesichts dieser Stadt nicht an den „treuen Hofen“

erinnert, welcher seine Liebe zum Vaterlande mit dem Tode bezahlte?

In den finsternen Festungswällen sind die Schüsse längst verhallt, welche das Leben des tiroler Helden gewaltsam endigten. Im Liede aber lebt sein Andenken weiter fort, von Generation zu Generation: die *Treue* und der persönliche *Muth* finden immer ihren Widerhall und ihre Anerkennung in deutschen Gauen und deutschen Herzen. Der gewaltige französische Machthaber hat seiner Glorie durch das Erschießen dieses tiroler Helden, sowie mehrerer anderer deutschen Männer bedeutend geschadet! Sein Lorbeer ist mit unschuldig vergossenem Blut bejudelt!

Immer weiter rollt der Zug quer durch die Lombardei und wir gelangen Nachmittags nach *Verona*, einer alten lieben Heimstätte, wo ich vor fünfzehn Jahren gearbeitet und nebenbei recht viel Italienisch gelernt habe, weil diese melodische Sprache hierorts wunderbar hübsch ausgesprochen wird, namentlich aus — schönem Munde.

Damals war Verona noch in österreichischem Besitz, wie überhaupt die ganze Lombardei. Vater *Nadežky* war der angebetete Oberbefehlshaber dieser ausgedehnten, reichen Landschaft und seine schmucken Soldaten bevölkerten die sonnigen Straßen und Plätze der hübschen Stadt.

Leider aber erfreute sich das österreichische Regiment nicht der Sympathien des italienischen Volkes, welches lieber mit dem sardinischen Königshaus liebäugelte, trotzdem Vater *Nadežky* Alles aufbot, um das Volk durch Milde und Freundlichkeit an sich zu fesseln.

An jedem Abend concertirten die vorzüglichen Regimentscapellen durch mehrere Stunden auf den Hauptplätzen Verona's und trugen die besten Tondichtungen der modernen Musik gratis vor, um das promenirende Volk zu erfreuen.

Die Italiener, welche doch sonst für Musik sehr empfänglich sind, umstanden mit finsternen Gesichtern in Gruppen die Militärcapellen und zeigten so recht deutlich in Mienen und Geberden ihre große Verachtung für Alles, was deutsch war!

Des Abends durfte kein österreichischer Soldat wagen, allein durch die ziemlich finsternen Gassen Verona's zu gehen. Er wurde von lockeren Dirnen verführt und verschleppt und von deren Zuhältern ohne Gnade erdolcht, denn jeder echte Italiener aus der niederen Volkscasse trug ein Stilet bei sich und machte seinem Hasse gegen alles Deutsche in dieser Weise Luft.

Es wurde darauf hin der Befehl ertheilt: daß die Soldaten des Abends nur bis 9 Uhr Ausgang hatten, und zwar durften dieselben nur immer mindestens zu Dreien durch die Gassen gehen.

Zur damaligen Zeit kam ich auf meiner Wanderschaft nach Verona, wo ich in der großen und lichten Bahnhofswerkstätte sogleich Beschäftigung fand. Trotzdem das deutsche Regiment in keiner Achtung stand, konnte man doch den deutschen Arbeiter nicht entbehren, weil er dem Italiener in vieler Hinsicht „über“ war. In der Erzeugung von Salami stehen wir ihnen allerdings nach.

Ich verdiente hübsch Geld und bekam alle Wochen eine ganze Reihe „Schwanzka“ (Zwanziger) ausbezahlt. Mein Quartier lag mitten in der Stadt. Ich wohnte bei einer echten Veroneser Familie, da muß man bald italienisch lernen, man ist ja förmlich gezwungen dazu!?

Da ich nun von der Mutter Natur die Gabe besitze, ziemlich erträglich auf der Guitarre zu klimpern und dazu im Tenor zu singen, und da ich mir einige der beliebtesten Opern-melodien in italienischer Sprache des Studiums wegen eingelernt hatte, so entwickelte sich bald ein freundschaftliches

Verhältniß zwischen meinen Nachbarn und mir in der ganzen Gasse, denn Jedermann wußte, daß ich nach Feierabend sicher bei offenem Fenster „Etwas zum Besten“ gab, namentlich wußte es aber die junge, hübsche „sarta“ da drüben am Eck, welche stets in der offenen Ladenthür des Geschäftes ihrer Mutter saß und die feinsten Taillen, Röckchen und Umhänge „für Damen“ nähte. Für „sie“ wurden ja auch die meisten Lieder gesungen und der richtige Schmelz in die Töne gelegt.

Meine nähere Bekanntschaft mit der hübschen Schneiderin hatte ich dadurch gemacht, daß ich eines Tages den Muth faßte, vor das fleißige Mädchen hinzutreten und in schön gesetzter, italienischer Sprache ein — halbes Duzend Taschentücher zu begehren, wobei mir das ganze Blut ins Gesicht schoß, denn mit 21 Jahren kann man noch erröthen (obgleich gar kein Grund dazu vorhanden war).

Die hübsche Schneiderin überreichte mir meinen Einkauf und fragte dann, „ob man wohl heute Abend wieder etwas hören würde?“

Ich that natürlich ganz erstaunt, daß sie mein „bissel“ Gesang gehört habe? Dabei standen meine Fenster weit offen und es war kaum fünfzehn Schritt hinüber bis zum Eck! Solche Verstellung!

Nun stand ich an jedem Abend erst eine Weile bei „ihr“ in der Ladenthür, während sie emsig nähte und dabei auf ihre Arbeit schauen mußte und so lernte ich immer besser Italienisch. Man sagt ja, daß die Liebe die beste Lehrmeisterin sei. Ich hatte es aber auch schon bis zum Dichten in dieser schönen Sprache gebracht.

Mein erstes Gedicht galt natürlich der hübschen Schneiderin und wurde ihr zum Namenstag auf schönem Glanzpapier mit zierlichem Bouquet per Post übersandt. Bald darauf passirte ich den Baden und that dabei so unschuldig, als wüßte ich von gar nichts. Ich war aber natürlich bemerkt worden, denn da

stand schon die hübsche „sarta“ in der Thür mit dem Bouquet in der Hand und rief mir auf meinen Gruß ein freudiges „buon giorno, grazie, grazie tanto!“ zu, worüber der Jüngling heftig erröthete und wodurch selbstverständlich Alles ver-rathen war.

Amore, cuore, furore, dolore, odore, colore — wer sollte da nicht sechs Zeilen zusammenbringen können, welche sich reimen? Besonders, da die hübsche Schneiderin Lenore hieß und noch dazu, wenn man jung ist und helles Feuer im Herzen lodert?!

Das waren glückliche Zeiten!

In Verona wurde dazumal schon neunstündig gearbeitet, der großen Hitze wegen, welche immer noch im September herrschte.

Zwei Stunden lang dauerte die Mittagspause. Während dieser Zeit trieb man sich in den benachbarten Weingärten umher, in welchen die mächtigen blauen Weinbeeren abgeschnitten und in zweirädrige Karren verladen wurden, um in die Weinpressen transportirt zu werden.

Während die hübschen drallen Landmädels die Trauben in Körben zutragen und in den Zweiradlasten schütteten, wurden diese sogleich zerstampft. Der Fuhrmann stand nämlich als halber Adam mit nackten Füßen in seinem Wagen und zertrat die Beeren, so daß der dicke, rothe Saft hinten aus einer Rinne heraus in ein angehängtes, großes Schaffel lief. In solcher Weise konnte er mehr verladen.

Diese Art natürlicher Presse war nun zwar höchst unappetitlich; wie mir aber die Weinbauern erzählten, wird in der ganzen Lombardei so verfahren und „schließlich stößt der Wein im Keller während der Gährung alles Unreine wieder aus!“

Man kann sich denken, daß der Wein ungemein billig war, sonst hätte man ihm gewiß eine sorgfältigere Behandlung angedeihen lassen. Für einige Solbi bekam man einen hübsch

großen Steinfrug (bozza) voll dunklen Nebensaftes, welcher nicht einmal gepantscht war! Dazu aß man ein mächtiges Stück Polenta, welches in eine Sauce von Paradeisäpfeln gelaucht wurde und man hatte herrlich „diniert“.

Nun legte man sich nach italienischer Manier in das kühle hohe Gras unter den Schatten irgend eines Mandelbaums und betrachtete die am blauen Himmel dahinziehenden Wolken und die fernem, glänzendweißen Bergspitzen der hohen Gebirgskette im Norden, welche Italien von Deutschland trennt.

Einmal lag ich auch so auf dem Bauche neben meinem italienischen Kameraden, indem wir im Faulenzen den südlichen Neapolitanern nur wenig nachgaben. Wir machten Studien über Blumen und Gräser des weichen Teppichs unter uns und lauschten auf den Gesang eines winzigen, kaum daumengroßen Vögelchens, welches dicht vor uns fröhlich von Halm zu Halm sprang und aus seiner kleinen Brust die hellsten Töne in die Luft zwitscherte.

Der kleine goldschimmernde Zaunkönig umhüpfte fortwährend ein im Grase liegendes kleines, buntgestreiftes Erdklumpchen, welches wohl seine Neugierde erregt haben mußte und sprang endlich ganz nahe um dasselbe herum.

Plötzlich bekam dies graue Erdklumpchen aber Leben, machte einen Sprung durch die Luft und hatte im Umsehen mit unzähligen, langen Armen das Vögelchen umkrallt, welches nun jämmerlich piepste, aber sehr bald ganz still war; eine mächtige, kinderfaustgroße Spinne war es, welche ihre Beute so langsam hatte näher kommen lassen und nun das arme Vögelchen unter ihrem dicken, haarigen Leib barg und mit ihren langen, zangenartigen Fühlern bearbeitete. Ein widriger Anblick, dieser grün und grau gesprenkelte Spinnenleib mit seinen vielgelenkigen, haarigen Füßen, Fühlern, Krallen und Freßzangen!

Ob die Natur dieser schenßlichen Creatur vielleicht auf den Rücken so bezaubernde Farben gezeichnet hat, welche die Vögel anlocken? Oder ob dieselbe auch so eine Art Basiliskenblick besitzt, welcher den gefiederten Sängern fesselt und immer näher heranzieht in sein eigenes Verderben?

Wir umstanden in scharfer Beobachtung die immer mehr anschwellende Spinne, welche dem kleinen Opfer das warme, rothe Blut auszog. Die Italiener sagten, daß diese Art Spinnen zu ihrer Vertheidigung ein sehr scharfes Gift ausspritzen, welches sogleich große Blasen auf die Haut zieht.

Als sie nunmehr den kleinen todten Vogel einzuspinnen begann, wobei sie dessen Leib mit den Freßzangen herumdrehte, beschloßen wir, das Näherant für denselben zu übernehmen.

Zu diesem Zweck wurde ein großer Feldstein ausgesucht, welchen einer der herzhafteren Kameraden schwebend über dem ahnungslosen Blutsauger hielt. Auf das Zeichen „los!“ sauste der Stein herunter und während Alles davonprang, spritzte es unter demselben von allen Seiten heraus mit förmlichem Zischen — —

Alle diese Erinnerungen kamen mir wieder ins Gedächtniß, als ich mit meinem Hamburger Freund die verschiedenen Orte meines damaligen Ansehntaltes besuchte.

Wie schade, daß Verona nicht mehr zu Oesterreich gehört! Es kommt mir darum auch gar nicht mehr so heimisch vor, wie früher. Die Kleidjamen österreichischen Uniformen paßten viel besser hierher, als die der italienischen Soldaten, welche die Hände in die kurzen, weiten Pluderhosen gesteckt, die französische Mütze schief am Kopf, nachlässig durch die Straßen bummeln und gar keinen martialischen Eindruck machen.

Damals gab es noch echte Volksfeste. In der großen, wackelnden Arena, einer Baurnine längst vergangener Zeiten, wurde alljährlich einmal die Zahlenlotterie, die „T o m b o l a“ öffentlich abgehalten.

Das war immer ein hoher Festtag! Alles feierte, Alles zog zur Arena und trug seine paar eübrigten Soldi hin auf den großen Opferplatz, um sein Glück zu probiren. Man kaufte vorher bei den Kaufleuten, Krämern und Händlern einige Lottorielose, welche je fünf verschiedene Zahlen zwischen 1 bis 90 enthielten. Die Verkäufer priesen mit schreiender Stimme ihre unfehlbaren Glücksnummern aus und Jedermann glaubte die richtigen Treffer gekauft zu haben. Nun ging's hinein in das mächtige Amphitheater, in welchem schon Mann an Mann, Frau und Kind rings um auf den terrassenförmig aufgebauten Steinstufen saßen und ihre Nummern besprachen.

Hier kann man von jedem Platz aus ungehindert in die Mitte sehen; hier hat das Publikum von ganz Verona Platz und noch von einigen umliegenden kleinen Städten dazu, denn in dieser Arena können über 60.000 Menschen bequem sitzen!

Jeder Betheiligte hält seinen Lottorietettel wie ein Gebetbuch in der Hand und sieht erwartungsvoll da. Es geht ein ununterbrochenes Summen von Stimmen durch diese große Menschenmasse, alle Mäuler sind in Bewegung, man kritisiert gegenseitig die Nummern und hofft natürlich für sich im Stillen das Beste.

Unten, mitten in der Arena steht ein langer Tisch, mit grünem Tuch behangen. An demselben haben die Stadt-Ältesten und andere hohe Würdenträger, sowie das Lotteriecomité Platz genommen. Man sieht ihnen an, daß sie wichtige Functionäre sind. Einige von ihnen tragen sogar goldene Ketten um den Hals.

Vor dem grünen Tisch steht die *Tombo la*; eine große runde Trommel von Glas, in welcher die neunzig Nummern auf Papierrollen enthalten sind; jede Rolle ist natürlich nur mit einer Nummer beschrieben.

Jetzt geht's los! Man winkt unten vom grünen Tisch mit einem Tuch — es herrscht plötzlich athemlose Stille ringsum.

Die Glästrommel wird einige Male feierlich und langsam herumgedreht. Ein Knabe mit verbundenen Augen greift in dieselbe und zieht eine Nummer, welche er mit hoherhobener Hand im Kreise herum zeigt und dann in die Hände des Ausrufers legt.

Dieser rollt das Papier erust und bedächtigt auseinander und sieht durch seine Brille scharf hinein:

Numero set-tan-ta-set-teees! ruft er endlich mit lauter Stimme in das erwartungsvolle Schweigen der Menge hinein.

Nun entsteht ein Heidenpektakel!

Alles, was besagte Nummer hat, stürzt unter lautem Jubel hinunter an den grünen Tisch, begleitet von dem Geschrei der Menge. Da unten wird die Nummer geprüft und gleich mit Silberzwanzigern, oder wie die Italiener sagen „Schwanzka“ bar ausbezahlt. — Die einzelne Nummer hat schon zehn Schwanzka gewonnen, der Jubel ist groß!

Nach einer halben Stunde ist Alles wieder auf seinem Platz, die zweite Nummer soll ausgerufen werden, da heißt's aufpassen!

Wieder dreht sich die Trommel. Unter lautloser Stille greift der „blinde“ Knabe in dieselbe hinein. Der Ausrufer prüft die Zahl und ruft nun: Nu—me—ro—see—iii—iih—

Jetzt wird der Lärm noch größer!

Wer „6“ hat stürmt hinunter zum grünen Tisch und holt sich seine zehn „Schwanzka“. Wer aber die vorige Nummer „77“ und die „6“ hat, der gewinnt einen Ambro — hurrah! Da gibt es gleich 50 baare Schwanzka in die Hand, das verlohnt sich schon!

Mit jeder neuen Zahl steigert sich das Geschrei des aufgeregten Publikums. Dazwischen schieben und drängen sich die Verkäufer von Limonaden und Victualien und vermehren noch das Lärmen. Ein Duzend Burschen tragen die gezogenen Nummern auf langen Stangen durch die Arena, andere ziehen

damit durch die Stadt — nun kommt der Terno, dann die Quaterna und endlich die Quinterne, welche gleich 5000 Schwanzka bringt — die glücklichen Gewinner werden auf Händen durch die Stadt getragen, voran zieht eine Musikbande — ganz Verona ist unterwegs, um diese Glückskinder zu bejubeln — —

„Wenn ich einmal eine Quinterne gewinne, dann heirate ich, aber eher nicht!“ hatte mir einmal die hübsche Schneiderin gesagt, als ich sie galant in die Arena geführt hatte und neben ihr saß. Unsere Lose gewannen aber leider — nichts!

„Ob sie wohl schon verheiratet ist und folglich auch eine Quinterne gewonnen hat?“ fragte ich im Stillen, als ich mit meinem Hamburger Freund die bewußte Straßenecke passirte —

Haus und Laden waren noch dieselben geblieben. In letzterem befand sich aber ein Weinschank, wo gleich aus dem Faß gezapft wurde.

Wir können ja eintreten, um uns zu erkundigen?

Der Veroneser Wirth war, wie alle seinesgleichen, ungemein freundlich. Er bot uns sogleich einen guten, alten „Monastero“ an, welcher seinen Namen von einem Kloster hat, wo ein vorzüglicher Wein gezogen wird. Als ich ihn darauf auszuforschen begann, erzählte er mit großer Zungengeläufigkeit, daß er die junge, hübsche Schneiderin gut gekannt habe, daß dieselbe schon längst an einen Gehilfen ihrer Mutter verheiratet sei, aber seines Wissens niemals in der Tombola gewonnen habe, ferner habe dieselbe ein kleines Geschäft in der Ortschaft ihres Mannes und fünf recht stramme Kinder!

„Also hat die gute Lenore doch eine Quinterne gemacht!“ sagte mein Hamburger Freund, welchen ich mit meinen früheren Geschichten bekannt gemacht hatte.

Eine Specialität Verona's war der „Sala del Ortolano“ (Rittersaal), welchen jeder Fremde besucht, weil daselbst ein vorzüglich guter und billiger Landwein geschenkt wird.

Dieser antike Saal liegt in einem ehemaligen schloßartigen Gebäude, in welchem einstmal's wirkliche Ritter hausten.

Ueber allen Portalen, in allen Gängen, Fluren und Zimmern sieht man die Embleme ritterlicher Würde, als da sind: Lanzen, Wappen, Schilder, Speere und Harnische und ebenso war der weite Saal, in welchem jetzt Wein verzapft wurde, mit diesen ornamentalen Zierraten ausgeschmückt.

Wo einstens die Ritter und Keisige hausten, saß man nunmehr gemüthlich, wenn auch dicht gedrängt, an schweren Eichentischen, welche bei dem riesigen Gedräng um Platz und dem stets fleißigen Zuspruch der durstigen Seelen förmlich mit dunkelrothem Wein überschwemmt waren!

Da standen die großen Steinkrüge dicht an einander, der geringste unter ihnen faßte eine halbe Maß, welche bei dem Veroneser Weinbeißer gerade genug war, um den ersten Durst zu stillen.

Zu diesem dunkelrothen, herrlichen Stoff wurde als zweite Specialität eine Portion — Stockfisch (baccala) verabreicht, welche an Zubereitung geradezu unübertrefflich war, denn in ganz Verona bekam man ihn sicher nicht so gut, wie im Sala del Ortolano, das war weltbekannt.

Der verehrte Leser kennt den „Stockfisch“ sicher, es fragt sich aber nur, ob er ihn auch schon gegessen hat?

Dieser eigenthümlich breite und flache Fisch, welcher das ganze Mitteländische Meer bewohnt und überhaupt in den salzigen Gewässern der ganzen Welt in Unmassen verbreitet ist, bildet ein Hauptnahrungsmittel aller Küstenbewohner, aller seefahrenden Nationen und dringt auch bis in die Städte des Binnenlandes, wo er in den Verkaufsläden in seinem vertrockneten Zustand keineswegs zum Appetit reizt!

Man lasse ihn aber auf Veroneser Art erst 48 Stunden im Wasser weichen, daß er hübsch anschwillt, dann thue man ihn auf ein Hackbrett und bearbeite ihn fest mit einem flachen

Stück Holz, damit das Fleisch mürbe wird, endlich ziehe man die lederartige Haut ab, koche ihn in Salzwasser weich, daß er beinahe zerfällt, schließlich bereite man eine Sauce aus Paradies, in welche man das zerstückelte Fischfleisch noch einmal aufkochen läßt — dazu einen guten Rothen von Italiens Bergen und vorzügliches italienisches Weißbrot oder Polenta. — Himmel! es geht nichts darüber!

Mein Hamburger Freund, welchen ich wirklich recht lieb gewonnen hatte, wollte mich nun gern noch nach Mailand „verschleppen“ mit der Versicherung, daß wir von dort aus direct nach Deutschland reisen würden. Es lag ihm offenbar viel an meiner Gesellschaft, allein: Alles hat seine Grenzen! So gern ich mich an ihn angeschlossen, mußte ich doch schließlich meinen Weg allein fortsetzen, denn ich reise ja nicht in Geschäften, verdiene auch unterwegs keinen Heller Geld; sondern mußte immer aus der Tasche leben. Seine große Freigiebigkeit war gewiß anerkennenswerth, jedoch hatte jeder von uns seine besonderen Ziele und das meinige war vorläufig in Wien ausgesteckt.

Es mußte deshalb Abschied genommen werden und da der Deutsche denselben gerne bei einem guten Trunk feiert, so mußte der bedienende Geist des „Nittersäales“ in den Keller steigen und vom „Allerbesten“ heraufholen; nun wird uns das Scheiden leichter werden.

Am Bahnhof trennten wir uns. Meine Reise geht über Tirol und Bayern. Dort werde ich in einem Städtchen übernachten, in welchem mir eine komische Geschichte passirte und vielleicht treffe ich auf deutschem Boden auch gleich deutsche Bekannte wieder?

Die Zugsführer wechseln an der Grenze schon mit der Sprache. Man hört endlich wieder einmal nach zehn Jahren Alles deutsch reden. O, himmlischer Wohlklang! Die blonden

Höpfe und die rothen Backen mehren sich auch, je weiter man nach Bayern hinein kommt.

Amperg in Bayern! das Städtchen liegt so hübsch versteckt zwischen den vielen sanft aufsteigenden Hügeln, auf denen sich die schweren Kornähren wiegen und der sanfte Wind über die blühenden Hopfenfelder streicht.

Spät Abends kam der Zug in diesem lieblichen Städtchen an. Alles lag schon im friedlichen Schlummer, mir allein das mir von früher her bekannte kleine Logirhaus ist noch an einigen Fenstern erleuchtet.

Gegenüber von demselben steht auch noch dasselbe Vorderhaus. Ich kannte von früher her den dicken, gemüthlichen Braumeister sehr gut, welcher sein eigenes, delikates Gebräu auch gleich selbst verzapfte — den muß ich mir morgen auffuchen! Ob er wohl noch lebt und sich meiner erinnert?

Es sind jetzt allerdings schon sechzehn Jahre her, seitdem ich in diese Bierbrauende Stadt mit meinem Wanderstab eintrat. Damals reiste ich als zünftiger Schlosser meist zu Fuß (was aber beinahe zehnmal theurer war, wie per Bahn).

Bei diesem dicken Bierbrauer wurde ich zu jener Zeit höchst sonderbar und doch so freundlich aufgenommen. Vielleicht gibt es morgen ein fröhliches Wiedersehen?

Mit diesen Gedanken an glückliche, vergangene Zeiten schlief ich zum erstenmale wieder nach zehn Jahren auf deutschem Boden. Man sage, was man will: es ist und bleibt doch ein besonderes, wohlthuendes und anheimelndes Gefühl! Es schläft sich ganz anders, wie da weit unten am Ufer des rauschenden Niles mit seinen Millionen Musquitos.

Am nächsten Morgen machte ich schnelle Toilette. Die Sonne lacht freundlich vom Himmel. Wie damals, so ladet auch heute noch der grüne Hopfenstrauch über dem Hausthor des Bierbrauers zum Eintritt in das Gastzimmer ein.

Hinter dem Haus lag ehemals ein endloser Garten. Dieser verlief sich in die Hopfenfelder. Jetzt steht daselbst eine große Brauerei, aus deren Fenster und Thüren ein kräftiger Malzgeruch dringt und mächtige Dampfvolken gen Himmel steigen. Man hört durch den dampferfüllten Raum das Schwenken der Fässer und den hohlen Wohlklang derselben, wenn sie über die Steinfließen dahinvollen.

Ich trete hinein — ob wohl noch derselbe Wirth da ist?

In dem geräumigen Gastzimmer sitzen vorn am großen, runden Tisch die Stammgäste vor ihren „Halben“ und „Ganzen“ in würdiger Runde.

Der dicke Herr mit dem Sammtkappchen auf dem weißen Haupt, das ist der Wirth von jetzt und sicher auch von damals? Ein so gemüthliches Gesicht prägt sich leicht ins Gedächtniß.

Beim Eintritt eines Fremden in das Gastzimmer einer kleinen Stadt, noch dazu Vormittags, wo fast nur ältere Stammgäste zu sitzen pflegen, lagert sich in der Regel plötzlich eine lautlose Stille über die vorhandene Speisbürgergesellschaft. Alles betrachtet ihn mit mißtrauischen Seitenblicken.

Wer kann nur der Fremde sein? Und was will er? Er nimmt so ungenirt Platz und ist so kühn, freilich nach eingeholter Erlaubniß, sich gleich an den Stammtisch zu setzen! Das war doch unerhört und geeignet, die ganze Gesellschaft in ein entrüstetes Erstaunen zu versetzen.

Niemand würdigte mich nur eines einzigen Blickes!

Der dicke Wirth dreht verlegen die Schnupftabaksdose zwischen den Fingern.

Hier muß endlich der Schleier von meiner unverzeihlichen Handlungsweise herunter!

„Verzeihung, meine Herren!“ begann ich kurz und bündig, machte dabei aber ein ganz vergnügtes Gesicht, „ich bin hier fremd und dabei doch bekannt, wenigstens mit dem Local und vielleicht kennt mich der Herr Wirth auch noch?“

Alles bleibt stumm. Die Kleinstädter rücken nicht so schnell mit der Sprache heraus, sie lassen erst Alles an sich herankommen.

„Kennen Sie mich nicht mehr von früher, Herr Wirth?“ fragte ich direct denselben --

„Nein!“ antwortet dieser endlich, nachdem er mich nur mit einigen Seitenblicken gemustert hat, „ich habe nicht —“ das „Vergnügen“ oder die „Ehre“, blieb ihm in seinem dicken Hals stecken.

„Dann verzeihen Sie, wenn ich mich Ihnen vorstelle?“

Nun wenden sich endlich die Blicke einiger Stammgäste ziemlich mißtrauisch zu mir hin — „was kann das nur für ein geheimnißvoller, ausländischer Mensch mit dem norddeutschen Dialekt sein?“ so fragt sich ein Jeder —

„Bitte, wer sind Sie denn eigentlich?“ fragt der Wirth sehr zögernd, und wie ich bemerke, sehr ungern. Jetzt muß ich heraus mit der Sprache!

„Vor vielen Jahren kam ich zum erstenmale auf einer „Kunstreise“ nach Bayern und hierher nach Amperg, um mir die freundliche Stadt anzusehen und vor Allem einen Trunk echten, guten Bieres zu thun, von welchem die ganze Welt so lobend spricht,“ begann ich zu erzählen.

„Es war noch sehr früh, etwa Morgens 8 Uhr, das soll aber in Bayern nicht genieren, schon beim Bierhumpen zu sitzen und tapfer zu zechen, so hatte ich wenigstens von Jedermann gehört, der dies Bierland besucht hat.“

„Da ich in Amperg vollständig unbekannt war, folgte ich auf gut Glück dem freundlichen Winken eines ausgesteckten, grünen Hopfenstrauches und trat in ein Parterrelocal ein.“

„Ein hübsches, strammes, hoch aufgeschürztes Mädchen mit frischen, rothen Backen war daselbst beschäftigt, die schweren Eichentische und Sessel abzuschneuern. Bei meinem Eintritt ins

Local hörte sie sogleich mit ihrer Arbeit auf und sah mich ganz überrascht und fast erschreckt an.“

„Ein Glas Bier, bitte,“ sage ich zu dem Mädchen und nehme am ersten besten Tische ohne Umstände Platz.

„Ganz erstaunt und wie verzaubert bleibt das Mädchen mit auf den Tisch gestützten, drallen, runden Armen stehen, starrt mich sprachlos an und — rührt sich aber nicht von der Stelle. Ich glaube, sie hatte selbst das Athemholen vergessen!“

„Bitte um ein Glas Bier, oder eine Halbe, einen Schoppen oder Krug — — ich weiß nicht, wie man's hier nennt. Bringen S' nur ein Bier,“ sage ich nochmals in meinem, vielleicht für diese bayerische Jungfer unverständlichen deutschen Dialect.

Mit einem förmlichen Ansatß rafft sich das sprachlos gewordene Mädchen plötzlich auf, läßt Scheuerlappen und Waschlappen im Stich, wendet sich um und stürzt förmlich in den an das Gastzimmer stoßenden Nebenraum, wo sie verschwindet.

Als bald erscheint in der Thür des Hinterraumes ein dicker, junger Mann, offenbar der Wirth und wischt sich an seiner blauen Schürze eifertig die nassen Arme und Hände ab. Er bleibt ebenso erstaunt und überrascht stehen und schaut mich von oben bis unten wie einen Geist an. „Heiliger Gambrinus, habe ich denn etwas so Sonderbares an mir?“

„Bitte um Bier, einen Krug oder Schoppen, Seidel, Maß oder Halbe,“ bestelle ich nun auch bei ihm. Ich war schon ordentlich pikirt: Entweder verstehen die Leute hier kein Deutsch oder — sie wollen mich nicht verstehen?!

„Ja, ja, gleich,“ sagte der Wirth und kommt dabei aber immer näher auf mich zu, statt daß er sich entfernt und endlich das gewünschte Bier bringt. Nachdem er mich nun noch eine kleine Weile gemustert hat und dabei fort und fort mit den

Händen an seiner Schürze herum wischt, fragt er mich endlich hastig:

„Soagen S', entschuldigen, sind Sie a Junggejell?“

„Ein — Junggejell?“ erwiderte ich, nun ebenfalls erstaunt über diese Frage. „Hm, ja, wie meinen Sie das? Ich bitte um einen Krug Bier, oder ist hier vielleicht kein Wirthshaus —?“

„Ja doch, ja!“ sagt der Wirth, „bleiben S' nur sitzen, aber bitt' schön, soagen S' mir nur: Sind Sie wirklich a Junggejell? Sind Sie noch nicht verheiratet, moan i?“

„Verheiratet? Nein! Aber Junggefelle — —?“

„Also Sie san nicht verheiratet? Das ist g'scheidt! Nun, nun warten S' nur a Bissel, ich komm' gleich!“ und indem macht der Wirth schleunigst links um Kehrt, läuft davon und erscheint alsbald mit zwei überschäumenden Krügen Bier in den Händen, von welchen er mir den einen überreicht: „Da hier, nehmen Sie und stoßen S' mit mir an: Sie sind also wirklich ein Junggejell, also nicht verheiratet? Na, das freut mich! Das wird ein Glückstag und ein Glücksjahr! Schau'n S'! Dies Local hier, mein Local wird heut zum erstenmal eröffnet, ich will auch mein Glück selbstständig probieren, war bisher Brautknecht da drüben und Sie, Sie sind mein erster Gast! A Junggejell! Noch dazu ein ganz fremder und wie das Glück hereingeschneit! Heißa — das ist meine größte Freud'! Das bringt Glück und Segen, so muß es sein! Und nun trinken S', trinken S' so viel, als Sie mögen, Sie sind heute mein Gast, Sie zahlen mir nur die erste Halbe, das ist mein Handgeld, mein Glücksgeld von einem Junggefellen und das wird aufgehoben für alle Zeiten!“

Der dicke Wirth, welchen ich während meiner Erzählung öfter angesehen, hat sich mit auf den Tisch gestützten Armen bei meinen letzten Worten halb und halb erhoben und staunte

nich mit glänzenden Augen an: „Wo — war — denn — das?“ fragte er mich gespannt — —

„Das war hier, bei Ihnen und ohne allen Zweifel sind Sie derselbe Wirth von d a m a l s und ich — bin der Jungge-
ge-
felle von d a m a l s! Hat das Handgeld Glück gebracht?“

„Ja! Ja — Zehnmal ja!“ rief nun der Wirth freudig aus: „Sei'n S' willkommen — hundertmal willkommen! Du Schwarzhuber und Du Seppel — Ihr waret ja mit dabei an selbem Abend — jetzt erkenn ich Sie erst wieder und hab so oft an Sie gedacht! Da, hier ist der Viertelgulden noch, den hab' ich immer in der Tasche — Pepi, Schani! Bringt 'mal zehn Halbe her, für jeden Herrn eine — die zahl i!“

Großer Jubel, großes Wiedererkennen! Nun bin ich angesehen am Stammtisch! Drei von den Gästen waren mit dabei an jenem Einweihungs-Abend, wo es gerammelt voll war, wo mich der kreuzfidele Wirth Jedem vorstellte als seinen „er-
st-
en G a s t“ und wo ich so ungeheuer viel essen und noch mehr trinke n mußte!

Heute ging es beinahe fast genau wieder so!

Der Wirth hatte seine ebenso wohlbeleibte, hübsche Frau herbei geholt, hinter welcher noch ein pausbäckiges Kinderpaar herzog. Alles wollte den ersten Gast sehen!

„Schau'n S'“, sagte der in glücklicher Erinnerung an die Gründung seines Geschäftes aufgelebte Wirth: „Schau'n S' — das ist meine Frau und das selbe Mädchen von d a m a l s, welches Sie nicht verstehen wollte oder konnte vor lauter Ueberrajchung, denn wir hatten schon immer einander gefragt: Wer wird wohl unser er-
st-
er Gast sein? Dabei haben wir natürlich zunächst an unsre Nachbarschaft gedacht. Wir sind halt so 'n bißel abergläubisch und es steht doch bombenfest, daß das Handgeld eines Jungge-
fellen mehr Glück bringen muß, wie das von einem alten Weib?“

Alle die ehrenwerthen Stammgäste nickten verständnißinnig ihren Beifall zu, während der Wirth seine Erzählung fortsetzte:

„Ein Jahr darauf haben wir uns geheiratet und bald darauf hinten die Brauerei größer ausgebaut. Die beiden ältesten Buben arbeiten schon drin, dann sind noch zwei Buben gekommen und dies Mädcl da. Komm' her, Anneliesel, und gib dem Herrn aus Egypten a Bussel, das war unser erster Gast, der uns Glück gebracht hat!“ Damit reichte er mir das hübsche Kind in die Höhe.

Jetzt wurden auch die Spießbürger warm. Ich mußte ihnen von Egypten erzählen und war natürlich das Wunder des Tages. So etwas war in der kleinen Stadt noch nie dagewesen, daß sich Jemand aus solch' fernem Land dorthin verläuft.

Meine immer noch stark gebräunte Hautfarbe gab aber den augenscheinlich deutlichsten Beweis von einem langen Aufenthalt in den südlichen Zonen.

Das Wirthshaus füllte sich immer mehr, denn in einer kleinen Stadt spricht sich ein solches Ereigniß schnell herum. Es war bald so gerammelt voll, wie am Tage der Einweihung, worüber der Wirth seine Freude hatte.

Ich schied am andern Tage mit fröhlichem Herzen aus Amberg. Der Wirth wollte, wie damals, durchaus keine Zahlung annehmen. Ich machte dafür dem Annaliesel ein kleines Geschenk.

„Kommen S' mir recht oft wieder zu uns und lassen S' mit noch einmal sechzehn Jahre vergehen!“ sagte mir der dicke Bierbrauer beim Abschied, mit so herzlichem, kräftigen Händedruck, daß ich laut aufschreien mußte.

„Der gute Mann kann noch lange leben, wenn er noch lange so drückt,“ dachte ich mir und rieb mir die rechte Hand, welche wie lahm war.

Die vorletzte Station M ü n c h e n war bald erreicht. Hier machte ich dem berühmten „Hofbräu“ einen Besuch, weil ich dasselbe schon von früher kannte und zwei Stunden Aufenthalt hatte. Die Parterreräume des großen Locales sind noch dieselben, es sitzt immer noch Mann an Mann gedrängt vor seinem Maßkrug, der Fußboden ist mit schlüpfrigen Kettischalen bedeckt, der Bierstoff ist aber gut geblieben. Ich kann also mit Ruhe abreisen.

Im Bahnhofrestaurant machte ich zufälliger Weise die interessante Bekanntschaft eines Fräuleins: jung, hold und schön, auf Ehre! (Meine Frau weiß es bereits, denn ich habe ihr Alles später gestanden, worauf sie mir die Absolution ertheilte.)

Besagtes Fräulein saß nämlich im Reisetostüm ganz allein an einem Tisch und da fast alle übrigen Plätze von Bauernvolk besetzt waren (das ist etwa keine faule Ausrede!) so setzte ich mich nach höflichem Gruß an denselben Tisch, was dem Mädchen offenbar angenehm war, weil sie ein sehr freundliches Gesicht dazu machte.

„Wohin fährt das Fräulein, bitte?“ fragte ich nach einer Weile kühn, wie ein Spanier, da sie mich schon mehrmals mit ihren klaren, großen Augen gemustert hatte.

„Ueber Wien nach Petersburg,“ lächelt das Mädchen.

„Nah! das ist eine weite Reise,“ sagte ich „und so allein?“

„Ja“, sagte das Fräulein: „ich habe diese Reise schon öfter gemacht, ich fahre alle Jahre zu Verwandten nach Rußland. Aber bitte, mein Herr, wohin reisen Sie?“

„Direct nach Wien!“

„Würden Sie mir eine Gefälligkeit erweisen?“ fragte sie mich darauf bescheiden mit bittender Stimme. —

„Mit Vergnügen!“ sagte ich schnell, „wenn es irgend in meiner Macht steht. Womit kann ich dienen, bitte?“

„Ich möchte mich Ihnen gern anschließen auf der Reise nach Wien. Es ist so fatal für ein junges Mädchen allein zu reisen —“

„Aber bitte, bitte, mein Fräulein, Ihre liebenswürdige Gesellschaft wird mir sehr angenehm sein!“ antworte ich zuvorkommend, denn es schmeichelt ungemein, wenn man als Mann von einer jungen Dame um Schutz angesprochen wird? Man kommt sich wie ein Ritter vor, bereit, jede Beleidigung sofort zu rächen!

Das junge elegante Mädchen war in allen ihren Manieren höchst anständig. Es ist ja am Ende auch verzeihlich, wenn sie einen Reisegefährten um Schutz anspricht? Ich habe dadurch ebenfalls Gesellschaft und kann mir was einbilden, da sie ein bildsauberes und gebildetes Mädchen ist.

Sie kann mich doch unmöglich meiner Liebenswürdigkeit oder — Schönheit wegen angesprochen haben?

Es lautete zur Abfahrt. Das junge Mädchen hatte mehrere größere und kleinere Handtaschen und da ich selbst nur eine kleine Reisetasche übergehängt hatte und nur einen Spazierstock trug, bemächtigte ich mich sofort als „Ritter“ der beiden größeren Reisetaschen, welche hübsch schwer waren. Darauf schlüpfen wir Beide in ein leeres Coupée zweiter Classe. Vielleicht hat das Fräulein nur einen billigen und willigen Gepäcks—träger gebraucht?

Die Unterhaltung drehte sich um die beiderseitigen Reisezwecke. Ich erzählte aus Egypten, während sie von der Schweiz plauderte und von ihrer schönen Vaterstadt Genf und da es zur Nacht ging, machte es sich jeder von uns commod. Das junge Mädchen langte aus den Kleidertaschen diverse kleine Etuis und Schachteln, welche sie in ein Taschentuch band und neben sich legte.

„Es sind lauter kleine Geschenke für meine russischen Nichten und Neffen,“ meinte das Fräulein und nachdem wir

noch einiges geplaudert hatten, schlief jedes von uns in seiner Ecke ein.

Der Morgen erwacht in Wald und Flur ringsum, bald werden wir die österreichische Grenze erreicht haben.

Das Fräulein hatte schon vorher Toilette gemacht, die kleinen Schächtelchen und Etuis wieder in die Taschen gesteckt, dann placirte sie eine der Ledertaschen hinter sich ins Eck und lehnte sich darauf zurück und da ich gar kein Gepäck hatte, bat sie mich, die andere Reisetasche hinter mir zu placiren, weil sie darin einige Duzend neuer Taschentücher für die Tante habe und jetzt werde bald die lästige Steuerrevision kommen, die so gern alle Taschen durchwühlt — —

Dicht vor Passau, fast noch auf freiem Felde hält der Zug. Die Coupéethüren öffnen sich, ein Steuerbeamter tritt herein: „Nichts Steuerbares? bitte —“, er späht im Coupée umher, ein anderer Beamter mustert am Perron stehend den Raum unterhalb der Sitze, das Fräulein wendet sich an mich und meint scherzend: „Der Herr Revisor sucht gewiß bairische Cigarren,“ worauf ich meine wohlgefüllte Cigarrentasche herausnehme und dem Beamten offen präsentire. Dieser lächelt höflichst dankend — die Revision ist vorüber. Der Zug fährt in die Bahnhofshalle ein.

„Jetzt können wir hinaus gehen, Kaffee trinken, mein Fräulein,“ sage ich galant und öffne die Coupéethür: „bitte, wollen Sie mitkommen?“

„Ach,“ sagt sie: „ich möchte Sie recht höflich bitten, mir einen Café hierher schicken zu wollen, ist steige nicht gern aus.“

Es gibt nun (nach meiner Ansicht) gar keinen zweiten Menschen auf der Welt, der auf eine freundliche Bitte aus schönem Munde mehr Eifer und Aufmerksamkeit entwickeln kann, wie ich! Sofort eile ich in das Restaurant, schicke augenblicklich einen Kellner mit dem Kaffee zum Waggon, zahle ihn natürlich auch und schlürfe dann schnell mein bißel Kaffee.

hinunter in dem erhebenden Bewußtsein, meinem hübschen Schützling einen Dienst erwiesen zu haben.

Nur aber schnell einsteigen, denn der Zug wird sogleich davon rollen.

„Bitte, mein Herr,“ sagt das Fräulein, „Sie haben für mich den Kaffee ausgelegt?“

„Aber, mein Fräulein! Diese Kleinigkeit —“

„Nein, mein Herr, ich bitte das Geld zurückzunehmen,“ und dabei übergibt sie mir den ausgelegten Betrag.

Wir kommen in L i n z an, es ist Zeit zum Frühstück. Diesmal fordert mich das Fräulein selbst auf, miteinander in die Restauration zu gehen. Die Reisetaschen wandern wieder mit und ich trage natürlich die größere Tasche mit den „geretteten Taschentüchern“ für die Tante. Beim Aussteigen aus dem hohen Waggon fällt aus den Kleidern oder Unterröcken des Fräuleins ein längliches Etui heraus. Ich bücke mich danach, es klappt in meiner Hand leicht auf; ich sehe darin sechs wundervolle, kleine goldene Damenuhren!

Sollten dies Geschenke für die russischen Nichten und Neffen sein —?

„Fräulein,“ sage ich in der Restauration zu der Nichtsahnenden, „Sie haben da etwas verloren.“ Dabei überreiche ich ihr das Etui.

Eine dunkle Röthe überfliegt das hübsche Gesicht, den Hals und Nacken des Mädchens, die kleinen Händchen zittern, indem sie nach dem Etui greift und dasselbe schnell in die Tasche verbirgt.

„Um Gotteswillen!“ bringt sie erschreckt heraus. „O bitte, bitte, mein Herr, verrathen Sie mich nicht!“ bat sie dringend mit halblauter Stimme, indem sie die kleinen Hände faltet und thränenden Blickes zu mir aufschaut.

Jetzt ging mir ein Licht auf!

Sollte das junge Mädchen Schmuggel mit Schweizer Taschenuhren nach Oesterreich und Rußland treiben? Die öfteren Reisen nach Wien und Petersburg, die beiden Handtaschen, die Stuis, das Alles ist sehr verdächtig?

„Fräulein,“ sage ich zu ihr, aber ohne sie anzuschauen, „Sie treiben da, scheint mir, ein gefährliches Spiel! Geben Sie es auf, rathe ich Ihnen!“

„O Gott!“ bittet sie, „meine armen Eltern wären verloren, wenn es entdeckt würde! Es ist unser ganzes Vermögen, und mein Vater hat schon so viel Unglück gehabt, o bitte, bitte!“

„Liebes Fräulein, ich weiß ja von nichts und will auch nichts wissen! Erzählen Sie mir nichts, ich bitte darum. Und jetzt lassen Sie uns frühstücken!“

Das arme Mädchel berührte kaum die saftigen „Frankfurter“ und das delikate Bier, was beides schon längst servirt war. Sie wiederholte immerfort ihre Bitte, daß ich sie bis Wien nicht verlassen möchte, weshalb ich ihr zusagte, daß sie sich darüber keine Sorgen machen solle.

Die Unterhaltung war durch diesen bedenklichen Umstand recht einsilbig geworden. Das Mädchen hing das Köpfchen und war sich mir gegenüber gewiß der Verächtlichkeit ihrer Handlungsweise bewußt, während ich bemüht war, so unbefangen wie möglich zu erscheinen.

Das Mädchel war trotz ihrem gefährlichen Beruf doch nicht verdorben. Sie opferte sich für ihre Familie und wie sie mir mittheilte, um ihrem durch Unglück zu Grunde gegangenen Vater wieder aufzuhelfen. Ihr entschlossener Charakter, welchen sie vorher auf der ganzen Fahrt gezeigt hatte, kehrte auch wieder, als wir uns Wien näherten, denn hier galt es eine zweite Revision —

Nach meiner Vermuthung waren sämtliche Reisetaschen und Täschchen, ja vielleicht das ganze hübsche Frauzimmerchen

in Kleidern und Unterröcken voller goldener Uhren? Eine solche Schmuggelreise zahlt sich aus! Aber ich will und darf ja nichts wissen. Für mich ist das junge Mädchen nur meine Reisegefährtin, sie hat um meinen Schutz gebeten, jetzt sogar mit Thränen in den Augen, ergo geht mich alles Andere nichts an.

Wie sich doch zwei Menschen, so ungleich in Alter und Geschlecht mit so verschiedenen Gefühlen der Wienerstadt nähern können?

Hier pocht ein Herz im baldigen Wiedersehen der Seinen und dort pocht ein jugendliches Herzchen im strafenden Gewissen, in der Angst vor'm — Zuchthaus!

Endlich fährt der Zug unter die mächtige Bahnhofshalle ein.

Diesmal mochte ich mich aber nicht mehr der Gefahr aussetzen, den gefälligen Gepäckträger zu spielen, obgleich der Zug so stark überfüllt war, daß wohl an eine scharfe Controle für Handgepäck nicht gedacht werden konnte?

Wenn das Unglück aber will, verliert das Mädel wieder ein Glü und ich sitze mit drin in der Falle!

Ein freundlicher Zufall wollte, daß ich meine Ankunft in Wien unter angenehmeren Umständen feiern sollte, welche meine Aufmerksamkeit von dem unglücklichen Mädchen augenblicklich ablenkte.

Raum war unser Zug stehen geblieben und sämtliche Passagiere ausgestiegen, als eine Reihe Sicherheitswachmänner in Parade-Uniform den Perron absperre und Niemanden zum Ausgang gelangen ließ. In demselben Moment rollte auch schon ein Hofzug unter die Einfahrtshalle herein, die Thüren der Coupées flogen auf und Se. Majestät Kaiser Franz Josef I. entstieg elastischen Schrittes dem Salonwagen, gefolgt von einer großen Suite hoher Militärs.

In demselben Moment ertönten Commandoruße und eine aufgestellte Militärcapelle intonirte die Volkshymne: „Gott erhalte!“

Ich gestehe offen, daß ich beim Anhören dieser volltönenden, prächtigen Nationalhymne förmlich in eine andächtige Begeisterung gerathen kann.

Oesterreich — Oesterreich! Das war immer meine zweite Heimat! „Gott erhalte unsern Kaiser!“ Jeder Oesterreicher singt und wünscht es von ganzem Herzen und ich auch! Ich hatte immer mein gutes Brod in Oesterreich gefunden und konnte an allen Genüssen, die es bietet, Antheil nehmen: an den schönen Partien in die benachbarten Weinberge, an den lustigen Fahrten zum Heurigen, an den Faschingsvergünstigungen und an Hochgenüssen in Speisen und Getränken.

Der feierliche Empfang Sr. Majestät ist vorüber, das Publikum strömt hinaus aus den Hallen des Bahnhofes.

Ich sehe, wie meine jugendliche Begleiterin sich ebenfalls dicht nach mir mit ihren beiden Reisetaschen durch die Menge drängt und in einem Comfortable Platz nimmt. Sie hat mir weder Namen noch Adresse gesagt, ich will dieselben auch gar nicht wissen. Opferst Du Dich wirklich für Deine Familie auf, so will ich es gern glauben. Bist Du aber schon professionsmäßig eingeübt und eingeschult in diesem traurigen Gewerbe, so kann ich auch nicht Dein Richter sein. Dafür ist das Gesetz und seine Wächter da.

Ich habe nicht nöthig, den ersten Stein auf Dich zu werfen und möchte auch keineswegs in Deiner zarten Haut stecken, wenn Du an die — russische Grenze kommst! Dort winkt die Knete und Sibirien!

Auf der Fahrt vom Bahnhof bis in mein Absteigequartier auf der Landstraße hatte ich schon genug zu schauen und die großen Veränderungen zu bewundern, welche in diesen zehn Jahren mit der Wienerstadt vor sich gegangen waren!

Die Basteien, diese finsternen, unheimlichen Festungswälle waren niedergerissen, die Laufgräben ausgefüllt und auf der=

selben Stelle erhoben sich das neue Opernhaus und die prächtigen Häuser der Ringstraße!

Alle diese neuen Anlagen athmen Luft, Licht. Die Bande sind gesprengt, Wien kann nunmehr freier aufathmen!

Mein so wohlbekanntes Absteigequartier auf der Landstraße „Zum goldenen Engel“ stand ebenfalls nicht mehr auf demselben Platz! Es hat einer neuen Straße weichen müssen (Seidlgasse).

Der ehemalige Besitzer und rührige Wirth hatte dabei nur mehrere tausend Gulden verdient, sich flugs dicht daneben angekauft und eine „Goldene Birn“ gegründet, welche unter seiner Leitung in kurzer Zeit ebenso florirte, wie der „goldene Engel“.

Der kleine Wirth lebte noch. Er erkannte mich sofort wieder, ebenso einige der älteren Gäste, die Freude war groß. Da ist noch derselbe Portier, dieselbe Köchin, derselbe Zahlkellner. Alle diese guten Leute sind während meiner langjährigen Abwesenheit auf demselben Platz geblieben, sie haben ihr tägliches Einerlei weiter gelebt und sind dabei runder und älter geworden.

Zehn Jahre sind es gerade her, daß ich Wien unter großen Hoffnungen verließ, wie man sie so mit vierundzwanzig Jahren in der Brust herumträgt.

Z e h n J a h r e! Wie viele Ereignisse füllen dieselben aus, wie mannigfache schwarze und uncultivirte Völkerschaften, Secten und Sprachen hatte ich in dieser Zeit kennen gelernt!

Sind diese zehn Jahre auch von Nutzen gewesen??

Ich muß mich jetzt erst wieder förmlich in civilisirte, europäische Verhältnisse hineinleben. Vor Allem werde ich damit anfangen, meinen äußeren Menschen umzuwandeln.

Jedermann, der etwas vorstellen will, trägt hier in Wien einen Cylinder, folglich muß der rothe Fes, welchen ich so viele Jahre nach orientalischer Sitte am Kopfe trug, ver-

schwinden und dieser modernen Angströhre Platz machen, um mich bei meinen Verwandten würdig vorstellen zu können.

Ich kaufte einen ganz neuen, blinkenden Cylinder, seit meiner damaligen Abreise nach Egypten hatte ich kein solches Möbel auf dem Kopfe. Wenn ich nur nicht überall damit anstoßen werde? Bums, hat ihm schon: die Ladenthür war etwas zu niedrig!

Beim Einsteigen in den geschlossenen Comfortable dasselbe Malheur. Der Hut hat zwei unvertilgbare Eindrücke bekommen. Verwünschtes Möbel! Eine schmale Krempe und ein thurmhoher Aufbau, weder gegen Regen, noch Sonnenschein — eine scheußliche Erfindung! Ich werde in Europa schlecht damit zurecht kommen.

Nun folgte hintereinander der Besuch bei Verwandten und Bekannten, überall Fest-Essen und Fest-Trinken. Meine eigentliche Familie war aber schon eine Woche vorher nach Berlin gereist, wohin ich bald nachzufolgen gedachte. Ich möchte mir nur noch ein wenig die neuverjüngte Kaiserstadt anschauen, welche ich ja doch schon seit dem Vierundfünfziger-Jahr kannte.

Niemals werde ich es vergessen, wie ich zum e r s t e n m a l e in die damals noch mit Wällen und Festungsgräben umgebene Kaiserstadt gelangte!

Ich will es kurz erzählen:

Nicht zu R o ß, nicht per D a m p f, sondern per pedes kam ich müde und durchnäßt nach Wien und das war meine Schuld, es geschah mir recht!

Ich hatte als junger norddeutscher Schlosser von verwandter Seite Reisegeld genug erhalten, ich hätte damit können „Erster“ fahren! Aber da mußte unterwegs Dresden und die sächsische Schweiz besucht werden, dann Prag mit seinen goldenen Thürmen und „auf ja und nein“ war's Geld gar und langte höchstens noch zur Fahrt „Dritter“ genau bis Gänserndorf, auf meiner Landkarte der reine Razensprung bis Wien!

Ja, prosit! Jetzt heißt's *l a u f e n* wie ein Distanzgeher, sechs Stunden hintereinander, der Weg will gar kein Ende nehmen!

Ist denn meine Landkarte falsch gewesen? Der große, dicke Städtepunkt von Wien und der ganz kleine von Gänserndorf lagen doch so dicht aneinander, kaum ein Streichhölzchen hätte Platz dazwischen gehabt?!

Dabei nieselt's vom Himmel herunter, ein echter Landregen — Wien wird doch bald erreicht sein?

Endlich wird es lebhafter auf der schön weich durchnässten Chaussee, Fuhrwerke und Lastwagen mehren sich und bald stehe ich vor einem weiten, schwarzgelben Gitterthor mit einer Tafel: „In Wien ist links zu fahren, links auszuweichen.“ Einige Soldaten kommen mit langen Spießen auf mich zu und bezühen meine Reisetasche — pardon: es waren die Herren Finanzier, wie ich später erfuhr.

Wo ist aber der Stephansthurm? wo ist Wien mit seinen schönen Plätzen und Häusern? Alles, alles ist mit grauen Wolkenschleiern bedeckt, es ist dies auch eine Specialität, echt weanerisch!

Wo wohnt nun mein älterer Bruder, der mich veranlaßte, nach Wien zu kommen? Er war angestellt in einem großen Bankhaus am alten Fleischmarkt. Durch seine Finger gingen täglich einige Millionen Geld und Werthpapiere, wie er öfter schrieb. Ich besitze nur die Adresse dieses Bankhauses, nun ist es aber schon Abend geworden, dicke Eisenstangen und starke Schlösser liegen vor dem Eingang, die Leute in der Nachbarschaft schütteln auf meine Fragen die Köpfe. Ich glaube, wir verstehen uns nicht, wir sprechen zwei ganz verschiedene Sprachen, sollte es denn noch eine *zweite* deutsche Sprache geben? Kein Professor hat uns davon etwas zu Hause gesagt.

Wo nun hin? Was thun ohne Geld?

„Ich trage, wo ich gehe, stets eine Uhr bei mir,“ singt einer unserer deutschen Liedercomponisten so sehr schön, womit er das menschliche Herz meinte. Ob dieser brave Sänger aber damals eine wirkliche Uhr im Sack hatte, als er dies herrliche Lied componirte, ist eine andere Frage?

Ich hatte glücklicherweise eine — sie soll mein Retter sein!

Zu Herumirren durch Wiens Gassen komme ich endlich auf die *Landstraße*, mit welchem Namen unbegreiflicherweise eine ganze große Vorstadt bezeichnet wird. Ein Schild blinkt mir freundlich entgegen: „Zum goldenen Engel“ (daselbe Hotel, wo ich seitdem immer gerne abgestiegen bin).

Hier können nur gute Menschen wohnen, denke ich mir, welche auch eine Uhr zu schätzen wissen werden? Es drängt mich hinein, ich stille schnell meinen Hunger und Durst, versichere mich aber dabei öfter, ob ich auch noch meinen „Retter“ in der Tasche habe, dann geht es in ein freundliches Zimmerchen und todtmüde schlüpfe ich in's frisch gemachte Bett —

Und es ward Morgen und es brach der Tag an. Ich hätte es mir nicht träumen lassen, daß ich heute noch eine *Million* in die Hand bekommen würde!!

Ehe ich mich aus dem „goldenen Engel“ entferne, muß ich mich jedoch dem Oberkellner entdecken, eine vermünschte Aufgabe! Es muß aber sein, also: heraus mit der Sprache!

Der Oberkellner lächelt höchst ungläubig, wie ich mein Geständniß daherstottere: von dem Bruder, dessen Adresse ich nicht weiß und daß ich kein — Geld — bei mir — habe —

Meine Uhr verschwindet hierauf in *seinem* Sack.

Draußen ist heller Sonnenschein, wie glückverheißend! Ich frage mich durch, so gut es geht, schreite über die Glacis, komme zum engen Stubenthor und bewundere jetzt erst die Gegenden und Straßen, welche ich gestern Abend im Dunkel und Regen achtlos passirt hatte. Endlich gelange ich vor besagtes Bankhaus, die Eisenstangen werden soeben von der Thür ent-

fernt; ich frage den damit beschäftigten Diener schüchtern nach meinem Bruder.

„Der Herr von H. ist noch nicht da, der Herr von H. kommt erst später,“ sagte dieser. Ich staune! Ist denn mein Bruder a b l i g geworden in Wien? Warum hat er uns nichts davon geschrieben??

Nun kommt er an, sein rothwangiges Gesicht glänzt vor Freuden, wie er mich sieht, er zerrt mich händeschüttelnd aber sogleich unter den Thorweg: „Wann bist Du angekommen? Du schaust ja fürchterlich aus, voller Roth und was trägt Du denn da für einen knorrigen Knüttel in der Hand?“

„Meinen — Wander — stab.“

Mit wenigen Worten erkläre ich meine Situation. Er drückt mir sogleich einige Silbermünzen in die Hand, ich muß meinen treuen Wanderstab auf sein eindringliches Ersuchen in einer Ecke des Hausflurs stehen lassen, „wo ihn schon wer finden wird,“ dann weist er auf ein naheliegendes Gasthaus, wo er mich abholen will, er habe jetzt dringende Geschäfte.

Zum erstenmale betrete ich ein Wiener Gasthaus. Alle Tische sind gedeckt, das fiel mir sogleich, aber angenehm auf. In Norddeutschland gibts das nicht, wenigstens nicht so häufig! Ferner wird man da draußen meist von D a m e u h a n d bedient. Hier ist's nobler, hier thut's der Kellner im Frack.

„Was schaffen S'?“ fragt er mich.

Was ich schaffe? Ich bin — ich schaffe gegenwärtig gar nichts, ich bin ein Schlosser, der erst in Wien was schaffen möchte. Ich sehe ihn fragend an.

Nun nennt er hintereinander eine Anzahl mir unbekannter Gefäße oder Getränke, ich kenne mich nicht aus und zeige stumm und verlegen auf eines Nachbars Bierglas. Der Stoff kommt. Himmel, ist d e r gut!! Die Speisekarte enthält für mich lauter Räthsel, „Suppen“ war mir allein verständlich.

Es ist ja aber erst 10 Uhr Vormittags! Endlich finde ich etwas auffallend Billiges: ein ungarisches Rebhuhn um 10 Kr.!! Ah, das muß ich essen, das ist ja staunenswerth billig! Freilich, Ungarn liegt ja fast dicht bei Wien, da ist's schon möglich! Draußen „bei uns in Berlin“ kostet das wenigstens drei Mark!

Jedermann erräth sofort, daß ich „eingegangen“ war, oder „ringefallen“ wie's draußen heißt.

Bis mein Bruder kommt kann ich mich ein wenig auf der breiten Straße umschauen.

Ich biete dem bedienenden Kellner mein Geld an — er nimmt nichts von mir. Nun versuche ich mein Glück bei einem andern, der nimmt auch nichts, endlich kommt ein dicker Kellner aus dem andern Zimmer, den ich noch gar nicht gesehen habe, er nimmt eine schwere Briefftasche heraus — soll ich ihm mein Geld geben?

Zögernd reiche ich ihm eines von den großen Silberstücken. Er dreht dasselbe in der Hand herum und da er in mir sofort den „Schwaben“ erkannt hat, gibt er es mit den Worten zurück: „Dös gilt hier nicht!“

Jetzt sitze ich drin und muß warten bis mein Erlöser kommt -- er wird mir doch kein fremdes oder gar falsches Geld gegeben haben?

Nun kommt er herein, hastig und geschäftig. Ein Börsenmensch befindet sich Vormittags immer in einer gewissen Aufregung: die Course gehen ihm im Kopf herum! Mit dem Hut am Kopf frühstückt er hastig, überfliegt dabei die Börsenberichte, berechnet im Stillen den Cours und spißt zu gleicher Zeit die Ohren nach den Gesprächen der Tischnachbarn. Das große Ereigniß meiner Ankunft in Wien vermochte nur sehr wenig den Börsianer in den Bruder umzuwandeln. Die Fragen nach Vater und Mutter kamen alle so geschäftsmäßig knapp und

kurz heraus, als handelte es sich um Lombarden, Credit, Paris, London.

„Ich muß gleich auf die Börse, Du kannst mitkommen — hast Du schon gezahlt?“ fragt er mich.

„Nein, der Kellner nimmt das Geld nicht, ist es denn falsch oder ausländisch?“

„Was? Ah, das ist classisch! ha — ha! Kellner — zahlen!“

Mein Bruder gibt ihm das verweigerte Geldstück und noch einige gleiche dazu.

Wiederum dreht der Kellner die Stücke in der Hand herum: „Herr von H., was ist das für Geld?“ fragt er verlegen —

„Sie kennen ihre eigenen Landesmünzen nicht?“ lachte der Börseaner: „das sind ja echte österreichische Silberzwanziger!“ Der Wirth und einige ältere Gäste bestätigen dies: o tempora! Wo seid ihr hin? Damals schon war der Silberzwanziger eine Marität. Jetzt schäpert Nickel in unsern Taschen.

Schäpert? O nein! Denn Nickel hat einen blöden, bleiernen Klang —

Nun aber zur Börse! Es ist höchste Zeit, gleich 11 Uhr!

Ein Fiaker rollt vor das Bankhaus, mein Bruder tritt heraus, er hat in der Hand eine kleine, dick angeschwollene Ledertasche, welche er mir nach dem Einsteigen in den Schoß legt. Der Fiaker rast davon, toller als 10 Berliner Droschkensperde zusammen! Wir steigen vor der Börse aus: „Warte hier draußen auf mich und halte die Tasche ja recht fest — es ist eine Million an Geldeswerth drinnen, ich komme in höchstens einer Viertelstunde wieder heraus, nochmals: gib Acht auf die Tasche! Adieu!“

Jetzt schaut's mich an! Kaum sechszehn Stunden in Wien, habe ich schon eine Million in der Hand!

Was doch eine solche Million für sonderbare Ideen im Menschen reifen läßt! Da drinnen in der Ledertasche hat diese große Summe gar keinen Werth. Laßt die bunten Papiere aber nur herausflattern, heissa, dann geht's an! Jeder macht vor Dir einen riesigen Servus. Du kannst in einer Equipage fahren, Dienerschaft halten, ein Palais bauen und brauchst nicht mehr arbeiten! Mit einer Million kann man die ganze Welt bereisen, rundum! Man könnte zuerst nach Indien oder China ausreißen — kein Mensch wüßte, wohin man gegangen wäre —

„Jetzt vorwärts zum Makler“ unterbricht mein zurückgekehrter Bruder meine defraudirenden Gedanken: „ich muß die Million in Kost geben!“

Nach zehn Minuten war ich wieder ein Schlosser, mit drei gepumpten Zwanzigern in der Tasche! Meine Million ist „in Kost gegeben“? Sonderbar: Hat denn eine Million in Werthpapieren auch Hunger?

„So, nun bin ich fertig!“ sagt mein Bruder, und kommt nunmehr ohne die Ledertasche aus dem Geschäftslocal des des Maklers heraus: „jetzt zum „Schneider“, Rothenthurmstraße! Hast Du schon Oesterreicher Wein getrunken?“ fragte er mich.

„Nein — w o v o n denn?“ antworte ich kleinlaut.

Beim Wein wurde der Börsemensch wieder Bruder, jetzt läßt sich wieder mit ihm reden, nun kann ich ihn ausfragen:

„Was war's denn mit der Million? Du hast sie bei dem Makler in Kost gegeben?“

„Freilich! Wir in Wien brauchen b a a r Geld, in London ist Ueberfluß an Geld, die Papiere wandern einstweilen in englische Depots und wir bekommen dafür hundert und einige tausend Pfund „Sperlinge“ in die Hände!“

„Aha“ dachte ich mir: „das ist jedenfalls dasselbe Geschäft, wie gestern mit meiner silbernen Uhr?“

„Bist Du denn adelig geworden, weil Alles zu Dir Herr von sagt?“ fragte ich neugierig weiter, um auch darüber klar zu sein.

Mein Bruder lacht, die andern Tischnachbarn lachen alle mit — ist denn meine Frage gar so viel dumm?

Man geht auseinander. „Empfehl' mich Herr von Gruber, hab' die Ehre, Herr von Schneider, 'schamster Diener, Herr von H.“ sagt der Kellner nun auch zu mir; von selber Stund' an war ich auch geabelt und bin es noch bis auf den heutigen Tag. —

Mein nächster Besuch galt nunmehr demselben Bruder. Ich fand ihn sehr gealtert, der lebensfrohe Kaufmann von damals war in den zehn Jahren fast ein Greis geworden, dessen Humor und Witz nur hin und wieder durchblitzte, wenn ihm Sicht und Rheumatismus einige Ruhe ließen.

Das kältere Europa hat also ebenfalls seine Landeskrankheiten, die man wiederum in Egypten nicht kennt. Im Ganzen war mir mein Bruder immer um vierzehn Lebensjahre voraus. Das Wiedersehen nach langer Zeit brachte ihm wohl einige fröhliche Stunden, konnte aber seine immer wiederkehrenden Schmerzen nicht lindern. Für ihn wäre der Aufenthalt in Egypten gut gewesen, er hing aber mit Leib und Seele an Wien, keine noch so verführerische, schöne oder glänzende Aussicht hätte ihn herausgelockt!

Doch nun vorwärts, weiter hinauf nach dem Norden; dort wartet die eigene Familie und eine zahlreiche Verwandtschaft.

Wenn nur die Eisenbahnfahrt nicht so langweilig wäre! Und dann hat man auch nicht immer das Glück, auf interessante oder gleichgesinnte Reisegefährten zu treffen. Da müssen dann die Erinnerungen an vergangene Zeiten herhalten, welche bei jeder bekannten Stätte in uns aufstauen.

Bald ist Prag erreicht. Der Aufenthalt dauert gerade nur so lange, um schnell zu Mittag zu speisen.

Als Alles wieder eingestiegen ist, wird ein großer Trupp Verbrecher von einer Anzahl Gendarmen in blinkenden Uniformen nach einem reservirten Waggon begleitet.

Je zwei und zwei Mann sind mit schweren Ketten an einander geschlossen, sie schauen finster drein. Die meisten von ihnen sind in Lumpen gekleidet, aber auch ein ganz feiner Herr in eleganter Kleidung, mit einem Zwicker auf der Nase, befindet sich unter ihnen.

Wenn man da jedes Einzelnen Verbrechen wüßte? Es würde sicher darüber ein ganzer Band zu schreiben sein!

Die Gefangenen werden mit demselben Zug nach der Festung Theresienstadt befördert, um dort ihre Strafe abzubüßen.

Theresienstadt! In dieser Stadt mit dem freundlichen Namen und den finsternen Wällen ist mir damals, vor achtzehn Jahren eine ganz gräßliche Geschichte passiert:

Ich kam Abends als Handwerksbursch mit leichter Reisetasche in dieser Festung ganz ermüdet an. Fahren wäre viel billiger und bequemer gewesen? Aber das war doch gegen allen Handwerksbrauch und der ist heilig und muß respectirt werden!

In der ganzen, nicht sehr bedeutenden Stadt ging es damals lebhaft zu: Morgen Früh sollte ein ungarischer Soldat gehenkt werden! Er hatte seine Geliebte ermordet, aus Eifersucht, und sollte nun selbst mit dem Tode dafür büßen!

Alles Volk zog über den Marktplatz hin zum Eingang in die Kaserne, in deren Parterreräumen der arme Todescandidat öffentlich ausgestellt war. Jedermann durfte ihn besuchen und ihm eine letzte Liebesgabe an Essen und Trinken überbringen.

Der letzte Tag, welchen der Arme noch zu leben hatte, sollte ihm in dieser Weise verschönt werden.

Da saß er, der hübsche, schlanke Magyar in seiner kleidsamen, blauen, mit weißen Schnüren besetzten Uniform. Er hatte den Blick düster auf das zahlreiche Volk gerichtet, welches auf einen Tisch vor ihm seine Gaben an Wein und Speisen, Cigarren, Blumen und Kränzen aufbaute.

Zwei Soldaten standen mit aufgeflepptem Bajonnet neben ihm zur Bewachung, da gab's kein Entrinnen vor dem sichern Tode!

Der arme Schächer, dessen wahnsinnige Liebe ihn blindlings zum Mörder machte, erfreute sich dennoch der Sympathien sämmtlicher Einwohner, weil er ein ordentlicher und dazu bildhübscher Mensch, hingegen das Mädchen als lächerliche Dirne bekannt war, welche es heimlich mit der halben Kaserne hielt.

Manche Thräne aus schönem Auge rollte über die Wangen der Besucherinnen dieses armen Opfers seiner blinden Wuth, die Weiber namentlich jammerten so entsetzlich, daß sie von den Wachen hinausgewiesen werden mußten.

Traurig gestimmt von diesem Anblick kehrte ich in mein Absteigequartier, in die „Ausspannung“ zurück (ich erzähle immer noch von damals).

Dieses sehr untergeordnete Hotel beherbergte keinen andern Gast, ich war als Fremder ganz allein in demselben. Man that hier förmlich scheu und mürrisch, der Wirth machte ein finsternes, abstoßendes Gesicht; ich war natürlich kein Gast, an welchem er hundert Thaler verdienen konnte?

Wenn der, schon von Natur nicht sehr einnehmende Inhaber dieser miserablen Ausspannung jeden Fremden mit so finstern Gesicht empfängt, so wird er wohl seine Bude bald zumachen können!

Ich bezahlte meine geringe Verzehung und das Nachtquartier noch an demselben Abend mit einigen Kreuzern, weil ich früh morgens sofort weiter wandern wollte, sobald das bevorstehende, traurige Schauspiel vorüber war.

Ein eben so mürrisch dreinschauendes Mädel führte mich spät Abends die Stiege hinauf in mein Schlafzimmer. Sie öffnete die Thür, gab mir den Leuchter in die Hand und mit den Worten: „So, das Bett da drüben, links in der Ecke, gehört Ihnen“, ging sie auch schon wieder eilends die Stiege hinunter.

Das weite, niedere Zimmer war ein unheimliches Gemach. An der Fensterwand hing das Cruzifix mit dem Erlöser, aber in einer so abscheulichen Nachbildung und mit einer so grellen Ziegelfarbe gestrichen, daß man es nur mit Bedauern und Entrüstung betrachten konnte!

Man findet auch durch ganz Böhmen auf allen Landstraßen die Abbildungen des Gekreuzigten in unglaublich bizarrer Form wieder, welche keineswegs einen tröstlichen, erhebenden Eindruck machen.

Vom Schlafen war in diesem unheimlichen Zimmer fast keine Rede, weil ich immer an den Henker und sein armes Opfer denken mußte, welche mir in allerhand schrecklichen Gestalten und Fragen vor den Augen schwebten und die Nacht zu einer entsetzlich langen machten.

In einem fremden Bett schläft man überhaupt schwer ein.

Meine Taschenuhr, welche ich der Sicherheit wegen mit sammt dem Portemonnaie unter den Kopfpolster gelegt hatte, pickte dazu in dieser abscheulichen Nacht viel deutlicher. Mit jeder Minute rückt dem armen jungen Blut die verhängnißvolle Todesstunde näher und an eine Begnadigung war gar nicht zu denken! Der Oberst des Regimentes hatte dieselbe leider umsonst nachgesucht, wie man allgemein erzählte.

Endlich ging auch diese, meist schlaflos zugebrachte Nacht vorüber. Im Morgengrauen zog ich mit der Masse des Volks hinaus zur Stadt, zum Richtplatz, welcher hinter den hohen Festungswällen lag. Von diesen erhöhten Standpunkten konnte man den ganzen traurigen Schauplatz überblicken.

Dort an einander gedrängt sieht die hasserfüllte Volksmenge
und hat den Blick nach der Straße gerichtet, welche der
Hauptwagen führt.

„Jetzt kommen sie!“ murmelt es durch die Menge,
und welche sich plötzlich eine athemlose Ruhe gesetzt hat.

Der Zug eröffnete eine Abtheilung leichter Cavallerie in
zügiger Paradenform. Von den Helmen wehte schwarze
Federflor.

Nun folgt ein Leiterwagen mit einer Strohlage bebed.
darauf sitzt in bloßem, geschorenem Kopf der todtenbleiche, junge
Mörder.

Reinig und in sich geteilt hat er den Blick auf die ge-
falteten Hände gesetzt —

Neben ihm sitzt ein katholischer, würdiger Priester, in
weißem Ornat, welcher ihm das Crucifix zur Anbetung
hinhält und ihn zu rufen will.

Eine Compagnie Infanterie bedrängt den traurigen Zug.
Die Fahne ist mit Eifer fortgerissen. Ernst und schweigend
marschiren die Soldaten hinter dem Todeswagen her, jeder Mann
wachte, daß er einen guten Kameraden verlieren wird.

Eine Unmarie Sold bedrängt den Zug auf beiden Seiten,
die ganze Umgebung von Thronen hat sich zu diesem
wichtigen, seltenen Schauspiel gesammelt.

Unterdessen hatten der Henker und seine Leute einen niedri-
gen Pfahl errichtet. Vor demselben stand ein kleines Podium
und auf diesem ein niedriger Fußschemel. Beim Herannahen
des Auges tritt der Henker und seine Gehilfen zurück von
dem Pfahl, sie sind mit den Vorbereitungen fertig.

Verdämpfte Commandocufe werden hörbar. Die Soldaten
sind rings um den Pfahl ein Quarrée, in welches der junge
Mörder geführt wird.

In der lautlosen Stille verliest der Hauptmann das Todes-
urtheil, welches von dem armen Delinquenten in kühler

Schweigen angehört wird. Aller Blicke sind auf ihn gerichtet, die
meisten Augen sind mit Thränen gefüllt.

„Habt Acht! Präsentirt's Gewehr!“ erschallt das Com-
mando durch die Stille — dumpfer langer Trommelwirbel
ertönt, während der Mörder an den Pfahl geführt und von
den Gehilfen des Henkers auf das Podium gestellt wird. In
kaum einer Minute ist das arme Todesopfer mit Seilen um
Hals, Arme und Füße an den Pfahl befestigt, der Henker
tritt zurück, eine kleine Bewegung entfernt den hierzu besonders
vorgeordneten Fußschemel, man sieht nur noch, wie sich der
Kopf des Gerichteten zur Seite neigt, während ein heftiges
minutenlanges Zucken der Schultern, Arme und Schenkel den
Körper durchläuft, dann aber immer schwächer wird und endlich
ganz aufhört. Der Gerechtfertigte war Genüge gesehen!

Lautes Schluchzen und Weinen begleitete den traurigen
Act: „Jesus, Maria und Joseph!“ ertönt es durch die er-
schütterte Menge unter heftigen Bekreuzigungen; die Soldaten
waren auf Commando in die Knie gesunken und verharren
eine Zeit lang mit abgezogenem Szako in stillem, inbrünstigem
Gebet für die arme Seele des Gehängten.

Nach damaligem Brauch mußte der Körper bis Sonnen-
Untergang am Galgen bleiben, zur öffentlichen Warnung!
„Du sollst nicht tödten!“ heißt das dritte Gebot und das
Gesetz vergilt Gleiches mit Gleichem!

Nach Abzug des Militärs drängte Alles zur unmittelbaren
Todesstätte. Da hing der arme, jugendliche Mörder, dem die
Eifersucht das Messer in die Hand gedrückt hatte! Sein Haupt
ist seitwärts geneigt, und das bleiche Gesicht schmerzlich ver-
zogen. Das gebrochene Auge starrt geisterhaft auf die Um-
stehenden, unter denen die alten Weiber in ängstlicher Scheu
zuerst anfangen, einige Lappen von dem Hemd des Gehängten
abzureißen, bis zuletzt ein förmliches Plündern all' der wenigen
Kleidungsstücke des Todten stattfand und ein förmliches Gei-

Dort an einander gedrängt sieht die hassernte Volksmenge
und hat den Blick nach der Straße gerichtet, wo der
Hauptwagen fährt.

„Jetzt kommen sie!“ murmelt es durch die Menge,
und welche sich plötzlich eine athemlose Ruhe gesetzt hat.

Den Zug eröffnete eine Abtheilung leichter Cavallerie in
zügiger Paradenform. Von den Helmen wehte schwarze
Draufschloß.

Nun folgt ein Leiterwagen mit einer Strohlage bebed.
darauf sitzt in bloßem, geschorenem Kopf der todtenbleiche, junge
Mörder.

Reinig und in sich geteilt hat er den Blick auf die ge-
falteten Hände gesetzt —

Neben ihm sitzt ein katholischer, würdiger Priester, in
weißem Ornat, welcher ihm das Crucifix zur Anbetung
hinhält und ihn zu trösten sucht.

Eine Compagnie Infanterie bedrängt den traurigen Zug.
Die Fahne ist mit Eiserne umrandet. Ernst und schweigend
marschiren die Soldaten hinter dem Todeswagen her, jeder Mann
wachte, daß er einen guten Kameraden verlieren wird.

Eine Unmarie Sold bedrängt den Zug auf beiden Seiten,
die ganze Umgebung von Thronen hat sich zu diesem
wichtigen, seltenen Schauspiel gesammelt.

Unterdessen hatten der Henker und seine Leute einen niedri-
gen Pfahl errichtet. Vor demselben stand ein kleines Podium
und auf diesem ein niedriger Fußschemel. Beim Herannahen
des Todes witt der Henker und seine Gehilfen zurück von
dem Pfahl, sie sind mit den Vorbereitungen fertig.

Verdämpfte Commandocufe werden hörbar. Die Soldaten
stehen rings um den Pfahl ein Quercree, in welches der junge
Mörder geführt wird.

Unter lautloser Stille verliest der Hauptmann das Todes-
urtheil, welches von dem armen Delinquenten in kühler

Schweigen angehört wird. Aller Blicke sind auf ihn gerichtet, die
meisten Augen sind mit Thränen gefüllt.

„Habt Acht! Präsentirt's Gewehr!“ erschallt das Com-
mando durch die Stille — dumpfer langer Trommelwirbel
ertönt, während der Mörder an den Pfahl geführt und von
den Gehilfen des Henkers auf das Podium gestellt wird. In
kaum einer Minute ist das arme Todesopfer mit Seilen um
Hals, Arme und Füße an den Pfahl befestigt, der Henker
tritt zurück, eine kleine Bewegung entfernt den hierzu besonders
vorgeordneten Fußschemel, man sieht nur noch, wie sich der
Kopf des Gerichteten zur Seite neigt, während ein heftiges
minutenlanges Zucken der Schultern, Arme und Schenkel den
Körper durchläuft, dann aber immer schwächer wird und endlich
ganz aufhört. Der Gerechtfertigte war Genüge gesehen!

Lautes Schluchzen und Weinen begleitete den traurigen
Act: „Jesus, Maria und Joseph!“ ertönt es durch die er-
schütterte Menge unter heftigen Bekreuzigungen; die Soldaten
waren auf Commando in die Knie gesunken und verharren
eine Zeit lang mit abgezogenem Szako in stillem, inbrünstigem
Gebet für die arme Seele des Gehängten.

Nach damaligem Brauch mußte der Körper bis Sonnen-
Untergang am Galgen bleiben, zur öffentlichen Warnung!
„Du sollst nicht tödten!“ heißt das dritte Gebot und das
Gesetz vergilt Gleiches mit Gleichem!

Nach Abzug des Militärs drängte Alles zur unmittelbaren
Todesstätte. Da hing der arme, jugendliche Mörder, dem die
Eifersucht das Messer in die Hand gedrückt hatte! Sein Haupt
ist seitwärts geneigt, und das bleiche Gesicht schmerzlich ver-
zogen. Das gebrochene Auge starrt geisterhaft auf die Um-
stehenden, unter denen die alten Weiber in ängstlicher Scheu
zuerst anfangen, einige Lappen von dem Hemd des Gehängten
abzureißen, bis zuletzt ein förmliches Plündern all' der wenigen
Kleidungsstücke des Todten stattfand und ein förmliches Geitz-

um einige Feszen unter der Menge entstand, denn solch' ein Stück Lumpen von einem Gehängten schützt vor allerhand Krankheit und Siechthum, bewahrt den Dieb vor der Entdeckung, seit den Menschen gegen alles Unglück und bringt schließlich reichen Gewinn in der Zahlenlotterie, wenn man die Nummern bis zur Ziehung darin eingewickelt behält!

Der Aberglaube unter dem niederen Volke machte sich bei dieser traurigen Gelegenheit so recht auffällig bemerkbar und artete zuletzt in förmlichen Fanatismus aus.

Nach diesem erst so ergeifenden, nunmehr aber so widerlichen Schauspiel wendete ich mich sofort ab und zog meine Straße weiter, so daß ich Theresienstadt und die Nichtstätte bald hinter mir hatte. Kaum war ich eine Stunde ungefähr unterwegs, immer noch in Gedanken an die gebrochenen Augen und zuckenden Schultern dahinschreitend, als mich plötzlich ein entsetzlicher, jäher Schreck durchzuckte! Ich hatte Uhr und Geld unter dem Kopfpolster in der Ausspannung vergessen und liegen gelassen!

Das kommt von der übergroßen Vorsicht und von den ängstlichen Traumbildern dieser fatalen Nacht!

„Ob wohl Uhr und Geld noch da sind? Ob das Bett schon gemacht ist? fragte ich mich immerfort auf dem schleunigst angetretenen Rückwege, den ich mit fliegendem Athem sofort verfolgte. Ich lief und trabte vielmehr förmlich in die Unglücksstadt zurück!

Hastig stürme ich über den Platz hinüber und in die „Ausspannung“ hinein, dann die wacklige Stiege hinauf!

Der Wirth lobte unten in den leeren Gastzimmern herum. Raff' ihn, wenn ich nur Uhr und Geld wieder finde?!

Ein struppiger Knecht kommt mir von der Bodensiege herunter mit einem Besen über der Schulter entgegen und schreitet auf mein innegehabtes Zimmer zu.

Ich stürme ihm voran durch die offenstehende Thür hinein, das Bett ist noch nicht gemacht — mit einem schnellen Griff unter das Polster habe ich Uhr und Portemonnaie in der Hand — Gott sei Dank! Wie vom schweren Alpdrücken befreit, hebt sich die hoch aufathmende Brust!

Der struppige Knecht tritt nach mir ins Zimmer.

„Wie haben Sie in dem Bett geschlafen?“ fragt er zu mir gewendet und mustert mich dabei mit fast höhnißchem Blick von Kopf zu Füßen.

„Der Alte da unten wird noch rein verrückt vor Zorn, seitdem der Mord hier vorgekommen ist. Kein Mensch will mehr Quartier bei uns nehmen und unten in der Schenke sind die meisten Gäste ausgeblieben. Die Leute grauen sich Alle vor dem Haus! Es war aber auch ein schrecklicher Anblick, wie das Mädchen so todt dalag, mitten in dickem, geronnenem Blut — —!“

„Der Mord ist — hier — vorgekommen?“ frage ich den erzählenden Hausknecht ganz kleinlaut und sehe mich scheu im Zimmer und nach dem Bett um —

„Nun ja!“ antwortet dieser: „Vor zehn Tagen hat er die Leene hier umgebracht, da in demselben Bett, wo Sie geschlafen haben! Mit einem Zug hat er ihr mit seinem scharfen Faschinenmesser den Hals bis auf den Wirbel abgeschnitten und ist dann davon gelaufen, zurück in die Kaserne, wo er sich selbst gemeldet hat! Die dunklen, großen Flecke an der Wand dort rühren noch von dem angespritzten und abgewaschenen Blut her — —!“

Mich überließ es kalt und warm! Ich fühlte, wie sich mir vor Entsetzen das Haar sträubte, wie es mir eifig über den Nacken rann und eine förmliche Todesstarre den Körper bannte!

Ich hatte also in dem Bett der Gemordeten geschlafen — Himmel! Da sind noch die frischen Blutspuren an der Wand!

Und dieser elende Knecht weidet sich förmlich an dem Entsetzen, welches er mir mit seiner Erzählung eingejagt hat!

Nur fort aus dieser verruchten Spelunke und dieser verwünschten Gegend — ich mag nichts mehr sehen, weder links noch rechts!

Das waren Erinnerungen aus der Jugendzeit, welche heute wieder so recht lebendig vor die Seele traten und auch stets unvergeßlich bleiben werden! Doch nun weiter.

Wir sind in Theresienstadt angekommen. Die Verbrecher werden über den Perron in die Festung hinein abgeführt, dort erwartet sie schwere Arbeit an den Wällen und in den Gräben. Wer nach Theresienstadt kommt, muß mindestens zu fünf Jahren verurtheilt sein —

Eine Festung hat immer etwas eigenthümlich Beklemmendes. Der breite hohe Gürtel von Wällen und Gräben, welcher die Häusermasse einzwängt, scheint jede freie Bewegung und jeden fröhlichen Gedanken auszuschließen. Die Gassen sind eng und finster, die gewölbten Eingangsthore in die Stadt führen in schiefer Richtung in die Straßen, alle die hohen, altersgrauen Thürme mit den vielen Schießcharten mahnen an Kerkerluft, Moderduft, dunkle Zellen und an darin ange schmiedete Verbrecher in schweren Ketten —

Es ist ein Glück, daß der Eisenbahnzug aus der dunkel geschwärzten, niedrigen und rauchigen Halle herausfährt, hinein in die frische, wohlige Luft, in den sonnigen Tag, welcher uns freundlich aus Feld und Flur entgegenlacht.

Die schönste Eisenbahnfahrt wird aber schließlich langweilig und ermüdend, wenn dieselbe zu lange dauert.

Wir fliegen an Dörfern und Städten vorüber, Alles sieht hier viel freundlicher und einladender aus, wie die stinkenden Nester in egyptischen Landen!

Der Abend senkt sich langsam über die ganze Natur ringsum. Ermüdet von allem Schauen links und rechts machte ich

es endlich ebenso, wie ein mir gegenüberstehender Reisegefährte älteren Datums und legte mich in die weiche, gepolsterte Lehne zurecht.

Dabei fielen mir die Worte des großen Generalissimus Fürsten Wallenstein ein, welche er an seinem letzten Lebensabend sprach, als er sich in sein Schlafzimmer begab, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß er dajelbst von Mörderhand sterben sollte:

„Ich hoffe einen langen Schlaf zu thun.

Denn dieses Tages Last und Mühen waren groß!“

Der große Feldherr erwachte andern Tages nicht mehr aus diesem langen Schlaf. Die Mörderhand Butlers, seines einsigen vertrauten Freundes, hatte ihn in die andere Welt expedirt.

Ich selbst aber machte am andern Morgen frisch und munter die Augen auf, als wir schon längst die sächsische Grenze hinter uns hatten und in den Bahnhof von Elbflorenz hineinführen.

XXXIV.

In der Heimat.

Dresden in Chursachsen, wo die schönen Mädchen wachsen“ heißt es im bekannten Volkslied und zwar mit Recht!

Die sächsischen Mädchen sind fast durchschnittlich blond, femmelblond und die meisten von ihnen haben wunderbar schöne Augen, welche uns freundlich anlächeln. Dazu kommen noch blühend rothe Wangen, ein reizender Wuchs, eine schöne Taille, ein voller Busen und endlich ein immer heiteres Temperament, welches von innerer Lebenslust übersprudelt.

Man hat bei einem Spaziergang durch Dresdens saubere Straßen und reizende Promenaden fortwährend zu schauen und zu bewundern! Die hübschen Blondinen mit den dicken Köpfen und den rothen Wangen sind oft so verführerisch appetitlich, daß man gleich hineinbeißen möchte, wie in einen frischen Apfel!

Ich könnte jetzt hier in Dresden Gelegenheit nehmen, meine sächsischen Freunde zu besuchen, welche mit mir die Pyramiden bestiegen hatten. Sie baten mich damals dringend um meinen Besuch, im Fall ich einmal nach „Dräsen“ kommen würde und habe ich auch deren Adresse in der Tasche. Allein ich fürchte, daß dadurch nur die Erinnerung an den gehaltenen Verlust aufgefrischt wird, welchen die jungen Leute durch die griechischen Gauner erlitten hatten? Daher werde ich das Aufsuchen der beiden Handlungsbesessenen lieber unterlassen und weiterdampfen.

Jetzt lenkt der dahinbrausende Zug in die „märkische Streusandbüchse“ in die Provinz Brandenburg ein.

Das ist mein engeres Vaterland!

Der dürre, weiße und ausgetrocknete Sandboden ringsum, auf welchem in sehr lichten Reihen das Kartoffelkraut traurig blüht, es ist mein Heimatsboden! Welch' großer Unterschied zwischen diesem armen Sandboden und der fetten, urwüchsigen Nilerde!

Hier arbeiten und schaffen fleißige, reinliche Menschen, von Früh bis Spät im Schweiße ihres Angesichtes, um dem kärglichen Lande nur eine mäßige Ernte an Kartoffeln abzurufen und dorten, am Nil da unten wächst und wuchert die Saat ohne große Mühe den schmutzigen Arabern in den Hals hinein und viermal wird in einem Jahre geerntet!

Unser deutscher Bauer lebt aber dennoch glücklicher, als der arabische Fesach, er kennt keine Leibeigenschaft, keine Claverei! Er ist nur der Slave seines eigenen Willens und was er säet, das erntet er auch als sein Eigen!

Am Nil aber säet der Felach und der Pascha erntet!

Hierorts säet der Bauer und von den Witterungsverhältnissen hängt die gute oder schlechte Ernte ab. Wie vergehen da die Wochen und Monate unter lauter Bangen und Hoffen und wie oft wendet sich der Blick des Landmannes zum Himmel, an welchem sich kein einziges Wölklein zeigt, welches den ersehnten Regen bringen möchte, der die durstigen Felder tränken soll?

Dorten am Nil ist aber immer gutes Wetter und wenn einigermaßen sorgfältig gesäet ist, so wird auch mit Sicherheit gut und ergiebig geerntet. Dafür sorgt die ganze liebe Natur, da braucht der Felach nichts dazu thun!

Dem traurigen Aussehen des verstaubten Kartoffelkrautes nach, mit seinen hangenden, halb welken Blüthen fällt die Ernte in diesem Jahr nicht sehr ergiebig aus?

„Es fehlt der Regen“, sagen einige Kenner im Waggon. Sie sprechen dies mit einer Miene aus, welche keinen Zweifel zuzulassen scheint.

„Wenn ich doch nur einen, wenn auch ganz kleinen Arm des Nilstromes hierher zaubern und über die Felder laufen lassen könnte! Wie würde Alles grünen und blühen und wie würden sich die guten Bauern freuen,“ denke ich mir: „Wie viel köstliches, befruchtendes Wasser trägt der heilige Nilstrom mit seinen beiden colossalen Mündungen unnütz in das Mittelländische Meer, wo es sich mit den salzigen Fluthen desselben mengt —!“

„Bereget hat es genug, aber der Boden laugt nichts. Da muß erst Klee drauf!“ sagen wieder andere Kenner.

„Wenn ich doch nur einige Provinzen voll Nil-Erde herzaubern könnte, von den Strecken, die alle in Egypten noch brach liegen,“ denke ich mir wiederum: „Das wäre der beste Dünger!“

„Es fehlt weder am Regen, noch am Boden, sondern hier müßte ordentlich mit dem Untergrundpflug vorgearbeitet werden und dann recht viel Mist drauf!“ sagt wieder ein dritter Kenner.

Nun ist meine Wissenschaft zu Ende und ich habe auch keinen Wunsch mehr übrig. Ich verstehe wohl Baumwolle und Reis anzubauen, aber von den Erdäpfeln verstehe ich nur das Essen in den verschiedenen Zubereitungen, namentlich in der Form von Knödeln, mein Leibgericht! Jetzt werden wir auch wieder an jedem Mittag Erdäpfel auf dem Tisch sehen, nach welchen wir an den Ufern des Nils immerfort gelehrt haben, weil sie dort nur sehr spärlich wuchsen. Hier aber sieht man ja meilenweit nichts weiter, als nur Kartoffelfelder!

Immer unruhiger wallt das Blut, je mehr sich der dahin-eilende Schnellzug der Vaterstadt nähert. Das Herz schlägt erwartungsvoll der Stunde des Wiedersehens aller Lieben entgegen!

Die Kartoffelkenner verhandeln jetzt über den Baumschlag im dichten Forst, durch welchen die Eisenbahn führt. Auch hier sind sie dreierlei Meinung, ein Jeder will Recht haben.

Es handelt sich darum: ob Fichte, Tanne oder Kiefer?

Ich verstehe auch hiervon nichts und kann mich also nicht hineinmischen. Von Baumwolle und Reis müßte ich schon zu erzählen, aber von Bäumen verstehe ich absolut nichts, außer es sind Früchte auf denselben, dann kann ich einen Apfelbaum von einem Birnen- oder Zwetschkenbaum genau unterscheiden.

Ich sehe immer mehr ein, daß wir alle Viere im Coupée gleich wenig von der Landwirthschaft verstehen! Der ganze Disput ist überhaupt vollkommen unnütz. Aber ich bin ja im Vaterlande, im Lande der Vielwisserei, und die Leute Alle sind hier so schrecklich viel klug! Da muß Jeder mit-sprechen über Politik, Staatswissenschaft, Krieg oder Frieden —

die Zeiten sind längst vorbei, wo es hieß: Schuster, bleib bei Deinem Leisten!

Heutigen Tages kann Jedermann von seinem dreibeinigen Schemel, von der Hobelbank oder vom Schraubstock weg *Abgeordneter* des Deutschen Reiches werden und in Politik und Landpflege mitmachen, folglich muß sich auch Jeder bei Zeiten üben und sein Talent vor den Leuten zeigen, damit er zur Geltung kommt!

In weiter Ferne tauchen schon die Kirchtürme und Schornsteine der „gebildetsten“ Metropole des Deutschen Reiches vor unseren sehnsüchtigen Blicken auf, wir werden bald angelangt sein.

Der Zug geht schon langsamer, andere Züge rasseln vorbei, unser Locomotivführer pfeift öfter, heftiger und länger. Er will wahrscheinlich Respect einjagen, denn er bringt vier gar sehr geschickte Leute nach Berlin, darunter einen Egyptianer, welcher Zuckerrohr, Baumwolle, Reis und Mais anbauen kann.

Endlich fahren wir unter die himmelhohe, weite Glashalle des neuen, großartigen Potsdamer Bahnhofes ein. Das lasse ich mir gefallen, das ist doch ein Bahnhof für eine Weltstadt! Kommt nur her aus aller Herren Ländern und seht Euch diesen mächtigen Bogen in Glas und Eisen an und dann bessert Eure Meinung über die Stadt der Intelligenz! Da bekommt man ja förmlich die Genickstarre und der Nacken thut Einem weh, wenn man eine Weile zu dieser lichten, schwindelnden Höhe hinauf geschaut hat!

Beinahe sechzehn Jahre war ich von Hause fort und Berlin stand dennoch immer auf derselben Stelle. Es war aber viel weiter geworden, es hatte den Gürtel gesprengt! Die langweiligen, hohen Stadtmauern, an denen Spinnen, Nachtfalter und Raupen nisteten, sie waren gefallen und schöne, breite und unendlich lange Straßen zogen darüber hin.

Ich gehe zu Fuß, da kann ich mir alle die Neubauten in den alten bekannten Straßen genauer anschauen.

Wie geschäftig rennen die vielen Menschen, meine Landsleute, hin und her! Jeder will schnell an sein Ziel und von dort aus wieder weiter, an ein anderes Ziel und so fort.

Sieht mir denn kein Mensch an, daß ich von weit her, vom fernen E g y p t e n komme, und auch mit zum Bau gehöre?

Mein. Hier ist jetzt Großstadt, Weltstadt, Siegestadt! Hier hat jetzt Niemand Zeit zum müßigen Schauen, denn die fünf Milliarden, welche die geschlagenen Franzosen blechen mußten, sie müssen zuerst verarbeitet werden. F ü n f M i l l i a r d e n ! Ihr Götter! Das wird wohl so ein Stück Arbeit für ewige Zeiten geben, bis die klein gemacht sind? Da müssen natürlich alle Mann helfen!

Meine Ankunft sollte überraschen, deshalb hatte ich durch einen Brief nur u n g e f ä h r die Zeit derselben angegeben.

Der e r s t e Eindruck, welchen jeder Heimkehrende macht, ist immer der bleibende. Ich mußte deshalb daran denken, daß mein äußerer Mensch von den Anhängeln der langen Eisenbahnreise gereinigt werde. Zuerst sollten Haar und Bart schön gestutzt und geschniegelt werden.

Die bekannten fünf Becken, welche die Berliner Barbier als Zeichen ihres Standes ausgesteckt haben, winken dem darnach Lechzenden schon von weiter Ferne.

Beim Oeffnen der Ladenthüre strömt mir eine Dunstwolke von kochenden Kohlrüben entgegen, welche auf einem kleinen Sparherd brodeln.

Das ist noch das alte Berlin von früher, da ist Küche, Friseur-Salon und Wohnzimmer in einem Raum untergebracht.

O Berlin — schaue in dieser Beziehung nach Wien und du kannst noch viel lernen!

Der Haarkünstler schläft natürlich auf dem dunkelfarbigen, fettglänzenden Sopha. Sein schneidiger Beruf treibt ihn schon Früh hinaus, seine Frühkunden sind alle barbiert und er ist nun müde von dem vielen Schaum schlagen und vom Berichten der Stadtneuigkeiten. Da gehört ein ordentliches Vormittagsjhläfchen drauf.

Aus dem Hintergrunde erscheint die kleine Frau, welche die Klingel an der Thür gehört hat. Sie hat natürlich ein Kind an der Brust. Hinter ihr kommt laut schreiend ein kleiner Käsehoch, welcher sich an den Rockfalten angeklammert hat und dabei fürchterlich brüllt; „er will noch eine Schrippe haben, die dritte dicht vor'm Mittagessen“, wie mir die kleine Frau erklärt. Dabei langt sie vom Fußboden ein halb abgeknabbertes Schmalzbrod und beruhigt damit den kleinen Schreihals.

Der Haarkünstler hat sich inzwischen vom Sopha geschwungen, er grüßt mich barbierfreundlichst, bittet Platz zu nehmen und stäubt nunmehr eine etwas verdächtig reine Serviette zum Umlegen aus, von welcher die kurzen, rothschimmernden Haarstummel irgend eines Kunden vor mir im Zimmer herumfliegen und sich langsam auf den Fußboden, auf Menschen, Tisch, Sopha und Kohlrüben niederlassen!

Ich glaube, hier hat ein „Haar in der Suppe“ nicht mehr die schreckliche Wirkung und Bedeutung, wie anderswo?

Der Haarkünstler hatte einen etwas unsicheren Schritt. Seine Hand zitterte, seine Augen schienen stark geröthet, sein etwas schäbiger Rock duftete einen intensiven Tabaksgeruch aus, denn jedenfalls hatte ihn die auf das Frühgeschäft nothwendig folgende Morgensprache stark in Anspruch genommen?

In fünf Minuten wußte ich die Haupt-Neuigkeiten Berlins: Morgen kommen die Truppen vom Manöver zurück, im Thiergarten hatte sich ein Liebespaar entleibt, die Regierung denkt wieder an eine neue Steuer, trotzdem der Juliussturm noch

bis unter's Dach voll „Milliarden“ liegt, und endlich waren 50 Thaler Belohnung ausgeschrieben für Denjenigen, welcher die Einbrecher in einem Bankgeschäft so bezeichnet, daß man dieselben gerichtlich belangen kann!

„Daran erkenne ich mein Berlin wieder!“ dachte ich mir: „es ist in dieser Beziehung das alte geblieben.“

Nachdem nun durch Abstäuben und Bürsten meiner eigenen Person sich wiederum ein Haarschauer durch das Zimmer verbreitete, empfahl ich mich höflichst, verglich im Stillen dieses Kunst-Atelier mit den sauberen, großartigen und freundlichen Salons der Wienerstadt und die ebenso eleganten Geschäfte der Griechen und Franzosen im fernen *Egypten*, suchte mir draußen vor der Thür mit den Fingerspitzen noch die verschiedenen dunkel- und hellfarbigen Nester menschlicher Haargewächse von Hut, Rock und Beinkleidern ab, welche mit einer seltenen Fähigkeit an denselben hafteten, und an den Fingerspitzen den gemischten Duft von allerhand Parfüms hinterließen, die Gemisch nicht mehr auseinander zu bringen waren. Die Kohlrüben werden ebenfalls darnach schmecken — ich wünsche geeignete Mahlzeit!

Endlich stand ich vor dem Vaterhause! Es hat sich an denselben Nichts verändert, die vorzeitliche Fassade ist grau in grau geblieben!

Das Herz schlug mir gewaltig beim Eintritt in die Wohnung, — ich hatte alle meine Lieben vor mir! Nur erfolgte jene Scene, deren Beschreibung der werthe Leser gern überschlägt, weil er sie im Leben selbst gewiß häufig genug durchgemacht hat!

Meine Kinder hatten mich seit dem halben Jahre meiner Abwesenheit vollständig vergessen: ich war ihnen wildfremd geworden.

Daraus erzieht man, daß die Mutter Natur keineswegs irgend einen Instinkt, ein Gefühl oder sonst ein Merkmal für

die Erkennung der Blutsverwandtschaft in den Menschen hineingelegt hat?

Am folgenden Tage war's schon anders. Da tunkten mir alle Drei auf dem Schoß herum und wollten nicht mehr hinunter!

Wie prächtig sahen die beiden Buben und das Mädel aus! Die gesunde Luft und die berbe Hausmannskost hatten ihnen alle Backen aufgetrieben.

Nun kamen von allen verwandten und bekannten Seiten die Einladungen, denn die Ankunft eines Egypters muß doch selbstverständlich gefeiert werden?

Der Berliner ist gastfreundlich und freigebig, er läßt sich nicht „lumpen“, wie es im Volksmunde heißt. Kommt ein Besuch, so wird das Beste aufgetischt, was die Jahreszeit mit sich bringt und das ist in jedem Spätherbst der Gänsebraten!

„Gene jut jebratene Jans und een juter Jurkensalat sind eene gute Jabe Jottes!“

Diese „Jans“ kommt aber niemals zerlegt auf den Tisch, sondern wird auf einer mächtigen Schüssel schön braun gebraten als „janze Jans“ hereingetragen. Dazu gibt es den unvermeidlichen Schmorkohl, denn der „jehehrt“ dazu.

Das ganze Zimmer duftet herrlich von Braten.

Nach echter Berliner Sitte wird nun aber vor dem Essen erst „Gener jenommen“, und zwar ein echter, unverfälschter guter „Landeskümmel“, damit der Appetit noch mehr erregt wird und „nu jeh'ts los“, jetzt kann gegessen werden!

Der Hausvater tranchirt den Gänsebraten, aus dessen Innern ein halbes Duzend schön braun gedünstete, große Aepfel herausquillen. Der Gast bekommt natürlich die besten Stücke. Ungenirt und unter munterem Geplauder greift Alles zu, es muß so lange gegessen werden, bis man sich nicht mehr rühren kann.

Als „Getränke“ wird landesübliches Weißbier servirt. Da dieser Gerstensaft aber ungeheuer stark moussirt und dreimal mehr „Fahm“ (Schaum) hat als flüssigen Stoff, so wird derselbe aus niedrigen, aber äußerst umfangreichen Gläsern getrunken, deren eines gut und gern 5 bis 6 Liter Inhalt hat und nur mit *b e i d e n* Händen umspannt und zum Mund geführt werden kann!

Sobald man dieses colossale Glas an den Mund setzt, steigt Einem die viele Kohlensäure des fort und fort moussirenden Getränkes in Nase Mund und Augen, der Athem ist vollständig verlegt und die Augen gehen uns über — man muß schnell absetzen, um frische Luft zu schnappen! Das Glas macht nun die Runde rings um die Tafel.

Das Weißbier hat einen säuerlichen, prickelnden Geschmack; es beißt sogar etwas scharf auf die Zunge und Rippen und jeder Fremde wird dies Bier für ein ganz abscheulich schmeckendes Getränk erklären, für puren Essig!

Hat man sich aber an dasselbe gewöhnt, so verlangt man es just recht scharf und beißend, denn da ist es erst die richtige „propre Weisse“.

Der Berliner verzichtet gern auf allen Wein, weil er weiß, daß er denselben doch nur gefälscht erhält. Auf den Kartoffelfeldern in der weiten Mark ringsum wächst auch kein Wein, aber es gedeiht daselbst Gerste, Weizen und Korn und aus diesen Landesproducten wird das Weißbier und der *K ü m m e l* erzeugt, jene beiden Nationalgetränke, welche das norddeutsche Volk gern und viel trinkt, welche es groß und einig gemacht, zum Volk der „Denker“ gestempelt und von Sieg zu Sieg geführt haben.

„Gene kühle Blonde und een kleiner Kimmel“ sind des Berliners Labjal im heißen Sommer, bei schwerer und heißer Arbeit und im noch heißerem Waffenspiel des Krieges oder Friedens.

Das Mittagsmahl ist vorüber und will verdaut sein. Man wünscht sich gegenseitig „gesegnete Mahlzeit“, lehnt sich in die Ecke des Sophas und zündet sich eine gute Cigarre an, welche am besten verdauen hilft. Dann wird politisirt oder eine Partie „Schafkopf“ gespielt und so vergeht die Zeit unter Spielen, Rauchen und Trinken bis zum „Abendbrot“, wo dann die Nester der „Jans“ vertilgt werden.

Die Besuchszeit ist vorüber, man kann unmöglich noch etwas genießen. Dick und voll angeessen bestiegt man eine Berliner Droschke „zweiter Güte“ und läßt sich für sehr billiges Geld, wenn auch recht hübsch langsam nach Hause fahren. Während der müde Gaul Schritt für Schritt dahintrottet, hält der Fahrgast drinnen und der Kutscher oben am Bock ein kleines Schläfchen, ohne fürchten zu müssen, daß das Roß durchgeht: Das ist unter Berliner Droschkenpferden noch nicht vorgekommen! Viel häufiger tritt dagegen der Fall ein, daß das Roß störrisch wird, mitten auf der Straße plötzlich stehen bleibt und nicht mehr vom Fleck zu bringen ist!

Nun entsteht sofort ein Auslauf, sämmtliches Publikum lacht über diese komische Scene, der Fahrgast steigt beschämt aus, der Kutscher weiß sich nicht zu helfen, die Berliner Schusterbuben, welche mit ihrer „koddrigen Schnauze“ überall dabei sein müssen, pfeifen und johlen dazu und spotten über den „Schimmel von Sedan!“

Endlich erscheint auch ein Schutzmann und nun wird mit Beihilfe von noch einigen mitleidigen Passanten unter lautem „Hüh“ und „Hoh“ die Droschke von hinten wieder in Gang geschoben.

Der „Schimmel von Sedan“ macht noch einige vergebliche Versuche sich dagegen zu sträuben, schließlich setzt er aber seine steifen Füße wieder in Bewegung, der Fahrgast schlüpft schnell in das Gefährte und unter lautem Jubel fährt die Droschke endlich wieder langsam davon.

Die vielbesungenen Berliner Droschkenpferde sind zumeist ehemalige, ausrangirte Cavalleriepferde. Müde und halb in sich selbst zusammengesunken steht der magere Gaul mit hängendem Kopf und Ohren auf seinem Standplatz an der Straßenecke und träumt von königlichen Stallungen, gutem Futter und wenigem Dienst. Plötzlich hört er aus der Ferne Trompetenschall. Ein Regiment Cavallerie kommt die Straße heraufgezogen, voran die lustig schmetternde Musik. Jetzt hebt der alte Gaul den Kopf, spitzt die Ohren und versucht zu wiehern, was sich aber ungemein kläglich anhört, weil er es kaum über drei vollständig verstimmte Noten bringt! Er zerrt ohnmächtig an Halfter und Riemenzeug herum, er möchte gern mitziehen mit dem schmucken Reitertrupp und dann wieder hinein in die königlichen Stallungen, wo er früher so schön gestriegelt und gefüttert wurde! Der Kutscher hat ihn aber beim Kopf gepackt und redet ihm gut zu, während das Publikum und die Soldaten über die Capriolen der alten Mähre lachen und einige feste Stimmen ausrufen: „Der alte Gaul möchte gern wieder mit nach Paris!“ oder: „Halt's ihm feste, sonst geht er durch die Lappen!“

Das Berliner Droschkenpferd muß vielen Spott ertragen und gibt dem Volkswitz immerwährenden Stoff zu satyrischen Bemerkungen.

„Was ist schneller, als der Gedanke?“ fragt irgend ein Späßvogel.

Keine Antwort, weil man augenblicklich keine findet.

„Das ist das Berliner Droschkenpferd. Denn wenn man glaubt, es fällt jetzt und jetzt um, so — l i e g t ' s s c h o n d a !“

Seit meiner Ankunft in Berlin mußte ich darauf gefaßt sein, alle Tage, durch mindestens drei Wochen, „eingeladen“ zu werden.

Alles freute sich darauf, den Egyptianer nach so langer Zeit wiederzusehen.

Berlin ist ungemein weitläufig und groß. Es sind aber, Gott sei Dank, so viele billige und bequeme Gelegenheiten zum Fahren vorhanden, wie z. B. Stadtbahnen, elektrische und Dampftramways, Omnibusse und namentlich Droschken, daß der geringste Mensch eher fährt, als zu Fuß läuft.

Die ganze Familie wird in eine vierstige Droschke gepackt und nun geht's von Nord-Ost nach Süd-West, denn da wohnt wiederum eine andere verwandte Familie und die besorgte Hausfrau hat auf die Einladung noch extra geschrieben: „Kommt nur ja recht zeitlich, Punkt 12 Uhr wird gegessen.“

Der Berliner hält auf Pünktlichkeit, was Essen und Trinken anbelangt!

Da sind wir, lauter Egyptianer, fünf Mann hoch!

Die Tafel ist schon gedeckt, Alles schneeweiß, also bitte: nur Platz nehmen.

Die schmucke, saubere Köchin bringt auf hoherhobenen Händen die große, dampfende Bratenschüssel herein, es ist natürlich das Beste, was die Jahreszeit bietet: es ist Gänsebraten!

Dann kommt der unvermeidliche Schmorkohl!

Alles ist zwar gestern schon dagewesen, das macht aber nix! Die gute Schwägerin konnte ja keine Ahnung haben von dem was wir gestern gegessen hatten? Also keinen Laut darüber! Sie freut sich ja so sehr über die wunderbar schöne Gans, welche sie selbst eingekauft hat! Es war die größte am Markt.

Tapfer wird gegessen und getrunken. Wir hatten zwar in Egypten fast alle Tage Hühner-, Gänse-, Truthahn- und Entenbraten am Tisch, daß uns die Federn förmlich schon zum Hals herauswuchsen, allein hier in Berlin ist das eine Parität, was bei uns am Nil zu Hunderten am Hof herum krächte, gluckste, quackte, balzte, schnatterte und Eier legte. Also wird man sich ein wenig zum Appetit zwingen müssen und fleißig mit Weiß-

bier und Kümme! nachhelfen. Beides schmeckt schon wieder so gut, wie Muttermilch. Man ist ja dabei groß geworden!

Wenn die guten Verwandten so fortfahren, werden wir uns einige Reisen um den Leib legen lassen müssen? Man kann doch aber alle den freundlichen Einladungen nicht ausweichen und darf Niemanden vor den Kopf stoßen? Die Tour muß also am nächsten Tag fortgesetzt werden.

„Du wirst sehen, daß wir bei Deinem Vetter morgen sicher wieder Gänsebraten und Schmorkohl aufgetischt bekommen,“ sage ich zu meiner Frau: „gib der Cousine lieber vorher einen freundschaftlichen Wink!“

„Aber so laß doch!“ sagt die Theure: „ich kann doch nicht den Küchenzettel vorschreiben, wo es Alle so gut mit uns meinen und uns so herzlich aufnehmen?“

Der Empfang beim Vetter war wieder ungemein herzlich, die Mahlzeit bestand aber wieder in — Gänsebraten und Schmorkohl, das Beste in der Jahreszeit. Hilf Himmel! Ich fange schon an, Federn zu kriegen, sie wachsen mir schon zu förmlichen Schwingen an, so daß ich davon fliegen möchte! Morgen sollen wir wieder bei einem reichen Verwandten essen, es gibt sicher wieder „Gänsebraten“?

Will mir denn gar keine Kriegslist einfallen?

„Doch was der Verstand der Verständ'gen nicht sieht,
Das übt oft in Einfalt ein kindlich Gemüth.“

„Mutter“, fängt unser kleinster Bub plötzlich bei Tische an: „Die Gans ist aber viel größer, wie gestern die bei der anderen Tante —“

„Nein,“ sagt der älteste Bub: „Die Gans von vorgestern war noch größer.“

Nun war Alles durch den Kindermund verrathen.

„Wenn ich das gewußt hätte, daß Ihr schon zwei Tage hintereinander Gänsebraten gegessen habt, hätte ich sicher etwas anderes gekocht! D'rum eßt Ihr auch so wenig!“ sagte die

bestürzte, liebe Hausfrau ganz verlegen: „Hättet Ihr mir nur einen Wink gegeben!“ setzte sie hinzu.

Aha! Also hatte ich doch eine so blasse Ahnung!

Von dieser Zeit an wurde uns stets der Speisezettel überlassen, wie das so bei hohen Herrschaften üblich ist und wir lachten noch oft über das ewige, wenn auch delicate Einerlei. Ich behaupte auch und habe es so recht in Egypten kennen gelernt, daß der Mensch nicht 14 Tage hintereinander i m m e r Gänsebraten oder i m m e r Hühnerbraten essen kann.

Hingegen kann man täglich Rindfleisch essen!

Dreierlei Schmerzen waren es aber, welche mir die Freude an der Heimat so recht verbitterten und mich fortgejakt peinigten:

Der erste marterte mein Gehirn mit den fortwährenden Gedanken an mein verlassenes, bis jetzt noch unverkauftes Haus und Mobilien im fernen Egypten!

Will sich denn gar kein Käufer finden? Es gibt ja doch so viele Geldprogen in diesem Lande für welche die dafür begehrte Summe ein Pappensiel wäre? Ferner liegt das Haus doch mitten in einer sich immer mehr entwickelnden, eleganten Vorstadt, im „Hahnenkamm“, von so vielen wunderbar schönen, palmenreichen Gärten umgeben, welche einen herrlichen Ausblick bieten, wenn man vom Balkon heruntersehaut.

Die beiden immergrünen Drangenbäume vor dem Haupteingang, mit ihren herrlichen Früchten, wären jeder allein einen Tausender werth, wenn man dieselben in ihrer Blütenpracht so plötzlich nach Berlin versetzen könnte?

Der zweite Schmerz war der, welchen mir mein Freund William mit seiner Bitte bereitete, daß ich sein Vaterhaus aufsuchen möchte, um eine Versöhnung anzubahnen. Sobald ich Zeit habe, will ich mich zu diesem Zwecke nach der Ufermark begeben.

Der dritte und größte Schmerz war aber die Angst vor der — Berliner Polizei!

Beim jedesmaligen Erblicken eines Schutzmannes bekam ich einen Schreck vom Scheitel bis zur Sohle, denn ich war leider, ich muß es jetzt endlich gestehen: Ein gesetzlich längst verurtheilter *D e s e r t e u r*!

Mein Name war schon vor Jahren ins scharze Buch eingetragen und wer weiß, mit welch' bösem Zeichen?!

Unsere guten preussischen Landesgesetze halten jeden Unterthan bis zum vierzigsten Jahre in steter Controle und das ist wirklich sehr lobenswerth und soll auch so sein!

Der ausgediente Mann muß sich in jedem Jahr bei seiner Heimatsbehörde stellen oder sein — Todtenschein muß vorgelegt werden!

„Da tritt kein Aubrer für ihn ein.

Sür sich selber steht er da ganz allein!“

heißt es im Schiller'schen Reiterliede und im preussischen Gesetzbuch!

Ich ging damals von Wien nach Egypten mit einem königlich preussischen Paß versehen, nachdem ich in Berlin mein Jahr abgedient und einen Urlaubschein erhalten hatte.

Da brach der schleswig-holsteinische Krieg anno 64 herein.

Oesterreicher und Preußen zogen als Verbündete gegen den Dänen los, die dänische Flotte wurde bei Helgoland vernichtet, der „Christian VIII“ in die Luft gesprengt, die Düppeler Schanzen wurden erstürmt, viele Kameraden, Oesterreicher und Deutsche bedeckten die Schlachtfelder und ich — befand mich in Unteregypten und richtete damals die gute Narbe für den Küchen- und Hausdienst ab.

Da kam das unglückselige 66er Jahr. Die ehemals Verbündeten standen sich als Feinde gegenüber. Den Schleier drüber, denn das ist ein zu trübes Bild. Glücklicherweise hat dieser Krieg nur sieben Tage gedauert!

Zu dieser Zeit befand ich mich mit Mr. William in Oberegyp ten auf der Elephanten jagd, und als ich endlich ins Dorf zurückkehrte, war schon längst Friede geschlossen.

Nun begann aber der Krieg mit Frankreich anno 70, wo ich mich zumeist in Alexandrien aufhielt. Ich mußte von rechts wegen Frau und Kinder im Stich lassen, mich einschiffen, um nach Berlin zu reisen und mich meinem Truppentheil zur Verfügung stellen, so wenigstens verlangt es das preußische Landesgesetz und daran ist kein Jota zu ändern!

Nun frage ich aber Jedermann: ob er es an meiner Stelle gethan hätte?

Um ganz sicher zu gehen, hatte ich mich damals auf unser deutsches Consulat in Alexandrien begeben und meine Militär-Angelegenheit vorgebracht. Zu gleicher Zeit hatte ich den mir befreundeten Beamten um die nöthigen 400 Gulden Reise geld für meine Ueberfahrt spaßesweise gebeten.

Der Beamte lachte mich hell und laut aus!

„Dazu haben wir hier kein Geld!“ meinte er. „Sie haben ja Haus und Hof und — und.“

„Und Sie meinen,“ sagte ich, „daß ich Alles schnell verkaufen, nach Berlin reisen und mich einreihen lassen soll?“

„Ja, das machen Sie, wie Sie wollen. Sie allein sind für Ihre Person verantwortlich. Für Militär sachen haben wir hier kein Geld. Sie kennen doch als ehemaliger Soldat die Kriegsartikel?“

„O ja!“

„Na also! Wenn Sie einmal nach Berlin kommen, müssen Sie Alles selber ausbaden. Der preußische Soldat ist verpflichtet, sich alle Jahre in der Controlversammlung zu melden.“

Das war die Auskunft, welche ich damals erhielt.

Nun bin ich in Berlin, die Kriegsartikel schweben über meinem (schon etwas kahlen, von der egyptischen Sonne ent-

haarten) Haupt wie das Schwert des Damokles — daher die Angst vor der Polizei!

O, die Berliner Polizei findet Alles heraus, Alles!

Und wenn selbst sechszehn Jahre darüber vergangen sind!

Ich hatte allerdings drei Kriege veräumt, aber doch durchaus ganz gegen meinen Willen?

Wird mich die Polizei auch fin — den — ?

Nach einigen Wochen Aufenthalt im Vaterhaus und nachdem der Empfangstrudel vorüber war, bezogen wir eine eigene, kleine und saubere, aber recht theure Wohnung.

Es war um die Zeit der Wohnungsnoth. Berlin, die Siegestadt, wurde von Fremden und Zuzüglern aus allen Provinzen überschwemmt.

Die Hausherrn machten riesige Preise und suchten sich die Parteien aus. Man mußte ein förmliches Verhör bestehen über die Anzahl der Familienmitglieder.

Jeder Haustyrann wollte nur kinderlose Leute in's Haus nehmen, wer wird sich denn mit Kindern abgeben? Das fehlte noch!

Die armen Kleinen wußten gar nicht, woran sie waren, denn überall begegneten sie den zornigen Blicken des Haustyrannen, welcher an dem Parterrefenster auf der Lauer lag und eine Gelegenheit zur „Ermission“ abwartete!

Nachdem ich bei vielen Haustyrannen abgeblitzt war, weil ich drei Würmer besaß, wie der Berliner die Kleinen bezeichnet, fand ich endlich einen Hausherrn, welcher wirklich auch Kinder in's Haus nahm, dafür aber gesalzene und gepfefferte Miethspreise forderte. Jetzt fängt das Zinszahlen an, was wir in Egypten niemals kennen gelernt hatten. Da heißt es gleich im Vorhinein eine hübsche Summe Geld hinlegen, nebst Steuern und sonstigen Auslagen.

Wir hatten aus Egypten einige Matrasen mitgenommen, welche mit feinsten Baumwolle eigener Färbung gefüllt waren.

Dieselben sollten frisch aufgepolstert werden, wozu ein Tapezierer aufgenommen war. Beim Ausarbeiten der schönen seidenartigen Baumwolle kommt demselben plötzlich ein harter Gegenstand, wie ein langer, krummer Stock zwischen die Finger. Er zieht an demselben und wirft den Stock mit einem Aufschrei schnell von sich, indem er erschreckt darauf hinweist.

Nach näherer Befichtigung erkenne ich ein Andenken aus Egypten: es ist eine circa drei Fuß lange, vertrocknete Schlang e, welche vielleicht auf irgend einer Eisenbahnstation oder in Scharabas in die Matratze getrocknen und hier erstikt oder erdrückt war?

Vielleicht mochte sich dieselbe auch von ihrem ehemaligen Schlafkameraden aus alter Anhänglichkeit nicht trennen und der war ich selbst, es war meine Matratze.

Nach dieser sehr erfreulichen Entdeckung wurde natürlich alles, was irgendwie verdächtig war, auseinandergetrennt, glücklicherweise aber nichts mehr gefunden, was gegen norddeutsche Reinlichkeit verstoßen hätte. Außerdem wurde gegenseitig das tiefste Stillschweigen über diesen unheimlichen Fund gelobt, sonst hätten wir andern Tags vielleicht schon die Kündigung gehabt?

Endlich kam auch eines schönen Morgens in aller Früh das längst Erwartete und — Gefürchtete.

Um sechs Uhr Früh pocht es höchst energisch an die Thür — wer kann da draußen sein?

Die Milchfrau kommt erst um sieben und der Briefträger um acht Uhr — wer ist da?

Da klopft es schon wieder und diesmal noch stärker.

Giligt schlüpfe ich in Schlafrock und Pantoffel und öffne.

Ein Herr mit Vollbart tritt ins Zimmer.

„Sie sind Herr so und so, geboren den und den?“ fragt er mich, und schaut dabei in eine Vorladung oder dergleichen.

„Ja wohl, zu dienen,“ antworte ich höflichst, denn es stimmte Alles haarscharf. Ich glaubte auch so etwas wie ein Signalement in seinem Papier zu sehen, was er mit mir verglich.

„Bitte, dann folgen Sie mir aufs Polizeicommissariat. Ich bin Polizeibeamter . . .“ Dabei langt der vollbärtige Herr in die Westentasche und läßt darauf vor meinen Augen verschollen in der Hand einen kleinen silbernen Adler blinken und wieder verschwinden. Es war also ein Detectiv.

Die Frage: „Warum?“ wäre ganz unnütz gewesen.

In der Regel wissen diese Beamten auch nichts von der Sachlage und wenn er wirklich etwas von meinem „Verbrechen“ wußte, hätte er mir es gewiß nicht gesagt?

„Ich bitte“ sagt meine inzwischen hinzugetretene Frau, welche am ganzen Leibe zittert: mein Mann hat noch keinen Kaffee get . . .“

„Ich bedauere sehr“ fällt ihr der finsterblickende, strenge Polizeimann in die Rede: „ich habe keine Zeit zum Warten! Ich bitte mir sogleich zu folgen.“

Nun flog ich eilends in die Hosen und Stiefel — ich begreife gar nicht, warum ich ebenfalls dabei zittere? Nach zärtlichem Abschied von Frau und Kindern, welche alle drei ganz verwundert die Köpfe aus den Betten gereckt haben und zu heulen anfangen, folge ich dem Beamten die Stiege hinunter, zum Haus hinaus.

Der geheimnißvolle Mann führte mich auf das Polizeibureau. Hier mußte ich sehr lange warten, da der Herr Revierlieutenant noch beim Morgenkaffee saß, welchen mir mein griesgrämiger Begleiter so barsch verweigert hatte, obgleich noch übrig Zeit genug war!

Jetzt sitze ich schon eine Stunde hier und weiß noch nichts!

„Das „Warten“ lernt übrigens ein richtiger Deutscher von Jugend auf. Es wird ihm auf allen Aemtern und Ge-

richtigen Gelegenheit genug zum Studium des „Wartens“ gegeben; ja selbst beim Steuerzahlen, wo er doch baares Geld bringt muß er oft stundenlang warten.

Ich machte mir in dem engen, unfreundlichen Bureau ebenfalls meine Gedanken über die frühe, freundliche „Einladung“ und im Hintergrunde meiner Grübeleien erschien als Resultat eine finstere, enge Kammer mit kleinem, hochliegenden, vergitterten Fenster, ein schmaler Holztisch, ein Holzschemel, ein Krug Wasser und daneben ein Stücklein schwarzes, trocknes Brot — eine liebe Aussicht!

Plötzlich, mit großem Geräusch thut sich die Thür weit auf.

In derselben erscheint die breite, hohe Gestalt eines der oberen Wächter der öffentlichen Ordnung mit rasselnendem Schleppfäbel an der Seite, in der bekannten, imponirenden, aber höchst eleganten Uniform eines Berliner Polizeilieutenants.

In Berlin führt der Polizeicommissär den stolzen Titel: Lieutenant.

Alle Beamten erheben sich respectvoll.

„Gut'n Morgen!“ grüßt der Herr Polizeilieutenant mit strenger Miene: „Was wünschen Sie?“ fragt er mich, weil ich der einzige Civilist unter den vielen Uniformen bin.

„Ich — ich möchte gern nach Hause gehen zu Müttern, dann meinen Kaffee trinken und — und Ihnen recht viel Gesundheit, Glück und ein langes Leben wünschen, Herr Polizeilieutenant,“ wollte ich sagen —

Mein vorlauter Begleiter verdarb mir aber den ganzen Spaß und fiel mir sofort ins Wort, ohne mich um Erlaubniß zu fragen:

„Das ist her und der, Herr Lieutenant!“ meldet er in strammer Haltung und legt die Hand an den Helm.

„Ah so,“ sagt der Herr Polizeilieutenant und dreht sich den Schnurrbart: „Wachtmeister, geben sie mal die Akten her!“

Der Wachtmeister bringt sofort einen ganzen Stoß Papier! Um Gotteswillen, wenn diese Haufen Akten alle von mir handeln, so bin ich rettungslos verloren! Dann: Adieu Welt!

Da vorn auf der ersten Seite lese ich ja ganz deutlich meinen Namen und daneben steht schon wieder das ausführliche Signalement!

Allah hilf mir! Meine ganze Vergangenheit, welche ich in meiner Vaterstadt nicht zugebracht habe, ist hier niedergeschrieben! Da fehlt auch kein einziges Verjämniß meiner Waffenthaten, die da hätten geschehen sollen. O, ich habe einen scharfen Blick!

„Sie sind der ehemalige Gardesüßilier, einjährig Freiwillige H., so und so alt, hier geboren — stimmt das?“

„Ja wohl, Herr Lieutenant,“ antwortete ich pflichtschuldigst.

„Sie sind nach Paragraph 25 zu acht Wochen Gefängniß verurtheilt — wissen Sie das?“ fragt der Herr und schaut mich scharf an.

„Nein, Herr Lieutenant,“ sage ich so kaltblütig wie möglich, dabei läuft es mir aber ganz gruselig über den Nacken.

Der Herr Polizeilieutenant mußte wohl noch keinen Einblick in die ganzen Akten genommen haben, welche er nur oberflächlich durchblättert. Er ging nach dem Buchstaben des Gesetzes und das ist der P a r a g r a p h.

„Geben Sie 'mal das deutsche Reichsgesetzbuch her, Wachtmeister! Da steht es ja deutlich: Paragraph 25. Mit sechs Wochen bis zu einem halben Jahr Gefängniß wird bestraft: Wer Nachts auf der Straße Schlägerei oder Zusammenlauf verursacht, sich gegen die Obrigkeit auflehnt u. s. w. Sie haben vielleicht einmal den Nachtwächter geprügelt oder so etwas — genug, das ist nicht meine Sache. Bringen Sie den Herrn nur nach D b e n —“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant,“ sagt mein Begleiter und war nunmehr so höflich, daß er mir nicht mehr von der Seite ging, „im gleichen Schritt und Tritt“.

Schweigend wandelten wir Beide selbender nach „Oben“, das ist nach dem lieben Molkenmarkt, in das düstere, schwarzgraue Haus, gegenüber von dem Eckhaus, wo die dicke, große, vorweltliche Rippe und das mächtige Schulterblatt aufgehängt sind, als eines der Wahrzeichen von Berlins Ur-Ur-Vergangenheit.

Diese colossale Rippe sammt Schulterblatt sollten von einem Riesen herrühren, welcher einstmals in den Spreewäldern gehaust hat? So steht es wenigstens in der Chronik der Stadt.

Vom nahen Kirchturm schlug es neun Uhr, das war immer meine gewöhnliche Frühstückszeit und jetzt — lenken wir in das ungemütlichste Haus von ganz Berlin ein, wo es nur Brod und Wasser gibt!

Der Beamte führt mich durch lange, halbdunkle und schmale Corridore vor ein entlegenes, weites Gemach, in welchem ringsum an den Wänden hölzerne Pritschen stehen.

Er übergibt mich einem anderen Beamten mit sehr hoher steifer Halsbinde, der einen mächtigen Schlüsselbund in der Hand trägt. Nach kurzer, geheimnißvoller Zwiesprache nöthigt mich dieser Menschenfreund in selbes Gemach einzutreten und kaum trete ich hinein, so schlägt er hinter mir die dicke Eichenthür zu. Ich war drin!!

Und darum komme ich so weit her?

Soll ich vor Zorn laut aufschreien oder wild lachen vor lauter innerer Empörung? Ist es so weit mit mir gekommen, daß ich wie ein Verbrecher behandelt werde?

Ich bin eingesperrt hinter Schloß und Riegel, wie ein Dieb oder Mörder unter dem Abschaum der Menschheit!

Auf einer Pritsche lag ein total zerlumpter, schmieriger Keil, welcher ganz ungeheuerlich schnarchte. Er schien aus dem

Ninnstein aufgefißt zu sein, oder hatte in einer Art Begeisterung einen Fehltritt in denselben hinein gethan und war gleich drinn liegen geblieben. Sein rothes Gesicht und der Fuselduft, welchen er verbreitete, zeugte von dem Geist, der in ihn gefahren war. Das war lauter Landeskümmel!

Die schwere Thür that sich nach einer geraumen Weile wieder auf.

Ein junger Mensch wurde herein gebracht, welcher laut und heilig seine Unschuld beschwor: „Ich habe die Uhr nicht gestohlen, das war der Andere,“ betheuerte er fort und fort, trotzdem sich die Thür hinter ihm schon längst geschlossen hatte. Das war also jedenfalls ein Taschendieb?

Er sah mich darauf mit einer Art Vertraulichkeit lächelnd an und fragte mich etwas in einer Sprache, welche ich in drei Welttheilen nicht kennen gelernt hatte. Diese Classe Menschen hat also ihre eigene Gaunersprache?

Ich blieb natürlich stumm, wie ein Fisch und wendete meine Blicke von ihm fort, durch die Eisengitter der Fenster auf die gegenüberliegende graue Mauerwand, welche statt der Fenster eisenbeschlagene, schräge Zinkkasten zeigte, durch welche das Tageslicht nur von oben eindringen kann. Den dortigen Insassen war also jede Aussicht benommen!

Wäre ich doch nie wieder nach Berlin gekommen!

Hätten mich doch die Krokodile des Nils verschlungen oder wäre das Schiff im Sturm gescheitert und ich läge da unten tief am Grund des Adriatischen Meeres, wo sich der „stachelichte Rochen“ und der „gierige Hai“ um mich streiten könnten!

Pfui Teufel! Solche Schande: eingesperrt zu sein! Man kommt sich wie ausgestoßen vor von aller Welt!

Es ist schon elf Uhr!

Die Thür geht wieder auf, ein glattgeschorener Mensch in graublauer Jacke, jedenfalls ein Sträfling, bringt drei Stücke

Brod, drei Näpfe mit einer unsagbaren Suppe und einen Krug Wasser herein, welches er Alles auf den Tisch stellt.

In der offenen Thür steht der Menschenfreund mit der hohen Cravate und dem rasselnden Schlüsselbund.

Er ruft meinen Namen, ich folge ihm.

„Sie werden gleich d r a n kommen,“ sagte er zu mir.

„Erst d r i n und nun d r a n,“ denke ich mir: „wenn ich nur überhaupt schon ganz d r a u ß wäre!“

Ich befiand mich im Vorzimmer des Verhörssaales. An der Wand hing eine große Landkarte der östlichen Halbkugel. Ich überflog im Geiste meine Rückreise, welche ich gemacht hatte und zog mir in Gedanken die vielen langen Linien über Länder und Meere. Im Geiste wünschte ich mich aber weit, weit fort von hier, am liebsten zurück nach Neapel, an den blauen Golf, zu dem gemüthlichen Signor M a j a, wo wir die lustige Zeit verlebt hatten!

Dieses entsetzlich langweilige Warten! Es ist zum Davonlaufen — wenn man nur h e r a u s könnte?

Der Magen fängt immer lauter zu knurren an über diese grobe, ungewohnte Vernachlässigung. Ehe ich aber von der Suppe gegessen hätte, die der graublaue Sträfling servirte, wäre ich lieber Hungers gestorben, wie mein alter, guter Scheck Abou Goura in Mitr Abou Harred.

„Der Magen lenkt die Welt,“ heißt es im Volkslied — h i e r aber nicht! H i e r lenken die Paragraphen, welche die Mächtigen der Erde eingesetzt haben, hier heißt es p a r i r e n, wie sämtliche Vorschriften besagen, welche da an den Wänden in großer Druckschrift zu lesen sind, sonst geht es augenblicklich hinein ins Loch, da wird der widerspenstigste Mensch zahm gemacht!

Nach einer Weile erschallt mein Name wiederum, diesmal aus dem Verhörssaal selber, ich glaube ein Jeder kennt ihn hier schon auswendig? Sollte man mich hier so gern haben?

O, ich danke herzlich für Eure Liebe und Anhänglichkeit — laßt mich lieber aus!

Ein Diener führt mich in den großen Saal und ich stehe alsbald vor dem Herrn Rath, einem sehr freundlichen, hohen Beamten, welcher ganz anders drein schaut, wie seine finsterblickenden Untergebenen.

Nachdem der Herr mein Nationale aufgenommen hat, sagt er: „Sie sind nach § 25 wegen unerlaubten Auswanderns zu acht Wochen Gefängniß oder zu fünfzig Thaler Geldstrafe verurtheilt. Was können Sie zu Ihrer Rechtfertigung vorbringen? Wo waren Sie in dieser Zeit?“ fragt der Herr —

„Ich war während dieser ganzen Zeit in E g y p t e n Herr Rath, aber ich bin bereit, sofort diese fünfzig Thaler“ dabei zuckte meine Hand schon nach dem Portemonnaie in der Tasche, da war mehr Geld d'rinn, als verlangt wurde —

„In E g y p t e n waren Sie? Ah, das ist etwas Seltenes! Und so lange Zeit? Was haben Sie daselbst gemacht, wie kamen Sie dorthin?“ unterbrach mich der freundliche Herr und zeigte offenbar ein großes Interesse für dieses Land —

E g y p t e n ist ein Zauberwort. Es klingt so magisch und geheimnißvoll, man denkt dabei sogleich an die Mumien und Hieroglyphen, an die Pyramiden und das graue Alterthum, an Krokodile, Nilpferde und an die schwarzen, nackten Menschen, welche das Innere des dunklen Welttheiles Afrika bewohnen.

Ich erzählte diesem freundlichen Herrn Rath Alles, was er zu hören wünschte, worüber eine gute halbe Stunde Zeit verging.

„Kann ich diese fünfzig Thaler gleich hier bezahlen, Herr Rath?“ frage ich endlich zum Schluß meinen hohen, freundlichen Richter: „ich habe heute noch nichts genossen und bin schon seit sechs Uhr früh unterwegs —“

„Das thut mir aufrichtig leid,“ sagte der Herr; „ich bedaure aber, daß ich weder das Geld annehmen, noch ein

Urtheil sprechen kann. Ich habe nur die Voruntersuchung als Polizeibeamter, das Andere ist Sache des Gerichts, wohin Sie ein Beamter führen wird. Sie können aber von Glück sagen, mein Lieber, daß Sie ein so wunderbares Land gesehen haben und mit heiler Haut davongekommen sind, denn Sie haben drei Kriege versäumt, welche viel Blut und Strapaze gekostet haben! Ich, für meine Person, würde gern das Sechsfache der Strafe bezahlen, wenn ich meinen Rheumatismus los wäre, welchen ich mir bei der Belagerung von Metz zugezogen habe. Herr, das war ein strenger Winter und drei Monate lang mußte ich mit meinem Truppentheil im Freien campiren! Nun gehen Sie in Gottes Namen. Adieu! Führen Sie den Herrn sogleich nach dem Gerichtshaus, damit er heute Vormittag noch abgefertigt wird!" Das Verhör, was eigentlich mehr eine Unterhaltung genannt werden konnte, war zu Ende.

Ich athmete wieder frische, freie Luft, als ich diesmal in Begleitung eines wirklichen, uniformirten, aber gemüthlichen Schutzmannes endlich zur Thür des unheimlichen Gebäudes hinaus trat.

Sogleich meldete sich aber auch wieder der Magen welcher in jeder Lebenslage mit lautem Knurren sein Recht verlangt. Er thut's nicht anders!

Da drüben winkt der Rathhauskeller mit seinem stets frischen Bier, und den saftigen Speisen — ich werde ja doch kein zweites Verbrechen auf mich laden, wenn ich den Wächter des Gesetzes zu einem Imbiß einlade? Er schaut gar nicht so bärbeißig aus, versuchen wir's mit ihm.

„Haben Sie schon gefrühstückt?“ fragte ich meinen Begleiter in sehr zarter Weise, um ihm bei Leibe nicht wehe zu thun. Ueberhaupt liegt doch in dieser Frage sicherlich noch kein Bestechungsversuch?

Er antwortete mit einem sehr zweifelhaften: „Ja“ oder vielmehr eigentlich „Nein, wenigstens noch nicht ordentlich“,

worauf ich ihn höflichst ersuche mit mir in den Rathhauskeller hinabzusteigen, um uns zu stärken, was er auch ohne Umstände thut. Der Mann hatte ebenfalls Durst und bei mir war es das lange Fasten und das alte egyptische Leiden, die ewig trockene Leber, welche bis zur Stunde noch stets nach schäumenden braunen und perlenden goldenen Flüssigkeiten lechzt.

So, leiblich gestärkt, konnte ich meinen Gang auf das hohe Gericht viel muthiger antreten. Es handelt sich ja nur um Geld, folglich werde ich bald erlöst sein und zurück eilen können in den Kreis der Meinigen, welche sicherlich glauben, daß ich schon in Ketten und Banden sitze?

Im Gerichtshaus mußte ich natürlich wieder warten bis ich endlich Nachmittags 2 Uhr aufgerufen wurde.

Der Richter bestätigte das schon längst über mich gefällte Urtheil nach dem berühmten Paragraphen 25, welcher sich in mein Gedächtniß so festgesetzt hat, daß ich ihn mein Lebtag nimmer los werde.

Bei dem Passus „oder zu einer Geldstrafe von 50 Thalern“ ziehe ich diesmal mein Portemonnaie und hole das Geld heraus.

Der Richter lächelt, aber auch hier will Niemand mein Geld nehmen, trotzdem ich den großen Cassenschein offen hinhalte, und höflichst anbiete; Jedermann schüttelt aber mit dem Kopf.

Endlich erklärt der Richter, daß ich frei sei und über die Zahlung der Geldstrafe eine schriftliche Aufforderung erhalten würde. Fluchtverdacht sei nicht vorhanden.

Der Herr gab mir noch den guten Rath, daß ich ein Majestätsgesuch machen möchte, welches mir sicherlich die Zahlung der 50 Thaler im Gnadenwege nachsehen würde?

Vorläufig will ich mir's überlegen.

Ich bin frei und das ist jetzt die Hauptsache! Ich kann allein die Stiegen hinunter gehen, Niemand begleitet mich. Nach einiger Zeit wurde ich auch mein Geld los, von welchem

ich schon längst als unhaltbar Abschied genommen und auf jedes Gnadengesuch verzichtet hatte.

Nun kann ich wieder ruhig bei jedem Berliner Schutzmann vorüber gehen und demselben offen und ohne Scheu ins gestrenge Antlitz schauen. Das Gesetz hat gesprochen und ich habe meine Strafe erlegt.

Was mich am meisten an dem lieben Paragraphen 25 gewundert hat, das war sein sonderbarer Inhalt, welcher Rauferei, Widersetzlichkeit, revolutionären Auflauf und — unerlaubtes Auswandern in eine Kategorie stellt. Das letztere ist doch sicherlich kein gemeines Verbrechen?

Wenn alle „deutschen Brüder“ bis zum vierzigsten Jahre in ihrer Heimat bleiben würden, um sich alljährlich pünktlich bei der Controlversammlung stellen zu können, so müßte „das deutsche Vaterland noch viel größer sein?“

Da dieser Schmerz vorüber und Alles so glimpflich abgelaufen war, trat die zweite Frage in den Vordergrund: Soll ich in Berlin bleiben und hier mein Glück probiren oder wieder zurückjagen nach Egypten und nach meinem verlassenen Eigenthum schauen?

Meine Verwandten, unter denen es einige sehr vermögende Leute gab, redeten mir durchaus von einer Umkehr nach Egypten ab.

Wenn ich die 2000 englische Meilen zurückreise, um den Verkauf des Hauses selbst zu besorgen, so kostet das Geschäft mit einem kurzen Aufenthalt da drüben mindestens 1000 Thaler. Das ist viel Geld und ein beschleunigter Verkauf wird für mich keinen Vortheil bringen?

Ich muß diese Angelegenheit meinem Freund in *N a m l e* überlassen, er wird doch ehrlich handeln? Bis jetzt hat er mir noch mit jedem Dampfer Nachricht gegeben, wir standen in fortwährender Correspondenz.

Mir gefiel es immer mehr in Berlin im Kreise der vielen Verwandten, welche durchgängig gut situiert waren.

Ich hatte schon Gelegenheit genommen, den „richtigen Berliner“ zu schildern und es wird wohl mancher meiner geehrten Leser gefragt haben, warum ich denn noch kein Sterbenswörtchen über die Berliner i n n e n gesagt habe, da ich ja doch niemals versäumte, die Araberinnen, Griechinnen und Neapolitanerinnen &c. zu schildern?

Es könnte aus diesem Schweigen über meine speciellen Landsmänninnen der Schluß gezogen werden, daß dieselben vielleicht gar nicht der Beschreibung werth sind? Das wäre aber weit gefehlt!

Die Berlinerin wird sehr tugendhaft und in den meisten Fällen sogar streng erzogen. Im jugendlichen Alter, wo sie noch in den Kinderschuhen herumläuft, muß sie schon immer von allen Seiten hören: Das s c h i c k t sich nicht für ein junges Mädchen und d a s s c h i c k t sich auch nicht! Im Alter eines Backfischchens weiß sie daher schon ganz genau, was sich s c h i c k t und was n i c h t. Das W a r u m überläßt man ihrem eigenen Instinct, welcher den Grund bald herausgeklügelt hat, denn da läßt schon die Neugierde keine Ruhe!

Das Mädchen besucht nun so lange wie möglich die Schule, sie muß l e r n e n, recht viel lernen, denn es geht nichts über die Bildung, sagt der Vater, die Mutter und alle Tanten und die wissen es ganz genau!

Nebst der Schule muß das Berliner Mädchen „natürlich“ auch M u s i k treiben. Sie muß Clavier spielen lernen, ob nun Talent und Gehör da ist oder nicht, das ist gleichgiltig!

Man sieht deshalb in keiner Stadt der Welt so viel Mädchen mit „M u s i k“-Mappen, wie in Berlin. Man hört auch nirgend anderswo so viel Claviergeklimper aus allen Stagen und Stockwerken der Häuser, wie in dieser berühmten Stadt. Ein junges Mädchen, welches n i c h t Clavier spielen

und einige Brocken Französisch plappern kann, hat überhaupt keinen Anspruch auf Bildung!

Da nun die jungen Mädchen sehr lange in die Schule gehen, so kommt es häufig vor, daß sie förmlich aus der Schule heraus sofort in den Stand der Ehe hinein treten. Liegen sie aber erst in den Fesseln Hymen's, so ist es in der Regel vorbei mit dem Clavierpiel und das bißel Französisch wird über die häuslichen Sorgen bald vergessen und an den Nagel gehängt. Es war also Alles „umerfunft“ gelernt.

Wenn man zur Zeit des Schulschlusses Mittags durch die Straßen Berlins geht, sieht man aus den verschiedenen Lehranstalten so viele junge Mädchen in Schaaren hervortreten, welche fast Alle schon wie junge Frauen erscheinen. Die Schulmappe nimmt sich zu dem ganzen, vollständig entwickelten Körperbau wie ein kindisches Spielzeug aus.

Die Berliner, welche gern ein wenig übertreibt, ist bei so langer Schulzeit natürlich auch „schrecklich“ gebildet, „fürchterlich“ geachtet, „furchtbar“ klug oder „scheußlich“ fade und „ekelhaft“ dumm. Das sind Berliner Ausdrücke.

Damit nun aber das junge Mädchen auch die, für die Ehe so wichtige Kochkunst kennen lernt, wird dasselbe schnell auf einen kurzen Cours in die Kochschule geschickt. Hier schaut das Fräulein zu, wie die praktische Köchin am Tisch das Fleisch zertheilt, die Suppe herrichtet und die Zuspeisen, sie schreibt sich das Alles in ihr Notizbuch mit dem schönen Goldschnitt, eilt nach Hause und macht sich in der eigenen Küche mit ihrer Weisheit breit, indem sie der alten Köchin, welche schon fünfzehn Jahre im Hause dient, erklärt: „bei uns in der Kochschule wird Alles ganz anders und viel besser gemacht“, worüber die Mama natürlich eine Gesellschafterin hat und die alte treue Köchin sich innerlich über den Selbstschnabel giftet. In vier Wochen ist das Berliner Fräulein zu

einer perfecten Hausfrau ausgebildet, es fehlt nur noch der von Mutter und Tochter ersehnte Freier!

Wo Geld ist, gehen die Mädchen ab, wie frisches Gebäck. Wo aber dieser nervus rerum fehlt, da hapert's fürchterlich und die „Jahre fliehen schnell dahin“. Das Berliner Mädchen ist daher so klug und bleibt im 24. Jahre eine ganze Weile stehen; sie bleibt halt immer vierundzwanzig. Verliebt sich nun noch wirklich Jemand ernstlich in sie, so wird er es ja sicherlich leicht verzeihen, wenn sie ihm in irgend einer Schärferstunde gesteht, daß sie eigentlich — 29 Jahr alt ist?

Es ist ein großes Glück, daß der Berliner nicht viele Ansprüche an die Küche macht. Er ist ja unter denselben Verhältnissen groß geworden, wie seine Schwestern, er kennt also nichts anders und weiß nur, daß seine Frau ebenfalls aus dem Notizbuch mit Goldschnitt kocht, daß sie aber früher sehr gut Clavier gespielt hat und „fürchterlich gebildet“ ist und das ist sein Stolz!

In Berlin wird nur einmal warm gespeist und zwar zu Mittag. Ein Stückl Fleisch und recht viel Gemüse genügen für den Mittelstand. Die Suppe ist überflüssig, weil sie immer zu heiß ist.

Die Mehlspeise ist vollständig unbekannt. Die evangelische Religion hat keine Fasttage, folglich auch keine — Mehlspeisen.

Am Sonntag erscheint eine Art Mehlspeise am Tisch, sie ist aber auch kalt. Es ist der berühmte „Flammerie“, ein kaltes Griestoch mit einer Vanillensauce übergossen, der Stolz der Hausfrau!

Man kann darauf schwören, daß es fast in jeder rechtschaffenen Berliner Familie mittleren Standes am Sonntag „Flammerie“ gibt!

Eine Berliner Hausfrau würde erschrecken, wenn sie die unzähligen Mehlspeisen herunterliest, welche eine Wiener Speisen-

karte im Gasthaus enthält. Da die Dame aber nicht so leicht ins Bockshorn zu jagen ist, würde sie zum Schluß nach Durchsicht des mannigfaltigen Vielerlei's sicherlich behaupten, weil das schon in dem bekannten Berliner Widerspruchsgeist von Natur aus drin liegt: „Bei uns in Berlin ist doch Alles viel besser, unser Flammerie z. B. ist doch schon was „himmlisches“ und mein Mann sagt immer: „Der schmeckt heute wieder „jöttlich jut!“

Die Berliner Hausfrau muß immer Recht haben und selbstverständlich das letzte Wort. Wenn sie Geld in die Ehe mitgebracht hat, ist sie eigentlich der Mann und hat sie viel Geld mitgebracht, so ist sie überhaupt Alleinherrscherin. Der liebe Gatte erscheint neben ihr, wie der Satellit eines Sternes. Eigentlich ist er aber schon mehr Sternschnuppe oder noch richtiger gesagt: Ganz Schnuppe!

So, wie für die Berlinerin vieles „Schnuppe“ ist, ist ihr auch in ihrer erhabenen Stellung als gebildete Hausfrau vielerlei „ganz Wurscht!“ Was die Nachbarinnen sagen, ist ihr „Wurscht“ und wenn der Gatte brummt, ist ihr auch „alles Wurscht“, d. h.: Alles eins!

Wie schaut es denn aber mit den äußeren Angelegenheiten der Berliner Damenwelt aus? Sind sie hübsch oder nicht? Wir wollen endlich eine prompte Antwort haben! Es scheint immer, als wolle der Herr Landsmann ein wenig „Versteckens“ spielen und den Schleier über deren Schönheiten durchaus nicht lüften?

Dieses weniger. Die Berlinerin ist zwar durchschnittlich von keiner auffallenden noch bestechlichen Schönheit, sondern sie ist mehr für den Kenner: Wer einen kräftigen Körperbau, blondes Haar, freundliche, klare Augen und regelmäßige Gesichtszüge liebt und alles dies mit Anmuth und Tugend gepaart wissen will, der gehe direct nach Spree-Athen, dort hat er die Wahl.

Er wird dieselbe nie bereuen! Auf M e h l j p e i s e n muß der Gatte aber sein Leben lang verzichten, oder er muß sich eine feste Wiener Köchin mit erheiraten.

Endlich sollte nun auch die Lösung der wichtigsten Angelegenheit vor sich gehen, welche meine Gedanken am meisten marterte, nämlich der Verkauf meines Hauses!

Wie viele Briefe waren schon hin und her über's Meer gegangen! Das war immer ein entsetzlich qualvolles Erwarten, ein ewiges Ausschauen nach dem Briefträger, und zwischen jeder Antwort verging immer eine Zeit von sechs Wochen, welche zu einer Ewigkeit wurden, so daß ich oft einen Ansat zu einer Reise nach Egypten nahm, um diese Angelegenheit endlich ins Reine zu bringen!

Unvermuthet sollte hierüber die Entscheidung kommen.

Es war auf einem Familienfest, welches ein reicher Verwandter gab, der das Herz trotz seiner vielen Schätze immer noch auf der rechten Stelle behalten hatte. Das ist eine Seltenheit, welche hoch zu schätzen ist. Wo sie vorkommt, zeugt sie stets von einem noblen, gutmüthigen Charakter.

Dies Fest wurde in einem der ersten Salons im Mittelpunkte Berlins gegeben. Einhundertzwanzig Personen waren geladen, Geld spielte dabei keine Rolle.

Im goldblinkenden, hellstrahlenden Saale bewegte sich diese zahlreiche Menge schöner Damen und fröhlicher, geistreicher junger und alter Herren. Sie Alle standen mir nahe durch das Band der Verwandtschaft und Freundschaft und alle diese sollte ich nun wieder verlassen, um mich vielleicht für immer von ihnen zu trennen, nachdem ich mit knapper Noth der Sense des Knochenmannes entlaufen bin?

Nein, jetzt bleibe ich erst recht hier!

Mitten in den Festtrubel pläzt eine Depesche aus Egypten herein, sie kostete nur fünfzehn Thaler!

Was kann sie bringen? Glück oder Unglück? Tausend Fragen bestürmen das Innere: eine so theuere Depesche kann doch nur außerordentlich Wichtiges enthalten? Nur muthig, nur aufbrechen, ich befinde mich ja in so lustiger Stimmung, daß ich es leichter ertragen werde, wenn eine Unglücksbotschaft drinnen steht?!

Die Depesche enthält ein Angebot für Haus und Hof mitsammt dem gänzlichen Inventar. Freilich war dasselbe um einige tausend Thaler weniger, als ich gerechnet hatte, wie ich aber täglich aus den Zeitungen erfuhr, gingen die Preise in Baumwolle stetig zurück. In Egypten waren die Zeiten in dem Maß schlechter geworden, wie sich dieselben hier gebessert hatten. Die Siege und die fünf Milliarden hatten hierorts Alles rapid in die Höhe getrieben!

Die Niederlagen der Franzosen hatten aber den Ruin des egyptischen Handels zur Folge, denn die Beziehungen im Verkehr und namentlich im Geldgeschäft sind zwischen diesen beiden Ländern äußerst intime. Die Franzosen haben sich mit dem Bau des Suez-Canals ungeheure Opfer auferlegt.

Ich soll meine Einwilligung in den Verkauf sofort zurückdepeeschiren, damit das Geschäft perfect wird. Der Käufer wird baare Cassen zahlen, wie ausdrücklich betont ist.

Was soll ich thun? Hier sind alle meine Verwandten bei einander, ich weiß, daß mir Jedermann freundlich gesinnt ist, daß mir aber in dieser Beziehung Niemand einen Rath ertheilen kann, weil er ja die Verhältnisse nicht kennt?

Ich war schon so rathlos geworden, daß ich bereits anfing, die Knöpfe an Rock und Gilet zu zählen und dieselben mit „soll ich?“ und „soll ich nicht?“ zu befragen. Der Mensch greift in der Unschlüssigkeit zu diesem letzten Rathgeber —.

Da erschallt es plötzlich hinter mir mit kräftiger Stimme, wie durch den Mund des Hohenpriesters der Isis, vom heiligen Dreifuß herunter gesprochen: „D u s o l l s t !“

Ich drehe mich um; mein wohlmeinender, reicher Verwandter steht mit freundlicher Miene vor mir, er hält in der Hand ein Glas voll schäumenden Champagnes, welchen er mir mit den Worten anbietet: „Mach' keine Umstände; ich rathe Dir: Verkaufe!“

Wie zur Besiegung stürze ich den perlenden Stoff mit einem Zug hinunter — ich hatte den Schmerz überwunden!

Am nächsten frühen Morgen erlegte ich auf dem Telegraphenamte abermals fünfzehn Thaler für die zuschlagende Drahtantwort.

Vier Wochen darauf kam ein schöner, fester Leinwandbeutel voll funkelnder Goldstücke an. Es war zwar noch weniger drinn, als in der Depesche stand — was kann ich aber dagegen thun?

Man hatte sich ordentlich die Hände in meinem Eigenthum gewaschen! Im Grunde genommen war ich aber doch froh, daß ich überhaupt noch Geld erhielt. Wenn mein guter Freund in Kamle gestorben oder verdorben wäre, wie hätte es dann ausgeseh'n?

Alles ist jetzt glatt abgemacht zwischen hien und drüben. „Ja hre wohl, E g y p t e n — wir haben mit einander abgeseh'n!“

Ich werde fortan in der Heimat mein Glück probiren, alle Umstände sind ja günstig: Geld ist da, die Gesundheit ist vollständig wiedergekehrt, auch sind die Zeiten gut und Arbeit gibt es in Hülle und Fülle! Es kann also sofort losgehen; sobald ich mich zu irgend einer lohnenden Thätigkeit entschlossen haben werde.

Mein in Egypten erworbenes Vermögen war zwar durch den schlechten Verkauf von Haus und Hof ziemlich zusammengeschmolzen — was hätte ich aber bei dieser großen Entfernung thun können, um ein günstigeres Resultat zu erzielen?

Bei unserer damaligen, schleunigen Abreise blieb uns nur die Wahl: entweder schnell einschiffen und Alles im Stich lassen oder ins Gras beißen!

Gewiß hätte sich Jedermann für das Erstere entschieden?!

Nun ist Alles vorüber und Gott sei Dank: Es gibt für Alles eine Veruhigung.

Nach einer Recapitulation der Vergangenheit, nach einer genauen Betrachtung der Gegenwart und mit einer großen Portion Hoffnung für die Zukunft im Herzen, konnte ich in die Worte Schiller's einstimmen, speciell auf mich und meine Familie passend:

„Ein süßer Trost ist mir geblieben,
Ich zähl' die Häupter meiner Lieben
Und seh' : es fehlt kein theures Haupt!“

Es schickt sich, daß ich nun noch über den Verbleib derjenigen Personen berichte, welche in meiner Schilderung angeführt worden sind und vielleicht mehr oder weniger das Interesse der geehrten Leser erweckt haben.

Herr Ernst, der schöne, große bedächtige Mann und Kaufmann, welcher mit mir den Contract in Triest gemacht hatte und welcher mir bei meiner Abreise das unvergeßliche Packet mit der Tuchnadel übergab, gründete in Alexandrien ebenfalls ein Exportgeschäft für Baumwolle und ließ sich vollends in dieser Hafenstadt nieder. Dies war ungefähr drei Jahre nach meiner Ankunft in Egypten. Ich habe auch erzählt, wie mir der Herr damals in Sharabas einen Besuch machte, als ich den Arm gebrochen hatte.

Das Baumwollgeschäft ging brillant. Herr Ernst hatte durch seinen Bruder die bedeutendsten arabischen Grundbesitzer

an der Hand und einige griechische Buchhalter und die verstanden es.

Nachdem der mir sehr befreundet gewordene Mann kaum ein Jahr in Egypten war, fing er an zu kränkeln, er machte deshalb sofort auf Anrathen der Aerzte, eine Luftveränderung und reiste in die Schweiz. Dort starb er drei Tage nach seiner Ankunft!

Wie lange könnte der tüchtige und biedere Kaufmann noch in Europa gelebt haben, wenn er das Land der Pharaonen niemals betreten hätte? Es läßt sich doch aber gegen das Schicksal nicht ankämpfen?!

Sein Tod wurde allgemein betrauert. Am meisten nahm ihn sich aber sein Bruder in Benna-Abussir zu Herzen, er stand nun ohne einen einzigen Verwandten und immer noch unverheiratet in der Welt da.

Dieser brave Mann hatte außerdem seit dem Krieg 1870 so bedeutende Verluste erlitten, wie wir schon immer aus den Briefen meines Freundes in Ramle erfahren hatten, daß sein ganzes großes Vermögen verloren gegangen war.

Die Fabrik in Benna Abussir mußte liquidiren, für meinen ehemaligen Chef blieb aus der ganzen Masse nichts übrig, er mußte mit leeren Händen aus einem Orte scheiden, welchen er mitten in einem vor seiner Zeit noch unbewohnten Lande zu einer blühenden Culturstätte umgeschaffen hatte.

Der ehemalige reiche Farmer und Menschenfreund, welcher selbst so vielen Leuten zur Existenz verholfen hatte, nahm später eine Disponentenstelle in einem englischen Hause — er mußte in einem Alter von circa vierundvierzig Jahren wieder von vorn anfangen.

Es ist hart für Denjenigen, welchen das Schicksal aus einer unabhängigen, hohen Lebensstellung in eine untergeordnete, abhängige Lage versetzt; ein tüchtiger Charakter überwindet aber auch diesen Schmerz.

In Egypten hatte man überhaupt Gelegenheit genug, das Hinauf und das plötzliche Hinunter im menschlichen Leben so recht gründlich und leider oft genug kennen zu lernen und zwar nicht nur unter den wenigen Deutschen, sondern auch an vielen Angehörigen anderer Nationalitäten.

In den überseeischen Ländern ist das bedeutungsvolle Wort Schiller's noch viel bezeichnender, wie daheim:

Der Mann muß hinaus ins feindliche Leben,
Muß wirken und streben,
Muß pflanzen und schaffen,
Erlisten, errassen,
Muß wetten und wagen
Das Glück zu erjagen!

(Aus der Glocke.)

Da riskirt irgend ein speculativer Kopf, zumeist Grieche, seine paar lumpigen Pfund Sterling und „macht in Baumwolle“. Er hat Glück, die Preise steigen plötzlich er kauft noch schnell dazu und hat in kurzer Zeit ein kleines Vermögen beisammen. Es gibt aber auch kein Volk, was so sparsam, nüchtern und knickerig leben kann, wie die Griechen.

Ein Anderer macht dasselbe Manöver in Baumwolle. Er hat aber nicht den richtigen Zeitpunkt erwischt und verliert sein Alles.

Da sieht man die Menschen aus pyramidalen Höhen plötzlich hinunter stürzen und die schmutzigsten Kerle aus der Hefe der Gesellschaft die Glücksleiter im schnellsten Tempo erklimmen!

Alle Tage gab es Neues zu lesen und zu hören über den Wechsel des Schicksals. Man suchte einfach die Achseln, man bedauerte oder belachte den Fall, je nach der Beliebtheit des davon betroffenen Individuums.

Da ich in Berlin mit meinen eigenen Angelegenheiten voll- auf beschäftigt war, hatte ich noch keine Zeit gefunden, den Herzenswunsch meines egyptischen Freundes William zu er-

füllen und seine Eltern in der Ufermark aufzusuchen. Woche um Woche verging über die Pläne, welche ich für meine Zukunft schmiedete, ich hatte auch nur einige Male nach Manjurah geschrieben, was allerdings gegenüber der damaligen, gastfreundschaftlichen Aufnahme wie eine Vernachlässigung der ehemaligen Freundschaft erscheinen mußte.

Da traf eines Tages ein Brief aus Egypten mit sehr überraschenden Nachrichten ein, dessen Inhalt geeignet ist, Alles das zu completiren, was in der vorstehenden Schilderung, meiner damaligen plötzlichen Abreise wegen nicht zu Ende geführt werden konnte.

Ich lasse denselben hier im Auszuge folgen:

Manjurah, im December 1874.

„Lieber Freund!

Sie fragen mich in Ihrem Schreiben, welches wir wirklich sehnsüchtig erwarteten (aber in Europa scheinen Sie uns arme Egypter gänzlich vergessen zu haben) wie es hier allseits geht?

Seit Ihrer Abreise, wo man Sie als halbe Leiche auf den italienischen Dampfer „Patria“ brachte, sind die Zeiten hierorts immer schlechter geworden, und ebenso hat sich manches geändert, wovon ich der Reihe nach berichten werde:

Zuerst muß ich Ihnen von dem Nachfolger Ihres ehemaligen Schech el Arab Ali Achmet Abou Goura erzählen, welcher letzterer bekanntlich damals an den Folgen des viceköniglichen „Backenstreichs“ gestorben, vielmehr vorsätzlich verhungert ist, wie Sie uns damals erzählten.

Sein Nachfolger also, der Schech Ibrahim, oder wie Sie ihn immer nannten, „der braune Bauer“, hat sich nicht lange in der Glorie des ererbten Reichthumes gesehen. Bald nachdem der alte Harem abgebrannt war, ließ er ein neues, prächtiges Haus im alt-arabischen Styl mit einer Moschee,

einem herrlichen Garten zc. bauen und anlegen und begann nun ein echt arabisches, wohlküstiges Leben nach dem Beispiel der Türken und anderen Großen des Reiches. Die damals noch hohen Baumwollpreise hatten auch den Muhamedanern den Kopf verrückt gemacht, Alles wurde übermüthig!

Der braune Scheck schaffte sich ein Unzahl schöner Sclavinnen an und da er noch jung war, suchte er seinen Ehrgeiz darin, immer die beste und schönste „Waare“ unter den feilgebotenen Cirkassierinnen und anderen hell- und dunkelfarbigen, üppigen afrikanischen Jungfrauen zu wählen, welche natürlich auch immer am theuersten bezahlt werden mußten.

Man erzählte sich von seiner Verschwendungssucht ganz unglaubliche Dinge. In seinem Garten befand sich unter Andern ein großes Bassin in arabischem Styl gebaut, mit Marmoreinfassung, worin er ein Bad zu nehmen pflegte, bei welchem ihn die ebenfalls badenden Nymphen wie einen hohen Herren bedienen mußten.

Was nur in Egypten irgend an schönen Tänzerinnen zu erspähen war, wurde von ihm gekauft oder engagirt und mußte mit ins Dorf, um in seinem Hause und vor seinen Freunden die bekannten arabischen Tänze aufzuführen.

Der verstorbene, alte Scheck hatte wenigstens bei aller Verschwendung doch immer noch ein Augenmerk auf die Baumwollfeder, welche ihm seinen großen Reichthum verliehen. Der braune Erbe kümmerte sich aber von Stund' an nicht mehr um Mais und Reis, Säen und Ernten, sondern er überließ die ganze Verwaltung seinem Schreiber, einem abgefeymten Hallunken, und einigen Griechen, mit denen er wegen Geldgeschäften in enger Verbindung stand. Diese gaben ihm stets und bereitwilligst bedeutende Vorschüsse, und so kam es leicht, daß die zukünftigen Ernten schon immer verpfändet waren, weil der junge Scheck mit dem Gelde herumwarf, als könnte es niemals gar werden?

Seine Gläubiger, die Griechen, hatten ganz richtig gerechnet: nach einiger Zeit waren sie Eigenthümer der ausgedehnten Ländereien, weil der junge Verschwender seinen Verpflichtungen nicht mehr nachkommen konnte. Er hatte zuletzt jedes Papier unterschrieben, was ihm vorgelegt wurde, und so kam es, daß seine Wechelschulden eine ganz enorme Höhe erreichten!

Es kam zur Klage, zum Proceß und zur Entscheidung, welche durch „Schiebung“ zu Gunsten der Griechen ausfiel. Der braune Bauer wurde einfach aus seinem Besitze hinausgeworfen und eine Auktion seines Mobilars *z.* angeordnet. Er mußte froh sein, daß ihm in Abessinien noch einige Ländereien übrig geblieben sind. Er wird dieselben auch wohl bald an den Mann bringen, denn bei den jetzigen Unruhen, die da oben in Chartum und Umgebung durch den neuen Propheten, den *M a h d i*, angestiftet sind, wird von einer Cultur der Ländereien nicht viel die Rede sein?!

Die Griechen, welche durch ihre Gaunerstücke immer mehr an Terrain gewannen, drängten ganz unerbittlich mit ihren Wechseln bei der Regierung, deren Größen ja ebenfalls tief verschuldet sind. Es kam also richtig zur Auktion.

Jedermann war überzeugt, daß diese edlen Gläubiger sicherlich nicht den halben Theil der Summe vorgeschossen hatten, welche da auf den verwünschten Papieren standen. Diese trugen aber alle die Gegenzeichnung des braunen Erben und da derselbe ebenfalls weder lesen noch schreiben konnte, mußte er seinem, von den Griechen bestochenen Schreiber Alles gutwillig glauben. Ohne viel nachzurechnen gab er seine Unterschrift durch Aufdrücken seines Siegelrings mit dem räthselhaften arabischen Namenszug her.

Bei dieser Auktion ereigneten sich viele spaßhafte Scenen, namentlich, als es über die Versteigerung des *H a r e m s* herging. Die jungen Slavinnen fanden allerdings ihre Preise,

Niemand mochte aber die vielen alten Weiber erstehen und kaufen, welche den alten Scheck überlebt hatten und ebenfalls in den Besitz des braunen Bauers übergegangen waren.

Als der Auctionator die Namen der betreffenden Schönheiten ausrief, welche allerdings verführerisch lieblich klangen, mußten dieselben den Schleier lüften. Dabei soll sich jedes Mal ein leiser Ruf des Schauders unter den versammelten kauf lustigen Arabern und Kopten hörbar gemacht haben. Einige der Weiber, welche höchstens noch dazu dienen konnten, das Vieh zu hüten oder Brod zu backen, gingen zu entsetzlich niedrigen Preisen in den Besitz des nicht sehr erbauten Käufers über. Das ist das Los der alten Slavinnen, welche in ihrer Jugend vielleicht mit hohen Preisen gekauft waren.

Die unverkäuflichen Matronen ältesten Datums verblieben Eigenthum des Dorfes, worüber sich der Scheck desselben auch nicht sehr gefreut haben soll. Sie werden zu den niedrigsten Arbeiten im Stall und auf dem Feld verwendet, es ist ein wahres Glück, daß dieselben weder Ehrgeiz noch Empfindlichkeit besitzen, sich vielmehr leicht in jede Lage fügen. Viel Arbeit wird ja von ihnen durchaus nicht verlangt.

Ganz andere, höhere Preise erzielten die jüngeren, hübschen Weiber und Slavinnen und man konnte sich bei der großen Anzahl derselben erst jetzt einen rechten Begriff von der Genußsucht des jungen Verschwenders machen.

Es wird Sie interessiren, zu erfahren, daß Ihre ehemaligen Slavin, die treue Uarde von dem Sohne des Schecks gekauft worden ist, daß sie also in demselben Dorf bleibt. Die Uarde soll sich körperlich stark entwickelt haben, sie wird es wohl im Leben aber nie wieder so gut haben, wie bei Ihnen?? Ich glaube wohl nicht, daß sich so bald Jemand findet, der ihr wieder — goldgestickte Pantoffel schenken wird? (Mir scheint, mein Freund stichelt?)

Ambr a, der Eunuche, kommt nach Cairo in den Palast des Vicekönigs. Er wäre gern im Dorf geblieben, weil da eine bessere Luft und mehr Freiheit herrscht, wie in den Mauern der hohen Herrschaften.

Viel höhere Preise, als alle die Sclavinnen und Weiber erzielten die prachtvollen Büffel und Kameele, sowie die stattlichen Rosse, welche wohl nirgends so gut gepflegt wurden, wie beim alten Abou Goura.

Es ist nur einzig schade darum, daß die Araber nicht auf ordentliches, festes Sattelzeug halten, woher es kommt, daß fast alle Pferde, Maulthiere und Esel an dem sogenannten Satteldruck leiden, eine offene, wunde Stelle im Rückgrat, welche durch das erbärmliche Gestell des Sattels hervorgerufen wird und den Thieren großen Schmerz bereitet.

Dies wären also die Nachrichten aus Mitr-Abou-Harred, Ihrem früheren Aufenthalt, wo Sie noch Besitzer einer Sclavin waren.“ (Mir scheint, mein Freund kann das Stacheln, das Uzen heute noch nicht lassen? Er hatte mich damals schon immer mit meinem „Harem“ aufgezogen, wenn er aber bei mir auf Besuch kam, unterhielt er sich immer sehr gern mit „meiner“ Sclavin. Er hätte dieselbe sicherlich mit Freuden in sein Haus genommen, wenn Harde — mitgegangen wäre. Warum heiratet er nicht? Er hat eine vorzügliche Stellung als Mehendis, verdient viel Geld und ist ein angenehmer, hübscher Mann, welcher sogar einen sehr flotten Styl schreibt, wie wir sehen.) — Hören wir also, was er noch Weiteres mitzutheilen hat:

„Von „Glendshheim“, dem berühmten Schlangennest, erzähle ich Ihnen später, nur etwas daraus wird Sie überraschen:

Ich gehe neulich über den arabischen Viehmarkt, weil ich einen alten Krampen für die Bewässerung meines Gartens suchte und sehe zu meinem Erstaunen Ihren ehemaligen

Schim mel, den „Dusselkopf“, stehen, welcher Sie damals in seiner Schreckhaftigkeit abgeworfen hatte, was Ihnen einen Armbruch zuzog.

Traurig, mit gesenktem Schädel, steht er da unter den anderen Rossen, welche in ihrer Jugend vielleicht einmal recht edle Thiere waren, jetzt aber meistentheils kaum noch kraxeln konnten.

Der arabische Verkäufer sagte mir, daß er neulich in S h a r a b a s war und eine Anzahl ausrangirtes Vieh, darunter auch den Schimmel gekauft habe. Er forderte nach arabischer Art dafür einen ziemlich hohen Preis, von welchem ich erst drei Viertel herunter handeln mußte.

Nun steht Ihr Schimmel in m e i n e m Stall. Ich habe denselben auch mehr als Andenken gekauft. Er erinnert mich stets mit Vergnügen an die Zeit, in welcher Sie uns damals hoch zu Ross in Mansurah besuchten. Der Schimmel erkannte auch den Stall sofort wieder, in welchem er stets die freundlichste Aufnahme und das beste Futter fand.

Beim Erblicken der ihm bekannten Krippe fing er vor Freuden zu wiehern an, was mich ordentlich rührte.

Nun hat er aber nicht mehr die guten Zeiten als „Gast“ in meinem Hause, sondern er muß fleißig das Wasserrad treiben, wobei er von meinem Araberbuben manchen Peitschenhieb erhält, da er bei jedem einmaligen Rundgang stehen bleiben und am liebsten in den Stall oder in das Kleeefeld laufen möchte.

Sie haben mich in Ihrem Brief aufgefordert, daß ich Ihnen Alles schreiben möchte, was seit Ihrer Abreise passiert ist?

Gut. Hören Sie also, daß die kleine Französin, Mademoiselle Jeanette, welche Ihnen damals den Kopf verdreht hatte (?) schon wieder Mutter geworden ist. Sie lebt jetzt ganz ungenirt mit dem schwarzen Diener in einem Verhältniß, wie es unter Eheleuten gebräuchlich ist und die Eltern — schweigen dazu.

Der schwarze Burjche, welcher übrigens wirklich ein ausnahmsweise hübscher und intelligenter Mensch ist, lernt bei dem alten Franzosen die Bedienung des Dampfkessels und der Maschine und da er sich sehr geschickt und anständig zeigt, so hofft der Alte in kurzer Zeit einen „Mechendis“ aus ihm zu machen und seinen schwarzen Schwiegerjohn bei irgend einem Pascha zur Beaufsichtigung der Wasserpumpen unterzubringen.

Moharrem, so heißt der Schwarze, plappert schon so wunderbar schön französisch, wie ein geborner Pariser und dabei dreht er mit seinen schwarzen Fingern die feinsten Cigaretten von dem türkischen Tabak des Alten, die er ihm dann mit französischem Chik vorraucht.

Die junge Französin kleidet sich schon halb arabisch und da dieselbe niemals viel auf Reinlichkeit gehalten hat, so paßt das ganze Verhältniß zu ihrem Naturell, welches wohl mit der Zeit vollständig verschlumpen wird?

Eine einzige große Sorge erfüllt aber das Herz des französischen Vaters, (denn die Mama scheint den Schwarzen sehr gern zu haben,) nämlich: daß der Schwiegerjohn seine Gluthaugen auch auf die zweite Tochter werfen wird, welche sich körperlich hübsch und immer mehr entwickelt und genau so foquett wird wie ihre ältere Schwester.

Der alte Franzose sucht deshalb schon überall herum, wo er seinen „Moharrem“ unterbringen kann und war zu diesem Zweck auch neulich bei uns auf längere Zeit in Mansurah.

Unterdessen ist der schwarze Don Juan mit den drei Frauenzimmern ganz allein in dem einsamen Haus — wer weiß, was der unwiderstehliche Diabolo Alles angeben wird?

Noch etwas muß ich Ihnen mittheilen:

Sie wissen, daß unser arabisches Städtchen Mansurah derjenige Punkt ist, auf welchem die egyptischen Europäer aller Nationen mehr oder weniger zufällig zusammentreffen.

Gerade, wie ich beim Schreiben dieses Briefes am Fenster sitze und über den breiten Nil hinwegschaue, kommt drüben auf dem andern Ufer der Eisenbahnzug angerasselt.

Unter den wenigen Passagieren, welche den Zug verlassen, und sich zur Ueberfahrt in die arabischen Barken einschiffen, konnte ich die helle Toilette einer Europäerin unterscheiden.

Neugierig, wie man als Kleinstädter in Egypten ist, begab ich mich an das Ufer, um die Ankunft der Barke zu erwarten. Eine elegante, rundliche junge Dame in großem, schattigem Strohhut steigt aus der Barke, ein feiner Herr begleitet sie und reicht ihr zärtlich den Arm.

Beide kommen sogleich auf mich zu, die junge Dame winkt schon von Weitem grüßend mit dem Sonnenschirm — rathen Sie, wer es ist?

Es ist, ich staune selbst: es ist die — Landpomeranze, das Madel aus Baiern, welches damals mit ihrer Frau aus Europa ankam und die den Zorn ihres Onkels derart heraufbeschwor, daß er sie am liebsten gleich nach Europa zurückgeschickt hätte!

Sie würden staunen, wenn Sie dieselbe wieder sehen möchten, denn wirklich: sie ist eine stattliche Dame geworden, mollert, appetitlich, manierlich im höchsten Grade — die beiden Warzen sind von der Wange total verschwunden, Gott weiß, wie sie das angestellt hat — mit einem Wort: sie ist allerliebste, hat neckische Augen, volles blondes Haar und das Beste: sie ist die Frau eines vermögenden Levantiners, ihres Begleiters, der sie verehrt, Inhaber eines ansehnlichen Seidengeschäftes in Cairo, bei welchem sie früher nach dem Tode ihres Onkels als Wirthschafterin fungirte, und welcher sie dann heiratete.

Die Eheleute waren nach Mansurah gekommen, um die Familie unseres gemeinschaftlichen Freundes R. zu besuchen, bei welchem Sie die verschiedenen Taufen miterlebt haben.

Die junge Frau, welche sehr gewählt deutsch und dazu fertig italienisch und französisch spricht und deren hübsches Mäulchen in fortwährender Bewegung ist, brachte viele Neuigkeiten aus Cairo mit, darunter auch die, welche uns Alle erschreckte und nun bitte ich Sie und Ihre Frau, daß sie ebenfalls nicht erschrecken möchten, denn — unser William weilt nicht mehr unter den Lebenden! Und was das Traurigste ist: der arme Freund hat einen unverdient erbärmlichen Tod gefunden!

Ich will Ihnen Alles von vornherein erzählen. Unser Besuch aus Cairo hat uns wieder verlassen und ich kann nun meinen Brief mit Ruhe wenn auch mit tiefer Trauer im Herzen fortsetzen:

Vor ungefähr acht Wochen besuchte er mich in Mansurah, seinem Eldorado, und auf mein Zureden verblieb er in meiner Behausung, weil ich den jungen Cavalier ebenso lieb hatte, wie jeder Andere unsrer Landsleute, wie jeder Franzose und Engländer. Er war ja überall gern gesehen.

Es fiel mir auf, daß William oft aus der größten, ausgelassensten Heiterkeit in eine tiefste, melancholische Stimmung verfallen konnte, in welcher er dann von seinem Unstern zu reden anfing, der ihn auf Schritt und Tritt zu verfolgen schien. Er hatte immer noch nicht die junge Sängerin vergessen, was ja leicht begreiflich ist, da, wie Sie wissen, die Auswahl an jungen, lebenswürdigen deutschen Mädchen hierorts eine sehr geringe ist (aus welchem Grunde ich ebenfalls immer noch Junggeselle geblieben bin und Sie deshalb bitten möchte, mich den deutschen Jungfrauen als einen soliden, wenn auch schon etwas älteren Heiratscandidaten zu empfehlen (was hiermit geschieht).

Unser Freund war krank, durch und durch krank und zwar im Herzen, in der Seele! „Wäre ich nur damals im Hospital

gestorben!“ rief er häufig aus und dann begann er oft von der Zwecklosigkeit seines Daseins zu phantasiren.

Hier nutzte schließlich kein Trost und kein Zureden, selbst unser Doctor und Prophet Polker verschwendete seine ganzen Citate aus der Offenbarung und wies den jungen Mann auf die zarte Knospe hin, welche in seinem Hause zu einer männerbeglückenden Jungfrau heranblühte und welche, unter uns gesagt, durch ihren losen Mund ganz Mansurah zu verklatschen und zusammenzuhezen sucht.

Der Doctor versetzte unsern William durch diese Zuthung einer ihm so unverkennbar wünschenswerthen Verbindung in nicht geringe Verlegenheit, welche durch das Aufputzen und das auffällige Augenspiel der verschämten Himmelsbraut noch erhöht wurde, so daß William in der Regel sich schließlich in einen gelinden Ausbruch von Wuth und Zorn über diese Annäherung erging und das holde Wunderkind zu allen drei Teufeln wünschte!

So lange sich der junge Mann bei mir befand, litt er unter den Aufmerksamkeiten dieser mannstollen Jungfrau, welche ganz entschieden auf das von ihr ersehnte irdische Ziel losging und nicht erst abwarten mochte, bis das verheißene Lämpel zur Errettung der Menschheit und zu ihrer Beglückung zur Erde herunterfahren würde.

Alle Tage hatte das in Heiratsgedanken so resolute Mädchen irgend eine Bestellung von Papa oder Mama in unsrer gemeinschaftliche Junggesellenwohnung auszurichten, gewöhnlich „für den Herren William allein“ und mindestens promenirte sie einigemale des Tages vor unsern Fenstern vorbei, vor welchen sie dann ein beliebiges Gespräch mit irgend einer Araberin anknüpfte, um recht lange stehen bleiben zu können und mit ihren Glockaugen unsere Fenster zu mustern.

Sie können sich vorstellen, daß unser so verfolgter William dennoch keine Notiz von dem Mädchen nahm, seine Gedanken

und seine Reisen galten allein nur noch Cairo, wo die Sängerin in immer größeren Rollen auftrat und gewiß keine Ahnung hatte, daß da oben in irgend einer versteckten Loge häufig ein junger bleicher Mann saß, dessen Herz durch ihren klangvollen Gesang schmerzlich getroffen und zerrissen wurde!

Eines Tages kehrte William wieder von Cairo zurück, er war etwas kränklich und zerstreuter denn jemals. Wir erfuhren nur so viel von ihm, daß „seine“ Lisetta ebenfalls in das Haus eines reichen Armeniers gezogen war und als dessen Maitresse diente, mithin alle Hoffnung für ihn auf ihren Besitz verloren war.

Wir Manjurahner hatten eine Nilfahrt verabredet, welche uns vor Ihrem ehemaligem Heim vorüber nach Damiette führen sollte, zu welchem Zweck eine große Barke gemiethet war.

Damen und Herren, Alles befand sich in fröhlichster Stimmung, selbst William schien aufzuleben, als wir erst einige Zeit auf dem breiten Nilstrom dahinjegelten.

Am nächsten Morgen hatten wir „Elendsheim“ erreicht. Wir konnten uns nicht enthalten, aus der Barke zu steigen und Ihren früheren Wirkungskreis zu besuchen und uns an früher hier verlebte Tage zu erinnern.

Wie ganz anders schaut es jetzt hier aus! Wie schmutzig, unmordentlich, wild und verwahrlost!

Im Garten wuchert dichtes und hohes Unkraut, ja selbst das ganze Haus ist mit wilden Ranken übersponnen. Sämmtliche Glastafeln der Fenster sind zertrümmert, der wachhabende Berberiner hat sein Quartier in den leeren Zimmern aufgeschlagen und Sie können sich denken, wie es nunmehr in denselben aussieht: so recht echt arabisch!

Da der Nil auf seiner Höhe stand, war die Dampfmaschine seit Ihrer Abreise noch nicht in Thätigkeit gesetzt worden. Dieselbe schaut lieb aus! Alle die blanken Theile

sind verrostet und sämtliche Bestandtheile sind mit einer dicken Schmiere und Staubkruste bedeckt.

Der Berberiner, welcher uns auf unserem Rundgang begleitete, ist noch derselbe, welcher Sie damals in Ihrer Fieberkrankheit nach Mansurah begleitet hatte. Er zeigte uns auch die Uhr, welche er von Ihrer Frau zum Geschenk bekam. Sie geht natürlich nicht mehr, es fehlt das Glas, die Zeiger und das halbe Zifferblatt, der schwarze Bursche hat aber immer noch seine Freude daran.

Wenn Sie jetzt nach kaum einigen Jahren den dichten Wald von Maulbeerbäumen wiedersehen würden, welcher ihr ehemaliges Wohnhaus umschattet und dessen eigentlicher Schöpfer Sie selbst sind, so möchten Sie über die riesige Entwicklung der Stämme und Zweige erstaunen!

Man sieht aber deutlich, daß überall die pflegende und schützende europäische Hand fehlt. Einige Kameele sind bemüht, nach und nach das Laub abzufressen und eine große Ziegenherde hält in dem Wald Siesta und nagt unten herum die Rinde von den Bäumen.

Der Pascha hat die ganze Farm zerstückelt und theils verkauft und verpachtet. Diesen Theil hat ein echter Araber gekauft, welcher wohl bald Alles wieder in den Urzustand, nämlich in eine ordnungslose, arabische Wirthschaft versetzen wird.

William seufzte laut auf, als wir bei der Abfahrt nach und nach die wohlbekanntnen Fenster verschwinden sahen.

Um ihn auf andere Gedanken zu bringen, machte ich den Vorschlag zu einem donnernden Hoch auf Sie und Ihre liebe Familie im fernen Deutschland. Alles stimmte begeistert ein und eine Salve aus unsern Büchsen begleitete unsern Toast! In Williams Augen glänzten einige Thränen —

In Damiette verlebten wir einige fröhliche Tage. Unser würdiger österreichisch-deutscher Consul lebt nicht mehr.

Vor einem Jahre schon hat man ihn zu Frau und Kindern in das Erbbegräbniß getragen.

Ich will Ihnen das Herz nicht schwer machen, aber seit dem Tode des Herrn Surur schaut hier Alles recht wüst aus. Der kleine Friedhof ist vollständig vernachlässigt. Unsere Frauen schmückten die Gräber Ihrer lieben Kinder so gut sie es vermochten — der Arabismus zerstört Alles!

Bei der Rückfahrt war es finstere Nacht, als wir wieder an Ihrem ehemaligen Wohnhaus vorüberfahren und ebenso war es finstere Mitternacht, als wir in Mansurah landeten.

Die Mehrzahl von uns befand sich durch die Hitze des Tages und durch die Fülle der ausgestandenen Vergnügen recht abgespant und müde.

Wir balancirten halb schlastrunken beim Schein einer elenden Laterne über die schmale, kipplige Planke, welche vom Schiff bis zum Ufer gelegt war. Die Damen gingen voran und wurden von den nackten, im Wasser watenden Arabern unterstützt, so gut es ging.

Plötzlich hörten wir hinter uns einen Fall in das Wasser des zu dieser Zeit hoch angeschwollenen, reißenden Nilstromes, die Araber rufen uns am Ufer Stehenden zu, daß Jemand hineingestürzt sei, es stellt sich heraus, daß es unser William ist und nun suchen wir Alle aufs Höchste erregt mit langen Ruderstangen in der Finsterniß in den tief dunklen, unheimlichen Fluthen herum, bis es einem der arabischen Schiffer durch mehrmaliges Tauchen gelingt, den leblosen Körper des armen Freundes aus dem Wasser ans Land zu fördern.

Durch starkes, anhaltendes Frottiren gelang es uns den armen, lieben William wieder ins Leben zurückzurufen. Unsere Damen theilten sich an dem Rettungswerk mit einer wahren Aufopferung ohne Rücksicht auf Toilette oder Gesundheit!

Wir trugen den, vom Wasser noch triefenden, halb ohnmächtigen Freund ins Haus des Ihnen bekannten Hoteliers,

welches am nächsten lag, unser Doctor Polker war der Einzige in Mansurah, welcher etwas von ärztlicher Wissenschaft verstand, er bereitete auch sofort einen Thee, nach dessen Genuß der arme Freund auch in einen erquickenden Schlummer verfiel.

Da die „Himmelsbraut“ ebenfalls von dem Unglück erfahren hatte, war dieselbe in leichtem Nachtgewand herbeigeist und wollte durchaus zu dem Kranken, wobei sie lamentirte und heulte, daß es nicht mehr zum Anhören war. Die besorgten Damen wiesen dieselbe aber gehörig ab und selbst der Pflegevater, welcher vor Allem Ruhe empfohlen hatte, schaffte sie endlich mit Gewalt nach Hause.

Unser William erholte sich aber nicht mehr recht, er kränkelte seitdem noch mehr als zuvor.

Er verabschiedete sich deshalb bald von uns, um in Kairo Erholung zu suchen. Oh, es zog ihn gewiß wieder die Sehnsucht nach dorthin! Wir hörten leider viel zu spät, daß sich William in ein französisches Spital begeben hatte, weil er von einer hitzigen Krankheit befallen war. Dort ist er auch gestorben, von fremden Arabern hinausgetragen und unbelebt in die Erde gescharrt worden!

Wir erfuhren seinen Tod durch den Mund der nunmehrigen Frau Levantinerin viel zu spät, um ihm, wie es unser fester Wille war, ein würdiges Geleite geben zu können. Niemand von uns weiß auch die Adresse seiner Eltern, um denselben Nachricht von dem Ableben ihres verlorenen Sohnes zu geben, welcher nach einem so traurigen Schicksal und nach langer Irrfahrt so ärmlich und verlassen dahinscheiden mußte.

William ruht nunmehr auf dem abgelegenen, kleinen Friedhof, weit ab von Cairo in der sonnendurchglühten, trostlosen Sandwüste, welche die egyptische Regierung den fremden Mächten zur Bestattung ihrer christlichen Unterthanen gnädigst überlassen hat als Zeichen muselmanischer Großmuth!

Es gibt auf Gottes Erdboden wohl kaum ein elenderes Stück Land, als diese Grabesstätte mitten in der Wüste. Kein Strauch, keine Palme, kein Grashalm schmückt diesen traurigen Ort, welcher nur an der leichten Umzäunung und an einigen Holzkreuzen als Friedhof erkennbar ist.

Die graue Wüsteneidechse allein huscht über die verlassen, niederen Grabhügel dahin und hebt ihren breiten Kopf neugierig aus dem glühenden Sande, wenn sich der kleine Leichenzug eines Christen diesem Ort der ewigen Ruhe nähert, über welchem der heiße Odem der Wüste dahinstreicht.

Des Nachts aber ertönt das durchdringende Klagegeheul der heißhungrigen Schakals über die weite Sandfläche. Die Bestien scharren an dem frischen Grab herum — Niemand ist da, der es ihnen wehrt.

Bewahren Sie dem armen Freund ein gutes Andenken und seien Sie und die Ihrigen herzlich begrüßt von Ihrem
B."

So schloß der Brief meines Correspondenten mit einer ganz überraschenden, höchst betrübenden Nachricht: Der junge, blühend schöne Mann ist todt und begraben —

Ich habe einen Grund mehr, mit tiefer Wehmuth an das ferne Land der Pyramiden zurück zu denken.

Zuinnerlich machte ich mir Vorwürfe, daß ich nicht schon längst die Eltern William's aufgesucht hatte. Nach aller Berechnung wäre mein armer Freund aber doch nicht mehr zu retten gewesen und wenn ich mich auch sofort nach meiner Ankunft in Berlin zur Reise nach William's Heimat aufgemacht hätte. Der Tod mußte ihn schon damals ereilt haben, als ich mich noch in Wien befand. Es geht ja Alles nach dem Rathschluß der Vorsehung!

Da ich aber aus dem Briefe ersehen hatte, daß William's Eltern noch in voller Unkenntniß über das Schicksal ihres Sohnes waren, faßte ich den Entschluß zur sofortigen Reise in

die Uckermark, um dieselben aufzusuchen und die Bitte um Verzeihung des nunmehr Verstorbenen persönlich zu überbringen.

Meine Gattin sagte ebenfalls, daß es doch besser sei, den Eltern mündliche Nachricht zu überbringen, statt ihnen zu schreiben. Dem todtten Freunde gebührte wirklich dies kleine Opfer!

So machte ich mich denn zur Reise in die Uckermark auf, der Zug dampfte mit mir anderen Tages in die fetteste Gegend der norddeutschen Gauen.

Es war zur Winterzeit und recht kalt dazu. Der Boden lag kahl und todt da. Die Erde, welche hier viel schwärzlicher und ergiebiger ist, trägt sonst goldigen Weizen und feiste Kunkelrüben zur Erzeugung des besten Zuckers.

Gegenwärtig bedeckt hoher Schnee die Felder, und ist die ganze Natur erstorben. Für mich, der ich zehn Jahre lang nur „Immergrün“ gesehen habe, ist das ein wahrhaft trauriger Anblick!

Wenn man bedenkt, wie viele Menschen und wie viel Vieh von diesem Boden ernährt werden sollen, welcher nur e i n m a l im Jahre Frucht erzeugt, so muß man sich wahrlich wundern, daß dies möglich ist? Und dabei schauen die hiesigen Bauern so wohlgenährt und zufrieden aus.

Der Zug hielt am späten Abend in einer kleinen Station, eine halbe Stunde von dieser entfernt lag der Landsitz von William's Vater.

Der alte Herr lebte noch, wie man mir auf meine Erkundigung schon unterwegs sagte und stand in großem Ansehen. Er bekleidete früher ein hohes Staatsamt als Landrath, hatte sich aber schon seit einigen Jahren zur Ruhe gesetzt und auf sein Landgut zurückgezogen.

Da es schon viel zu spät war, um dorthin zu fahren, mußte ich in dem kleinen Ort übernachten und suchte deshalb eine entsprechende Gastwirthschaft auf.

Das untere Gastzimmer war voller Baiern. Jeder hatte seine kurze Tabakspfeife im Mund und hieß dicke Rauchwolken

vor sich hin, welche zu der niederen Decke des weiten Raumes aufstiegen und die einzige Petroleumlampe verdüsterten. Die Luft in diesem Gastzimmer war entsetzlich, der Tabak, welcher geraucht wurde, noch keineswegs nach ägyptischem oder türkischem Kraut besten Angedenkens, sondern stank nach gewöhnlichem Landknaster.

Merkwürdig: Das Bauernvolk hier trinkt nur S c h n a p s und zwar e c h t e n Kornbranntwein, der wie starker, aber reiner Spiritus schmeckt.

Das ist das Landesgetränk in den meisten Landdistricten und trotzdem recht hübsch viel davon getrunken wird, sind die Leute keineswegs b e t r u n k e n oder verroht, sondern durchgängig von gutmüthiger Natur und voll echter Bauernschlauheit.

Was aber das merkwürdigste ist: man findet fast nirgends so starke, große und auch hübsche Menschen, wie in diesen Gegenden und trotz allem Schnaps sind die Bauern kerngesund, sehr arbeitsam und erreichen dieselben durchschnittlich ein hohes, rüstiges Alter.

Ich habe deutlich eingesehen, daß weder das viele Wasser, welches der Araber trinkt, noch der starke Wein, die Unmasse Bier oder wie hier, die großen Quantitäten Schnaps, welche die verschiedenen Völkerschaften consumiren, irgend welchen Einfluß auf die Lebens d a u e r noch Lebens k r a f t haben.

Es hängt Alles innig mit dem Klima und der Lebensweise zusammen. Der Araber würde bei Schnaps und Gejelchem zu Grunde gehen, der Uckerländer gedeiht dabei prächtig und liefert seinem Vaterland stramme Soldaten und tüchtige Staatsbürger.

Ich hatte vom Wirth bereits erfahren, daß die Familie meines verstorbenen Freundes noch aus dem Vater, der Mutter, einem Sohn, welcher das Gut verwaltete und einer Tochter bestehe. Abichtlich wollte ich nicht nach dem verschollenen William fragen, um jede unnütze Erörterung zu vermeiden.

Mit wahren Herzklopfen näherte ich mich am andern Vormittag dem „Herrenhaus“, einem weitläufigen, einstöckigen, sauberen Gebäude, welches mitten in einer Landwirthschaft lag. Da war kein Prunk und Putz oder sonstiger überflüssiger Zierrat zu sehen, Alles zeugte von gediegener Einfachheit.

Ehe ich ins Haus trat, welches wie mit amuthiger, behaglicher Ruhe übergossen vor mir lag, mußte ich ein paar Male tief Athem holen.

Vielleicht bin ich nur gekommen, um diesen stillen Frieden zu stören?

In meiner Unschlüssigkeit zögerte ich eine Weile mit dem Eintritt.

Die Thür wird von innen geöffnet. Eine junge, blonde Dame erscheint in derselben, es ist — William's jüngere Schwester — o Gott, ich sehe es ja an den glänzend schimmernden, blauen Augen, an jedem Zug in dem freundlichen Gesicht, so hatte mich ja mein armer, verstorbener Freund oft und oft angesehen — —

Ich mache in meiner Ueberraschung eine tiefe, stumme Verbeugung.

„Mein Herr,“ sagt das Fräulein und selbst aus dieser Stimme klingen bekannte, liebe Laute, „ich habe Sie auf unser Haus zugehen sehen, wünschen Sie vielleicht zum Vater?“

„Ich — ich bitte, mein Fräulein, wenn es gestattet ist, beim Herrn Landrath vorgelassen zu werden?“

„Der Vater ist leider etwas kränklich, ich bitte, in welcher Angelegenheit kommen Sie?“

„Ich komme — aus — Egypten,“ antwortete ich zögernd. „Ach,“ sagt das Fräulein mit einem tiefen Seufzer und legt die Hand auf's Herz. Eine Leichenblässe überzieht ihr feines Gesicht; „bitte, treten Sie ein —“

„Wäre ich doch niemals hierher gekommen! Nur die eindringliche Bitte, welche mein armer Freund damals an mich

stellte und welche jetzt lebhaft vor meine Seele trat, gab mir den Muth, dem Fräulein zu folgen, welches mit gesenktem Kopf vor mir ins Haus schritt und mich in ein Zimmer geleitete, in welchem sie mich mit stummer Geberde auf einem Fauteuil Platz zu nehmen bat.

„Sie bringen uns Nachricht von unserm — William?“ fragte sie leise. Die Angst über die zu erwartende Antwort drückte sich in ihrem tiefsten, blassen Gesicht aus —.

„Ja, mein Fräulein,“ antwortete ich — es schnürte mir fast die Kehle zu und dennoch muß es endlich ausgesprochen werden das entsetzliche Wort!

Wenn aber dies arme Mädchen, welches ihr Taschentuch krampfhaft geballt an die geängstigte Brust gepreßt hält, als wollte sie das Toben in derselben unterdrücken, bei meiner Nachricht in eine Ohnmacht oder in einen Weinkrampf verfällt? Ich würde mit meiner traurigen Botschaft einen schrecklichen Wirwar in diesem friedlichen Haus anrichten mit wer weiß, welch' entsetzlichen Folgen? Das zarte Fräulein kann plötzlich zusammenstürzen, ich bin total fremd im Haus, der Vater ist kränklich, genug: ich befinde mich hier in einer fatalen Lage und muß äußerst behutsam und auf Umwegen vorgehen.

„Mein Fräulein,“ sagte ich nun, indem ich mich bemühte, den Ernst aus meinem Gesicht zu vertreiben: „William war mein bester Freund durch viele Jahre in Egypten, er hat dies oft durch seine große Anhänglichkeit bewiesen. Nehmen Sie die Nachricht, welche ich Ihnen bringe, nicht von der schlimmsten Seite. Wir stehen ja Alle in Gottes Hand, es war des himmlischen Vaters Wille, den bravsten und treuesten Menschen, meinen Freund zu sich — zu — nehmen —“

„O Gott! Mein Bruder, unser William ist todt! Ich ahnte es,“ rief das junge Mädchen und barg unter lautem Schluchzen das Gesicht in das vorgehaltene Taschentuch —

Nun löste sich der ganze Schmerz und die Angst, welche die Brust des jungen Mädchens zusammengeschnürt hatten, in heiße Thränen auf. Unaufhaltsam flossen dieselben dahin, sie erleichterten die betrübte Seele.

Ich selbst war tief ergriffen und konnte nur hin und wieder dem Fräulein einige Worte des Trostes zusprechen.

Endlich hatte sie sich soweit gefaßt, daß sie mich um nähere Details bitten konnte, welche ich ihr in kurzen Abrissen aus dem Leben Williams gab, wobei ich natürlich Alles im schönsten Licht darstellte.

Hierauf erhob ich mich, um mich zu entfernen, da ich den nächsten Zug zur Rückfahrt benützen wollte.

Das Fräulein bat aber, daß ich noch bleiben möchte, da ihre Eltern sicherlich gern selbst mit mir sprechen möchten, nachdem sie dieselben darauf vorbereitet habe.

„Unsre Mutter wird diese Trauerbotschaft wohl mit Festigkeit aufnehmen, aber ich fürchte sehr für den Vater, welcher in seinem leidenden Zustand oft von William spricht. Ich glaube, seine damalige Strenge gegen ihn geht ihm jetzt nahe. O Gott, wir haben seit jener unglückseligen Stunde, welche den Bruder aus dem Haus vertrieb, viele Trauertage gehabt. Fünfzehn Jahre lang nagt dieser Schmerz in uns. Die Ungewißheit über meines Bruders Schicksal ging mir Tag und Nacht durch den Kopf — jetzt ist mir wohler, leichter. So traurig die Gewißheit ist, so beruhigend wird sie auf unser Gemüth wirken bei dem Gedanken, daß der arme William nunmehr von seinen vielen Irrfahrten-erlöst ist.“

Nun bat das junge Mädchen, daß ich einige Minuten warten möchte, bis sie die Eltern vorbereitet habe. Dann kam sie zurück und führte mich in einen weiten Salon, welcher äußerst behaglich eingerichtet war.

Es war mir ordentlich feierlich zu Muthe, als mir die greisen Eltern meines verstorbenen Freundes mit Thränen in

den Augen entgegenkamen und mir, von Schmerz überwältigt, stumm die Hand drückten.

Der alte Herr sank förmlich ergriffen in seinen Lehstuhl zurück und legte die Hand vor die Augen.

„Bitte, erzählen Sie von unserm William,“ sagte der alte Vater nach einer Weile mit leiser Stimme. Die Tochter hatte sich zu ihm gesetzt und hielt seine linke Hand in ihren gefalteten Händen.

Ich erzählte das Beste aus Williams Leben und hob ganz besonders seine vorzüglichen Charaktereigenschaften, seine große Beliebtheit in deutschen und fremdländischen Kreisen, sowie seine bedeutenden Sprachkenntnisse hervor.

Dann schilderte ich in kurzen Worten die Jagdzüge nach Ober-Egypten unter William's vortrefflicher Leitung und versicherte die besorgten Eltern, welche jedes meiner Worte in fieberhafter Spannung anhörten, daß der Verstorbene niemals mit wirklicher Noth zu kämpfen gehabt, sondern häufig sogar im Ueberfluß gelebt habe. Schließlich tröstete ich die Eltern mit den Worten unseres alten würdigen Consuls in Damiette: daß unser Leben ja nur einen Uebergang in das bessere Jenseits bedeute und daß der arme Verstorbene immer eine große Liebe zum Vaterhaus bekundet habe und wiederholte die letzten Worte William's, welche er an mich geschrieben hatte: „Ich reise in Gedanken mit Ihnen, ich betrete mit Ihnen die Schwelle meines Vaterhauses — ach — ich möchte mich zu Füßen meiner theuren Eltern stürzen und inständigst um Verzeihung flehen — —“

Diese Worte erschütterten das Herz der Eltern aufs Tiefste.

Ich konnte deren schmerzliche Wirkung voraussehen, welche sich in einem lauten Schluchzen der beiden alten Leute äußerte, war aber dem verstorbenen Freunde die genaue Wiederholung derselben schuldig. Nun stand sein Andenken verklärt und rein im Herzen seiner Familie da!

Nach dem ersten, gewaltigen Ausbruch des Schmerzes, von welchem ich ja selbst mit ergriffen war, lagerte sich ein tiefes Schweigen, eine seelische Ruhe in dem Zimmer. Es war, als wenn der Geist William's durch die trauten Familienräume dahinzog —

In Gedanken versunken saß ich in meinem Lehnstuhl und dachte darüber nach, welch glückliches, friedliches Heim William verlassen hatte und wie er nun, fern von allen Lieben, da in der trostlosen, sonnendurchglühten Sandwüste ruht; da höre ich, wie sich hinter mir die Eingangsthür des Zimmers mit einem leisen Geräusch öffnet.

Ich drehe mich um und bekomme einen Todeserschreck, welcher mir durch Mark und Bein fährt: Da steht auf der Schwelle wie festgebant der leibhaftige William, ernst und schweigend! Das Gesicht ist braun gebrannt von der Sonne, seine großen blauen Augen starren mich wie fragend an, er hält die Hand an den blonden Schnurrbart — um Gotteswillen, ist das sein Geist?

„Mein Bruder Arthur,“ stellt das Fräulein den Eintretenden vor.

Gott sei Dank! Es ist der um zwei Jahre ältere Bruder des Verstorbenen, der Dekonom, welcher soeben von den Feldern heimgekehrt und über meine Anwesenheit und die betrübten Gesichter seiner Familie erstaunt auf der Schwelle stehen geblieben ist. Die große Ähnlichkeit in Wuchs, Haltung und Gesicht war so frappant, daß sie mich förmlich erschütterte.

Die Familienmitglieder hatten meine große Ueberraschung wohl bemerkt, welcher ich nun unverhohlen Ausdruck gab. Die Eltern fanden nun einen Trost mehr in der Ähnlichkeit der Geschwister.

Nach kurzer Begrüßung wurde der Bruder mit der Trauerbotschaft bekannt gemacht. Er dankte mir in herzlichen Worten für das Opfer, welches ich dem verstorbenen Freunde

gebracht, und da ich das freundliche Anerbieten der Eltern, über Nacht auf dem Gute zu verbleiben, nicht annehmen wollte, so führte mich der Bruder William's in seinem flinken Gespann nach dem Bahnhof zurück.

Untermweg erzählte mir derselbe, daß er bei der großen Ausdehnung des Gutes Williams Hülfe recht gut hätte brauchen können.

Während der Fahrt verglich ich im Stillen das behagliche Leben, welches meinem armen Freunde hierorts geboten war mit dem Leben da drüben unter den heißen Strahlen der ägyptischen Sonne, wo er sich eine Zeit lang mit der Cultur des salzigen, unfruchtbaren Bodens sowohl, wie auch für „seine Lisetta“ umsonst abgemüht hatte.

Dann verabschiedete ich mich und dampfte der Heimat zu, innerlich froh, daß ich diese letzte traurige Pflicht, welche mir auf Egyptens Boden auferlegt ward, zur Beruhigung einer ganzen Familie erfüllt hatte.

XXXV.

Moral von der Geschichte.

Ich könnte die Feder weglegen, nachdem ich dem geehrten Leser meinen Dank ausgesprochen da für, daß er mir bis hieher geduldig gefolgt ist und nachdem ich die Bitte hinzugefügt habe: mir die theils derbe, theils mangelhafte Art und Weise meiner Schilderung zu verzeihen.

Vor Allem muß ich mich aber erst noch rein waschen, so gut ich es vermag, weil ich mehrere literarische Sünden begangen haben soll, wie mir einige wohlmeinende Freunde mittheilen. Außerdem heißt es **A b s c h i e d n e h m e n** von dem großen Kreis meiner freundlichen Leser! — —

Aber wozu eigentlich Abschied nehmen? Weil dies Buch Ende ist? Ich bin ja noch da auf der Welt und drücke

noch so manchem meiner werthen Gönner und schönen Gönnerinnen die warme weiche Hand, welche auch ihren Theil dazu beigetragen hat, daß diese egyptische Schilderung endlich fertig gedruckt vorgelegt werden konnte!

Der Zweck dieses bescheidenen Werkes ist gewiß nicht verkannt worden. Die „Zehn Jahre in Egypten“ sollten mit der Schilderung meines Privatlebens die Beschreibung dieses, immer noch nicht genug bekannten Landes der Pharaonen verknüpfen, ich wollte damit durchaus nicht meine Person in den Vordergrund drängen, sondern dieselbe nur zum Mittelpunkte der Ereignisse machen, um mit größerer Leichtigkeit aus dem Selbst-erleben die Zustände dieses Landes, die Eigenthümlichkeiten seines Volkes, seines Klimas, seine Licht- und Schattenseiten der Reihe nach vorzuführen, nicht in gelehrter Weise, denn gelehrte Werke über Egypten existiren schon mehrfach, sondern in schlichter Weise, wie sie für die Unterhaltung paßt. Und weiter sollte es keinen Zweck haben?

Ja freilich! Dies Buch hat ja denselben pecuniären Zweck wie alle andern: Zuerst soll es sich selbst bezahlt machen und dann — soll noch etwas übrig bleiben? — —

Nur solche Afrikareisende, wie der Fürst Putbus, der große Stanley, Dr. Schweinfurt, Dr. Nachtigall &c. konnten ihre so kostspieligen Werke auf General-Unkosten drucken lassen. Nach diesen kommen noch die geographischen Gesellschaften, welche ihre Leute, meist gelehrte „Doctoren“, mit guten gesammelten Mitteln in diese Regionen schicken und nachher große breitpaltige Werke in lateinischen Lettern drucken lassen (damit es noch gelehrter aussieht), in welchen sie dann ihre Reisenden auch von Menschenfressern oder geschwänzten Menschen erzählen lassen, von denen sie allerdings nur gehört haben!

Wir fällt beim Lesen solcher dupirender Nachrichten stets der Vers des reisenden Handwerksburschen ein:

In Chinesien, in Chinesien
Bin ich aber nit gewesen;
Aber ich hab' Einen g'kannt
Der hat Einen g'kannt,
Der war beinah' da gewesen.

Wie lange ist der lächerliche Streit durch diese „gelehrten Werke“ und Zeitungen über geschwänzte und nichtgeschwänzte

Menschen gegangen, welche sich ganz oben in Ober-Ober-Egypten unter den und den Breitegraden befinden sollen? Aber gesehen hat sie doch Niemand, weil dieselben überhaupt nicht existiren!

Wir lesen leider häufig in solchen Reiseberichten von Ueberfällen der Wilden und von Ermordungen der Reisenden, und es kann kommen, daß sich der Leser einen Begriff macht, als seien förmlich organisirte schwarze Räuberbanden vorhanden, welche den ahnungslosen Reisenden überfallen, ausplündern und ihn schließlich am Spieß rösten, nachdem sie den Aermsten erst noch vorher an einen Baum gebunden und zum Ziel ihrer Pfeile genommen haben.

Dazu müßten denn doch vielmehr Reisende hinkommen, damit dies Geschäft wenigstens einigermaßen ausgeben möchte?

Alle diese verschrienen Eingeborenen sind so harmlos, daß ich mir getraue, ohne alle Mittel jahrelang unter ihnen im besten Verkehr zu leben. Sie sind aber meist so arm und genügsam und fühlen sich dabei so glücklich, wie wir Europäer uns in einer Umgebung von größtem Luxus, an wohlbesetzter Tafel häufig — nicht befinden, weil wir immer mehr haben wollen.

Zu diesen harmlosen und glücklichen Völkern kommt nun der „Entdeckungsreisende“!

Er ist von einem halben Duzend europäischer Diener und von einem großen Schwarm Eingeborener aller Stämme begleitet. Alle aber wollen während der langen Zeit recht gut, sogar im Ueberfluß leben und wenig thun. Hinzukommen noch eine ganze Reihe Kameele zum Tragen der Gepäckstücke, Zelte und Apparate, und endlich gehören zur vollständigen Ausrüstung noch eine Anzahl Reitthiere, denn der Geringste unter dem Troß will sich die Reise bequem machen, es geht ja auf allgemeine Unkosten und wenn's Geld „alle“ ist, so muß anderswie Rath geschafft werden.

Der Reisende hat ja durch Vermittlung seines Consulats einen Ferman des Vicekönigs in der Tasche, in welchem den Ortsbehörden ohne Weiteres der Vollzug der Wünsche und Forderungen des gelehrten Forschers anbefohlen ist.

Der Vicekönig von Egypten und die andern schwarzen, braunen, nackten und halbnackten Potentaten sehen im Grunde

genommen diese „Entdeckungsreisenden“ höchst ungern in ihren Ländern, weil sie dieselben aus leicht begreiflichen Gründen einfach für Spione halten, welche ihnen mehr schaden als nützen.

Sie fragen auch in der Regel nicht viel darnach, ob ein solcher gelehrter Forscher unterwegs mit dem Respect behandelt wird, welchen der Ferman anbefohlen hat, sondern überlassen dem Reisenden die Sorge für sein weiteres Schicksal; und da nun der „Herr Doctor“ mit der goldenen Brille in der Regel noch niemals einen Blick in die praktische Welt gethan hat und zum ersten Male sich wie einen Feldherrn an der Spitze einer kleinen Armee von Treibern, Dienern, fremden Völkerschaften und Lastthieren findet, mit welchen ersteren er meist nur mit Hilfe von Dolmetschern verkehren kann, so gibt es bald Mißverständnisse und Streit.

So lange der Troß die Gegenden bereist, in welchen der Ferman noch Furcht und Respect einflößt, geht es an.

Der Scheich des heimgesuchten Dorfes gibt mit schwerem Herzen von seinen Vorräthen an Vieh und Frucht her, was er hat, und das Dorf leidet nachher selbst Noth. Er erhält allerdings eine Quittung über die Lieferung, kann aber dieselbe niemals zur Geltung bringen, sie würde ihm von der Regierung höchstens eine Basiounade eintragen, weil er so dumm war und dem Willen des Entdeckungsreisenden nachgegeben hat.

Je weiter zum Aequator hinauf, desto armseliger leben die Einwohner, welche zu ihrem eigenen Glend nun noch den großen Reisetroß wochenlang unterhalten sollen!

Die den Gelehrten begleitende Dienerschaft ist in der Regel am brutalsten! Man stellt Forderungen an die armen Eingeborenen, welche gar nicht zu erfüllen sind. Es gibt schließlich Streit, der Ferman hat keine Kraft mehr, man greift zur Büchse und zum Revolver, und der Krawall ist fertig.

Nun beginnt ein förmlicher Eroberungszug „der Wissenschaft wegen“, und ich frage: Ob unter solchen Umständen die Eingeborenen nicht Recht haben, wenn sich dieselben ganz entschieden ihrer Haut wehren und mißtrauisch gegen jeden Eindringling Front machen?

Davon erzählen die gelehrten Bücher mit den lateinischen Lettern allerdings nichts, aber man hört davon, wenn man sich im Lande selber befindet.

Die Wissenschaft sollte keine Waffen tragen! Es ist aber gar lustig so ein wenig herumknallen und sieht auch recht stattlich und männlich aus, wenn ein paar Revolvergriffe aus dem Gürtel herauschauen!?

Die Erforschung der inner-afrikanischen Länder ist ja sehr lobenswerth und auch stets anzurathen. Es würde aber doch nützlicher sein, wenn unsere Betheiligung von staatlicher und wissenschaftlicher Seite auch einen wirklich p r a k t i s c h e n Vortheil für uns Deutsche, ob Oesterreicher oder Nordländer, hätte?!

Der werthe Leser wird gefunden haben, daß ich an mancher Stelle dieser Schilderung mein persönliches Mißbehagen betonte, welches mich in der Umgebung von Angehörigen der Grrrrrande Nation oder der stolzen Engländer befiel.

Sobald irgend ein Land, eine Insel oder ein guter Hafen entdeckt worden ist, suchen die Engländer den e r s t e n Vortheil daraus zu ziehen und die neue „Entdeckung“ an sich zu reißen, ebenso wie sie das Anrecht auf die neuesten „Erfindungen“ im Gebiete der Industrie für sich zu beanspruchen pflegen, obgleich dieselben von anderen Leuten, namentlich von Deutschen, gemacht wurden.

Wenn wir gesammten Deutschen in unserer gegenwärtigen, imponirenden Machtstellung doch dieselbe egoistische Politik treiben möchten?

Ich bin überzeugt, daß über kurz oder lang auch E g y p t e n schließlich ganz in die Hände der Engländer fallen wird und wir haben wieder das N a c h s e h e n !

Ein so reiches und fettes Land wie E g y p t e n mit seinen ausgedehnten, uncultivirten Ländereien, welche noch Millionen von Menschen Gelegenheit zur Ernährung geben, sollte vor Allem von uns Deutschen ins Auge gefaßt werden!

Ich habe mich immer oft und gern in dem Gedanken gewiegt, wie gut es sein müßte, wenn E g y p t e n durch einfache Eroberung plötzlich zu einer deutschen Colonie umgestaltet würde! Das wäre so ein Feld für unsere Industrie, für unsere Handels- und Finanzwelt und für unsere Männer der Wissenschaft! Ganz besonders aber gäbe es unseren ruhmvollen Armeen Gelegenheit, ihre Ueberlegenheit auch in einem fernem Lande zu bethätigen und unsere brave, zahlreiche Flotte brauchte sich nicht hinter den englischen „Bratrost“ zu stellen und, wie

es leider immer noch gegenwärtig der Fall ist, auf ihren Reisen bescheidenlich bei den Engländern um Kohlen, Proviant, besonders aber um gütige Erlaubniß zur „Passage“ anzufragen!

Ein noch so mächtiges, mit den besten Krupp'schen Gußstahl-Kanonen und mit den dicksten Eisenpanzern versehenes Kriegsschiff, auf welchem sich die bravsten Truppen befinden: es ist zu Wasser der reine Spielball, wenn es Mangel an Kohlen für seine vielen Dampfkessel leidet!

Der Wind thut es hier nicht allein, namentlich wenn er nicht weht! Ein solches Kriegsschiff muß sich unter besagten Umständen dem kleinsten Dampfer ergeben und seine stolze Flagge streichen!

Ich habe in meiner „Schilderung“ allerdings vielfach das ungesunde Klima Egyptens hervorgehoben, bin aber überzeugt, daß dasselbe nicht lediglich in der bedeutend größeren klimatischen Wärme zu suchen ist, sondern zumeist in dem großen Schmutz der Einwohner der Städte und Dörfer und namentlich darin, daß man keine Waldungen, keine Bäume anpflanzt, welche so sehr zur Verbesserung der Luft beitragen und namentlich in diesem Lande so üppig gedeihen würden!

Man stelle sich vor, daß wir in unsern Flachländern, z. B. in der sandigen Provinz Brandenburg ohne unsere meist künstlich angepflanzten Forste und Wälder leben müßten, wir würden den Aufenthalt sicherlich unerträglich finden!

Ich möchte daher, weil wir ebenso gut die Eigenschaften eines cultivirenden Volkes besitzen, einen neuen „Kreuzzug“ zur Eroberung Egyptens predigen, nicht um den sehr praktischen muselmanischen Glauben zu vernichten (über diese Zeiten sind wir hinaus), sondern um unserer armen, strebsamen und dennoch zu keiner Machtstellung gelangenden Industrie neue ergiebige Absatzquellen zu erschließen, just, wie es die Engländer thun!

Ganz Egypten scheint sich gegenwärtig in einer kritischen Lage zu befinden. Der junge, kaum neunzehnjährige Vicelönig will die Oberhoheit der Engländer abschütteln, welche sein Land mit Truppen besetzt halten. Ueber kurz oder lang wird das Land der Pharaonen zum Zankapfel der Mächte werden, welche in Europa den Ton angeben.

Sollte ich selbst nun durch vorliegende Schilderung mehr oder weniger das Interesse der geehrten Leser erweckt haben, daß dieselben auch noch Näheres über meine geringe Person zu erfahren wünschen?

Auf die Gefahr hin, ausdrücklich genannt zu werden, benutze ich den mir noch zu Gebote stehenden Raum und erzähle von mir und zwar nur auf den ausdrücklichen Wunsch einiger wohlgesinnter Freunde, welche mich förmlich dazu drängen.

Der geehrte Leser wird sich erinnern, daß damals aus Egypten ein hübscher Leinensack voll baarer Goldmünze als Erlös für Haus, Garten und Inventar ankam. Die Höhe der Summe spielt hier gar keine Rolle. Sie war nicht groß genug, um vom Couponabschneiden zu leben, sie reichte aber hin, um ein neues Heim und ein Geschäft zu gründen, welches in meiner Eigenschaft lag, nämlich eine *M a s c h i n e n f a b r i k*, das Dümme, was es damals gab (was ich aber vorher nicht wissen konnte).

Zu gleicher Zeit mit meiner kleinen, aber höchst kostspieligen Fabrik (denn ein Maschinenfabrikant braucht die theuersten Werkzeuge und vor allem die *D a m p f k r a f t*) entstanden nämlich die gigantischen Werke, welche auf *A c t i e n* gegründet wurden. Damals schon entbrannte der Kampf des Großcapitals gegen den kleinen Mann. An allen Ecken thaten sich die Geldprozen zusammen und bemächtigten sich jedes Zweiges der Industrie, welcher irgendwie lohnend schien.

Gegen solche Großmacht ist schwer anzukämpfen. Sie fraß wie ein Lindwurm alle die kleinen Geschäfte zusammen und ließ bei übermäßig großer Production 6—8 Percent Reingewinn, worüber die Geldmenschen eine närrische Freude hatten. Der *K l e i n e* Geschäftsmann konnte dabei verhungern und à la *K n e i p p b a r f u ß* gehen.

Der Lindwurm schwoll immer mehr an, seine Krippe war die „Börse“, welche das Vieh mästete. Alles was Geld besaß rannte dorthin um es zu füttern und ihm einige Percente abzapfen.

In Berlin grassirte das Actienfieber. Es gab Actienbier, Actienbrot, Actienkummel und sogar Actienmädel in gewissen Häusern und diese warfen die meisten Percente ab.

Bei dem vielen Futter wurde aber der Lindwurm immer dicker, platzte endlich und gebar die — *U e b e r p r o d u c t i o n*.

Jetzt war der Teufel los! Was nicht ganz fest auf den Beinen stand, um die Krankheit durch fleißiges Nachfüttern zu „übertauchen“ fiel um und so entstand der allgemeine Krach, welcher die kleineren Fabrikanten mit sich riß.

Nicht genug damit. Bei „Gründung“ meiner Fabrik hatte ich dieselbe auch versichert. Nach einem Jahre sollte die Prämie erneuert werden. Inzwischen aber war ich gekündigt worden, weil mein Haustyrann bauen wollte. Bis zur Ueberjiedlung in mein neues Heim blieb ich drei Monate unversichert.

Da geschah das, was nur mir allein passieren konnte:

In einer kalten Wintermitternacht pocht es mit Gewalt an unsere Fenster, welche im Parterre des Hofraumes lagen: „Feuer, Feuer! Auf, rettet Euch!“ erschallt es mit lautem Geschrei — wir springen entsetzt aus den Betten, ich glaube von dem damaligen Brand des Harems zu träumen — ein greller Lichtschein bedeckt den weiten Hof, das ganze Dach des einstöckigen, langen Gebäudes steht in Flammen, die vielen Remisen mit Stroh- und Futtermorräthen, mein daran stoßender Schuppen mit den vielen, theuren Holzmodellen — Alles brennt lichterloh!

Wir reißen die Kinder aus den Betten, hier war keine Rettung mehr für das ganze Gebäude, es brannte bis auf den Grund ab. Meine Maschinen lagen unter Asche, Schutt und verkohlten Dachsparren begraben und was vom Feuer verschont geblieben, wurde nun erst noch recht durch die berühmte Berliner Feuerwehr zusammengerissen und ordentlich eingetränkt!

Ich hatte wieder Alles hingegeben und verloren, und stand am Ruin meiner Habe, mittellos und ohne Existenz da!

Gefühlvoller Leser, weine nicht! „Das Thränenlein, was da fließet, schwellt nicht der Ströme Zahl,“ wie es im Lied heißt.

Mit einer riesigen Portion Selbstvertrauen machte ich mich daran, die vorliegende Schilderung zu schreiben, um gleichermaßen aus den Trümmern, welche mir aus der Erinnerung an Egypten geblieben, eine neue Zukunft aufzubauen, schwarz auf weiß gedruckt und — verkäuflich.

Ich warf den Hammer beiseite, welchen ich Anfangs noch neben dem Schreiben geschwungen und nahm nur noch die Feder in die Hand. Der alte, aber immer noch erste

Kopf mußte hergeben, was sich noch im Gedächtniß an die wunderbare Vergangenheit vorfand.

Grübeln und Nachdenken hilft. Während des Schreibens schon tauchten die Bilder der Vergangenheit vor meiner Seele auf, oft so lebhaft, daß die Feder mit den davoneilenden Gedanken nicht mitkommen konnte. Ich machte zum zweiten Male die ganze zehnjährige Vergangenheit durch und muß gestehen, daß ich dabei eben so oft das Verlangen hatte, mich in jene Zeit zurück zu versetzen.

Andererseits aber freue ich mich hierorts meines Lebens. Bei längerem Verweilen in Egypten wären meine Gebeine schon längst von der Sonne gebleicht worden und diese Schilderung hätte niemals das Licht erblickt, was doch ewig „schad darum“ gewesen wäre?

Es gab aber auch gewiß weit und breit keinen geeigneteren Ort zum Niederschreiben der dahin eilenden Gedanken, als dieses Stübchen, in der sehr hochgelegenen Etage eines Hauses im Thiergarten, dessen einziges Fenster eine entzückende Aussicht über den weitläufigen, prachtvollen Berliner Zoologischen Garten bot.

Da konnte der Blick freiweg schweifen über die grünbelaubten Gipfel der Bäume hin, zwischen welchen hindurch die buntenfarbigen, tempelartigen Gebäude für Elephanten und Mispferde, die Zwinger der Schakal's und des nubischen Löwen schimmerten, deren Geheul und rollendes Gebrüll bis zu mir herübertönte und alte liebe Erinnerungen wachrief, welche sofort den ganzen Zauber der Jagdpartien in dem Laube der Barabara, den treuen Mr. William und die reichen Lordsjöhne vor die Seele führten!

Merkwürdig! Die Entbehrungen und Mühseligkeiten, welche dazumal in der brennenden Sonnenhitze durchzumachen waren, sie sind fast vergessen und lassen sich nur schwer ins Gedächtniß zurückrufen, wenn der Blick auf diesen saftiggrünen Baumgipfeln ruht! Vergangenheit und Gegenwart, beide verschmelzen in einander!

Ist nun da drüben gar noch ein Concerttag und die Waldhörner mischen sich in das Geheul der Raubthiere, in das Zwitschern der Vögel im Laubwerk und tritt nun noch meine treue, egyptische Lebensgefährtin mit einem echt arabischen

Gruß hinzu, weil wir gern in dieser uns liebgewordenen Sprache verkehren, so durchlebe ich einen Hochgenuß, wie ihn meine Feder auszumalen nicht im Stande ist, da sie noch zu sehr in den Kinderschuhen der Schriftstellerei steckt.

Oft erschien mir die ganze Vergangenheit wie ein Traum, dann ruhte die Feder und sinnend schweiften die Gedanken hinüber zu den Pyramiden, zu den Königsgräbern und in die stillen Haine, wo die Lotosblume blüht.

Egypten!

„Wöchten Sie wieder dorthin?“ wurde ich oft gefragt.

Nein! Mir genügt die Erinnerung an all' das Erlebte, obgleich mich noch ein theures Pfand an dieses Land bindet: zwei Kinder, die ältesten, sie ruhen da weit unten, an der Mündung des Niles —

„Unser Bube wäre jetzt so und so alt, heute ist sein Geburtstag und unser Mäd'l wäre so alt,“ sagt meine Frau gelegentlich und sofort überfliegen die Gedanken Länder, Städte und Meere und verweilen endlich an einem stillen Ort, wo die Fächerpalme

„einsam und schweigend trauert“

und ihren Schatten über das gemeinsame, unscheinbare Grab von Brüderlein und Schwesterlein wirft —

Bei diesem meinem ersten schriftstellerischen Versuch hatte ich anfangs die Absicht, etwas ganz Besonderes zu leisten! Ich wollte es so machen, wie die meisten unserer Literaten, welche ihre Zeilen mit recht vielen Fremdwörtern spicken, damit das Ganze geistreich und gelehrt ausseht und der arme Leser alle fünf Worte über einen Ausdruck stolpert, den sich der Scribent extra aus einem Lexikon herausgesucht und in sein Werk übertragen hat.

Oh, ich könnte auch so schreiben, daß es gelehrt aussieht, denn ich spreche ja vier lebendige Sprachen und verstehe noch dazu etwas von einer sehr gelehrten Sprache, die sogar schon längst todt ist!

Es wurde mir aber sehr sauer, als ich aus meiner Individualität heraustreten und mein Naturell mit einer Perrücke, Brille, gelehrten Miene bekleiden wollte. Ich sah ein, daß ich mich nur lächerlich gemacht hätte, und lieferte deshalb das Vorliegende so, wie es ist, ohne die Attribute der Gelehrsamkeit.

Kaum waren aber die ersten Hefte in die Welt hinausgeflattert, so erhielt ich Briefe von Bekannten und Unbekannten, welche schonungslos gegen mich vorgingen:

„Sie haben in Ihrer Schilderung das Sclaventhum und das erbärmliche Leben der unterdrückten Fclachen nicht schroff genug hervorgehoben“ schreibt der Eine.

Ich bin gewiß dafür, daß der Mensch frei sei, kann aber jagen, daß die größte Anzahl der Sclaven in Egypten das bequeme, sorgenfreie Leben, welches sie bei ihrem Herrn führen, der Freiheit vorziehen werden. Was aber die unterdrückten Fclachen anbelangt, so habe ich gefunden: daß man denselben in ihrer großen Bescheidenheit und Genügsamkeit wohl nichts mehr geben oder nehmen kann?

Ein anderer Kritiker, welcher ein großer Freund der Araberinnen zu sein scheint, möchte wiederum die Vorzüge derselben so recht ins Licht gestellt sehen.

„Vergleichen Sie einmal die braunen und schwarzen ägyptischen Landesstöchter mit den blonden deutschen Bauer-mädcln“ schreibt dieser Ritter und setzt sich dabei im Sattel zurecht, als sei er gesonnen, eine Lanze für die Ersteren zu brechen: „und Sie werden finden, wenn Sie gerecht urtheilen, daß die Schönheit in Büste und Form, die kleinen Hände und Füße, die dunklen ausdrucksvollen Augen, das Ebenmaß in Stirn, Nase und Mund mit den prachtvollen Perlenzähnen, überhaupt die natürliche Grazie derselben jeden Vergleich mit den blonden Flachsköpfen Ihrer deutschen Landsmänninnen, mit den kurzen, dicken Taillen und Armen und Beinen wie ein Wurstmacher, mit den geschwollenen rothen Händen“

Oho! mein Lieber, ich bitte um mehr Zartgefühl!

Wenn die ägyptischen Mädchen einen reineren Typus in Gestalt und Gesichtszorn haben, so ist das ja recht hübsch? Wenn dieselben aber so viel arbeiten müßten, wie unsere deutschen Bauerntöchter und ihre kleinen Füße gegen die Winterkälte in derbe, wollene Strümpfe und tüchtige, mit Stroh gepolsterte Holzschuhe stecken müßten, wer weiß, wie es da mit der natürlichen Grazie aussehcn möchte?

Der Umgang mit Mistgabel und Stallbesen und das Putzen von Kühen, Pferden und Schafen sind nicht geeignet, die Grazie unserer Landesstöchter zu heben?

Ein solch armes Bauernmädel muß bei uns von früh bis spät in Feld, in Küche, Haus und Stall schaffen; es hat keine Zeit sich tätowiren zu lassen, wie es die Araberinnen thun, oder sich die Fußzehen und Fingernägel mit Henna roth zu färben? Bei aller Arbeit hält sie aber auf *S a u b e r t e i t* ihres Körpers, was die Egyptianerin nicht thut!

Noch einen wesentlichen Vorzug haben unsere Flachsköpfschen, überhaupt unsere Damen kaukasischer Race dennoch vor den Bronzebüsten und ebenholzfarbigen Schönheiten: sie können *e r r ö t h e n*! Auf ihren Wangen spielt jenes liebliche Roth, jenes Incarnat, welches nur der *w e i ß e n* Race eigen ist, jener Verräther der Unschuld, des innern moralischen und physischen Wohlbefindens!

Dieses liebliche Roth der Wangen kleidet die deutschen Mädchen und gibt ihnen einen ganz besonderen Vorzug, und wenn auch häufig zwischen den Backen ein kleines Stumpfnäschen sitzt, welches dem Künstler zu keinem Modell dienen kann, so wird die Trägerin desselben gewiß viele andere Vorzüge und Tugenden entwickeln, die einen so kleinen Fehler leicht übersehen lassen?

Ihr braunen und schwarzen Büsten am Strande des Nils könnt nicht erröthen. Eure dunkle Hautfarbe läßt jenes liebliche Roth nicht durchscheinen, und wenn Euch der Reisende irgend eine Schmeichelei oder etwas Anderes zuruft, was einem deutschen Mädchen das Blut in die Wangen treibt, so ändert sich nichts an Eurer Hautfarbe, sie bleibt gleichwohl dunkel und einfarbig.

Stumpf und gleichgültig lebt Ihr Eure Tage dahin. Ihr lernt nicht des Lebens höchste Seligkeiten kennen, welche das Herz unsrer Jungfrauen schwellen machen: das Erwachen der süßen Triebe, der innigen, sehnsuchtsvollen Liebe!

Jede Herzensregung ist Euch unbekannt. In Eurem schwarzen Busen schlägt das Herz in eintönigem, prosaischem Takt dahin, Nichts vermag die Leidenschaft in Euch zu erwecken oder die Pulse zu beschleunigen.

Dorten bei Euch am Nil wirbt das *G e l d* und kauft sich etwas Schönes. Das *H e r z* hat bei Euch keine Stimme. Hier bei uns wirbt die *L i e b e*, welche an dem erwählten Gegenstande Alles absolut hübsch findet und das Herz bleibt frisch und jung dabei!

So, mein hochgeschätzter Leser: nun sind wir wieder zu Hause und wollen's uns wohl gehen lassen. Du hast für Dein gutes Geld eine Reise von nahezu 800 Meilen gemacht, immer in einer Richtung nach Süden. Ich habe Dich hin und zurück geführt und bitte Dich schließlich, Dein erstandenes Billet weiter zu geben, damit auch Deine Freundschaft daran Theil habe.

Die Reise nach Egypten macht sich am besten im Winter, wenn bei uns der Schnee fällt und drüben dagegen sich die große Hitze zu einer mäßigen Sommerfrische abgeföhlt hat. Dann bekommt das Klima! Namentlich den Brustschwachen und Schwindstüchtigen, welche dort noch einmal aufleben und oft auch ganz genesen.

Ich brauche wohl aber nicht erst hinzuzufügen, daß auch ein schön Stück braves Geld zu einer solchen Reise gehört. „Ohne Geld ist der Teufel in der Welt“ hier, wie in Egypten und überall. Hundert blanke Thaler gehören schon dazu, um hinüber zu kommen. Drüben aber kostet jeder Tag eine Doppelfrone unter mäßigen Ansprüchen. Da darf man sich noch nicht einmal einen Harem halten.

Ich habe deshalb die Sache so eingerichtet, daß Jedermann sich auf ein Stündchen nach Egypten versetzen kann und zwar mitten in Deutschland!

Um mich dem mir durch die gute Aufnahme des vorliegenden Büchleins noch lieber gewordenen, lesenden Publikum mehr zu nähern, habe ich mit öffentlichen „Vorträgen über Egypten“ begonnen, welche dies Wunderland in Bild und Wort vorführen sollen.

Sollte nun der Zufall mich bei solcher Gelegenheit einem oder dem anderen meiner hochgeschätzten Leser näher bringen, so rufe ich ihm von Herzen zu:

Salam alekum!

Friede sei mit Dir!



